DER PIPER READER

HERBST 2023

ELISABETH SANDMANN

NATHAN HILL

KATRINE ENGBERG

HELGE TIMMERBERG

PHILIPP OEHMKE

CESCA MAJOR

MICHAEL LANGE

JULIA UND LISA HERMES

JAN PETER BREMER

JO CALLAGHAN

CARSTEN HENN

ANNE HEINZ

ANDREAS ALTMANN

ÖZGE İNAN

EMMA TÖRZS

RONEN STEINKE

LUCY COOKE

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

einer meiner Lieblingssätze aus einem meiner Lieblingsbücher, »Tschick« von Wolfgang Herrndorf, lautet: »Wenn man all die Mühe sieht, kann man sich die Liebe denken.« Seitdem ich bei Piper bin, kommt mir dieser Satz häufig in den Sinn. Denn er bringt den Charakter dessen, was Verlagsarbeit ist und ausmacht, für mich auf den Punkt.

Als im Frühjahr 2019, also vor gut vier Jahren, die erste Ausgabe des Piper Readers erschien, war das ein Experiment. Die Entscheidung, auf die ungefragte flächendeckende Beschickung mit Leseexemplaren zu verzichten und stattdessen ein gutes Dutzend Schlüssellochblicke und Sneak-Previews zu kommenden Titeln in einem Einleseheft zu bündeln, erschien gewagt. Unser Wunsch war es, mit dieser Hauszeitschrift eine herzliche Einladung an Sie auszusprechen: dazu, hinter die Kulissen der Lektoratsarbeit zu blicken, unsere Autor:innen und Bücher auf andere Weise zu erleben, als dies in Vorschauen und Verkaufsunterlagen sonst möglich ist. Und heute, gefühlt nur wenige Monate später und zugleich ein halbes Zeitalter weiter, können wir Ihnen die zehnte Ausgabe des Piper Readers präsentieren. Ihre Rückmeldungen und Reaktionen sind unser Ansporn, und dass Ihnen dieses Magazin inzwischen ebenso gut gefällt wie uns, ist der schönste Lohn für die Mühe, die jedes Mal aufs Neue hineinfließt. Der Piper Reader, der dank unserer Autorinnen und Autoren, der vielen engagierten Kolleginnen und Kollegen im Haus und insbesondere dank unseres genialen Grafikers Daniel Sluka, parallel zu den neuen Programmen entsteht, will dasselbe wie wir als Verlag insgesamt: sich selbst treu bleiben und dabei immer wieder überraschen, neue Perspektiven einnehmen und zugleich Orientierung bieten.

Dass dieser Anspruch im Sachbuch ebenso gilt wie in der Belletristik, in der Reise ebenso wie in der Romance, möchten wir Ihnen mit den Büchern unseres Herbstprogramms erneut beweisen. Oder, wie Katrine Engberg, unsere fulminante neue weibliche Stimme in der Spannung, es ausdrückt: »Ich wollte von Gutem und Schlechtem schreiben, und in meinem Schreiben wollte ich absolut ehrlich sein. Also musste ich über etwas schreiben, das mir sehr viel bedeutet.« Das Thema, um das »Glutspur« kreist, der Auftakt ihrer neuen Krimireihe, geht uns alle an: Flucht und das, was sie mit Menschen macht.

Viel Freude beim Lesen, Stöbern und Entdecken wünscht

Ihre Felicitas Loewenberg

INHALT

ELISABETH SANDMANN 04
PORTRÄT AUF GRÜNER WANDFARBE

NATHAN HILL 14
WELLNESS

KATRINE ENGBERG 22
GLUTSPUR

HELGE TIMMERBERG 32
JOINT ADVENTURE

PHILIPP OEHMKE 36
SCHÖNWALD

CESCA MAJOR 44
UND MORGEN FÜR IMMER

MICHAEL LANGE 52
KOOGLAND

JULIA UND LISA HERMES 54
OUT THERE

JAN PETER BREMER 61
NACHHAUSEKOMMEN

JO CALLAGHAN 70
IN THE BLINK OF AN EYE

CARSTEN HENN 80
DIE BUTTERBROTBRIEFE

ANNE HEINZ 88
BRUSH HOUR

ANDREAS ALTMANN 94
MORNING HAS BROKEN

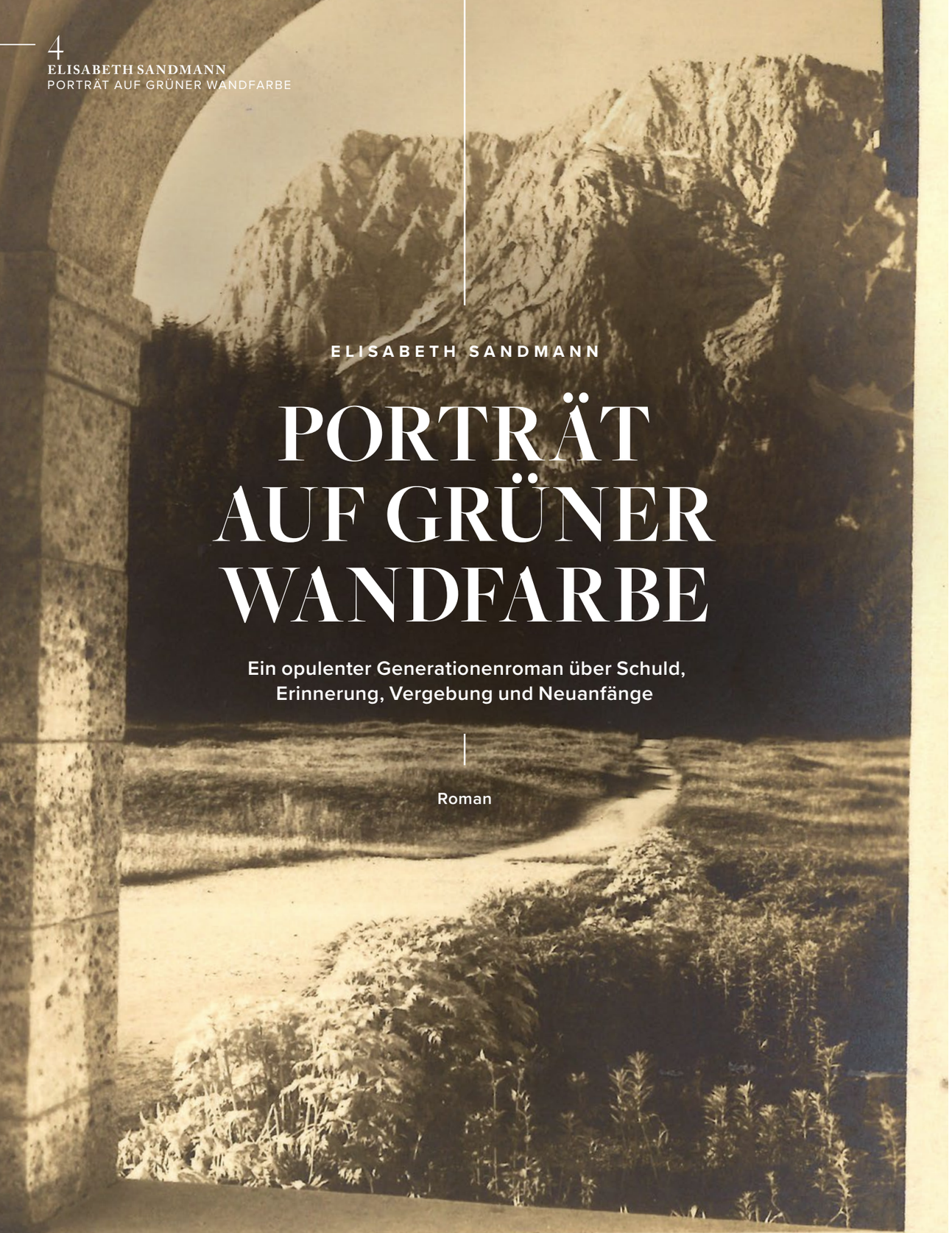
ÖZGE İNAN 98
NATÜRLICH KANN MAN HIER NICHT LEBEN

EMMA TÖRZS 104
INK BLOOD MIRROR MAGIC

RONEN STEINKE 112
VERFASSUNGSSCHUTZ

LUCY COOKE 117
BITCH

VORSCHAU 126 IMPRESSUM 128



INTERVIEW

Elisabeth Sandmann im Gespräch mit Felicitas von Lovenberg

Liebe Elisabeth, als ich das Manuskript Deines Romans zum ersten Mal lesen durfte, war ich vom Fleck weg hingerissen – von den Charakteren, von den Orten, aber vor allem von dem erzählerischen Temperament und der feinen Beobachtungsgabe, mit denen Du Menschen, Zeiten und Atmosphären lebendig werden lässt. »Porträt auf grüner Wandfarbe« ist für mich ein Roman, bei dem man wirklich alles um sich herum vergisst und dessen Figuren einen weit über die Lektüre hinaus beschäftigen. Was war für Dich die Keimzelle Deines Buches?

Das freut mich natürlich, denn meine Figuren sind mir zu so engen Freunden geworden, und zwar erstaunlicherweise die Frauen ebenso wie die Männer. Beschäftigt hat mich die Frage, wie es möglich war, in ein selbstbestimmtes Leben zu finden, wenn man als Frau Anfang des vorigen Jahrhunderts in einfache Verhältnisse hineingeboren wurde. Das war ja damals sehr schwer, aber Ella gelingt es, weil sie eine klare Vorstellung davon hat, wie sie nicht leben will.

Du bist Verlegerin des Elisabeth Sandmann Verlags, wo so unvergessliche Titel erschienen sind wie »Frauen, die lesen, sind gefährlich«, und Du bist selbst eine leidenschaftliche Leserin. Dies ist Dein erster Roman. Ist Dir der Wechsel in die Autorenrolle leichtgefallen? Hast Du womöglich schon lange davon geträumt, selbst schriftstellerisch tätig zu sein?

Ich glaubte lange, wenn ich mehr Zeit habe, schreibe ich Biografien über besondere Frauen oder über Ereignisse, die mit besonderen Frauen in Verbindung stehen. Aber dann ist mir die Figur der Ella begegnet, und ich bin in einen Sog geraten und stelle nun mit Erstaunen fest, welche Freiheit und welches Vergnügen darin liegen können, sich der eigenen Vorstellungskraft zu überlassen. Vielleicht ist es mir auch deswegen leichtgefallen, weil ich keinen Druck hatte. Ich dachte, das mache ich für mich, und wenn es gut wird, wird sich alles weitere ergeben.

Der Roman hat Tiefe und auch Humor. Es hat mir zum Beispiel gefallen, wie Gwen mit ihrer besten Freundin Laura und den beiden älteren Damen Lotte und Lily zu dem alten Gutshof fährt und es dabei nicht nur um die verschüttete Vergangenheit, sondern auch immer wieder ums Essen geht.

Ja, es wird viel und gut gegessen in meinem Roman, und es gibt von bayrischen Speckknödeln über Stettiner Zuckerkrapfen bis zu Scones mit Clotted Cream wirklich reichlich kulinarische Genüsse. Auch zwei Köchinnen, eine in Pommern und eine in Bad Tölz, spielen eine Rolle. Das Essen ist für Lily immer auch eine Möglichkeit, Gesprächen eine andere Wendung zu geben. Sie nutzt es, um abzulenken. Essen verbindet, lockert, schafft Nähe. Lily und Lotte, die nun beinahe 80-jährigen Damen, die sich noch aus der Zeit vor dem Krieg kennen, haben es faustdick hinter den Ohren. Sie haben trotz sehr unterschiedlicher Lebenswege ihre Freundschaft halten können und schwere Zeiten überstanden, aber bei einem Stück Marmorkuchen oder Wiener Würstchen werden sie schwach. Ich hoffe, dass man auch immer wieder lachen kann und die Figuren trotz – oder gerade wegen – ihrer Fehler ins Herz schließt.

Gwen spürt, dass es in ihrer Familie eine Leerstelle gibt, Ereignisse, über die niemand sprechen will. Wie groß ist die Macht des Ungesagten für Dich?

Die Macht des Ungesagten ist immens, und sie greift innerhalb der Generationen weit zurück und weit voraus. In Familien wurden und werden Ereignisse und Menschen verschwiegen: aus Scham, Schuld, Trauer.

Aber das Unsichtbare, Ungesagte bedeutet nicht, dass es nicht da ist. Gwen begibt sich auf eine Suche, und sie stellt dabei fest, dass es oft schwer ist, Menschen für ihre Taten zu verurteilen, wenn man nicht das ganze Bild kennt. Ebenso erkennt sie, dass Versöhnung nur gelingen kann, wenn es ein Verstehen gibt, das verbunden ist mit großer Offenheit. Das Schöne ist, dass sich Menschen nicht nur mit anderen, sondern auch mit sich selbst versöhnen können.

Der Roman spielt an ganz unterschiedlichen jeweils sehr eigenen Orten – im Tölzer Land und auf der Elmau, in Oxford und London, in Berlin, Frankfurt, Salzburg und Pommern. Welche besondere Bewandtnis hat es mit diesen Orten?

Alle diese Orte sind mir vertraut, und an einigen habe ich längere Zeit gelebt. Für mich ist es wichtig, die Schauplätze meines Romans zu kennen. Das Hotel Schloss Elmau zum Beispiel ist ein Ort, an dem sich deutsche Geschichte spiegelt mit allem, was dazu gehört. In Oxford habe ich studiert, und in London gearbeitet. In so einem Haus wie dem, in dem Gwen wohnt, würde ich auch gerne leben. Über Pommern habe ich durch die Familiengeschichte meines Mannes mehr erfahren, und ich habe mich mit den Verlusten beschäftigt, die mit Flucht und Vertreibung einhergingen. Dazu gehören auch Häuser, Möbel, Bilder, Alltagsgegenstände. Sie sind oft die letzte Verbindung zur Vergangenheit. Davon abgesehen, verhalten sich Figuren natürlich auch je nach dem Ort, an dem sie sind, anders. Es entfalten sich sehr unterschiedliche Möglichkeiten – und das gefällt mir.

Neben den starken Frauen gibt es Männer, die so gar nicht dem patriarchalen Bild von damals entsprechen, wie Jakob von Stein und sein Sohn Theo oder Korbinian Huber. Welche Rolle spielt eigentlich die Liebe?

Alle Männer im Roman müssen es aushalten, dass sie es mit eigenständigen Frauen zu tun haben, die selbst bestimmen, was sie wollen und mit wem. Aber die Liebe entscheidet, wo sie hinfällt. Damit müssen auch die Frauen leben. Es geht um spät sich erfüllende Lieben - mit einer Ausnahme, die ich natürlich nicht verrate.

LESEPROBE

Lily lädt 1992 ihre Nichte Gwen ein, eine Reise an die Orte der familiären Vergangenheit zu unternehmen. Gwen macht sich daraufhin auf die Suche nach Fotografien und Erinnerungsstücken. Im Haus ihres Vaters Robert hat sich überraschenderweise eine Schachtel erhalten mit Ellas Heften. Diese beginnt Gwen nun zu lesen, und die Aufzeichnungen, die in das Jahr 1911 zurückreichen, führen sie tief hinein in die eigene Familiengeschichte.

Die roten Hefte

»Sie hat rote Haar, feuerrote Haar sogar«, schmetterten fünf etwa zwölfjährige Buben und verfolgten dabei zwei Mädchen, die so schnell davonliefen, wie sie nur konnten. Ihre Zöpfe, die mit großen Schleifen zusammengebunden waren, wurden mit jedem Schritt rhythmisch in die Höhe geworfen und fielen wieder schwer auf die Schultern der Mädchen herab. Unter ihren Kleidern sah man rutschende Wollstrümpfe, sie hatten die langen Röcke nach oben gerafft, um schneller rennen zu können.

»Sie hat rote Haar, feuerrote Haar sogar«, begann der Kräftigste, der den beiden Mädchen immer näherkam, von Neuem. Doch völlig unerwartet blieb eines der Mädchen plötzlich stehen, sodass es fast mit ihm zusammenprallte, boxte ihn mit voller Wucht in den Magen und rief dabei: »Wenn du nicht aufhörst, mich und die Franzi zu ärgern, kannst du was erleben.«

Was das sein würde, erklärte es nicht. Den anderen Jungen blieb der Mund offen stehen. Hatten sie gerade richtig gesehen? Hatte die Ella furchtlos dem Quirin einen Schlag versetzt, den sie sich selbst nicht zugetraut hätten? Und noch unglaublicher war, dass der Quirin stehen geblieben war und keinen Mucks machte. Vermutlich ahnte er, dass er sich von dieser Schmach lange nicht erholen würde. Ein Mädchen hatte ihn, ausgerechnet ihn, vor den anderen geboxt und damit bloßgestellt.

»Du hast ihm richtig eine verpasst«, meinte Franzi später anerkennend. »Pfundig war das. Das erzähl ich dem Vater. Dabei sprach sie Vater aus, als würde es mit zwei d und ohne e geschrieben.

Franzi hieß eigentlich Franziska Gumpelmayer und war die einzige Tochter des ortsansässigen Metzgermeisters und Schlachters. Ihre Haare leuchteten rot, und ihre helle Haut war mit Sommersprossen übersät, als hätte ihr ein Maler winzige Pünktchen sehr gleichmäßig ins Gesicht getupft. Über Mädchen mit roten Haaren wurde überall ausgiebig gespottet, aber die Franzi war die beste Freundin von der Ella, und das schützte sie vor schlimmeren Übergriffen. Franzis Vater steckte der treuen Freundin daher immer mal wieder eine Wurst zu, die in Ellas Familie dankbar angenommen wurde.

Ellas Eltern Sepp und Maria lebten nämlich in großer Bescheidenheit, man könnte auch sagen Armut. Vier Kinder, drei Buben und ein Mädchen, mussten versorgt werden. Der Vater hatte eine Arbeit am Bahnhof gefunden, wo er half, die Isartalbahn mit Flößerhölzern oder anderen Gütern zu beladen. Seine eigenen Wünsche hatte er längst begraben. Dabei hatte es zunächst so ausgesehen, als läge eine passable Zukunft vor ihm. Ein Stipendium hatte dem kleinen Sepp Blau den Besuch einer Klosterschule ermöglicht, in der musiziert und die Begabungen der Schüler in bescheidenem Rahmen gefördert wurden. Als dann der Vater starb, brachen die schulischen Leistungen ein, das Stipendium wurde aufgekündigt, und der vierzehnjährige Bub musste plötzlich Geld verdienen. Nun ging es nicht mehr um Neigungen, sondern darum, die Not der verwitweten Mutter und der jüngeren Geschwister zu lindern. Als Sepp später heiratete, hatte dies mehr mit dem kleinen Hof zu tun, den seine Braut Maria mit in die Ehe brachte, als mit echter Zuneigung.

Auch für Maria waren die Träume früh ausgeträumt, dabei hatte sie sich viel von der Ehe mit Sepp versprochen, der ihr gut gefiel in seiner für einen Mann selten sensiblen Art. Aber nachdem das erste Kind gestorben war und danach das zweite und dritte, entwickelte Maria eine Härte, die sich zunächst gegen sie selbst und dann gegen die ganze Familie richtete. Das mochte auch daran liegen, dass es in ihrer Umgebung niemanden gab, der für ihre Trauer, Verzweiflung und Einsamkeit Verständnis gezeigt hätte. Es wurde ja ständig geboren und gestorben, und so quittierte man ein Zuviel an Empfindlichkeit eher mit Häme.
Maria kümmerte sich um die kleine Landwirtschaft, die eher der Selbstversorgung diente, nur hin und wieder kam es vor, dass sie etwas Gemüse oder Fleisch auf dem Markt verkaufen konnten, aber selten genug. Sie hatte sich eine profunde Kenntnis über heilende Pflanzen angeeignet, mit der sie ihre kleine Tochter Ella begeisterte, die mit ihrem Weidenkörbchen nur zu gerne auf die Almwiesen ging, um mit der Mama Kräuter und seltene Pflanzen zu suchen.
Maria sprach wenig, lachte nie, aber erfüllte ihre Pflichten zuverlässig wie ein Uhrwerk. Schließlich mussten die Schulgebühren bezahlt werden. An Kleidung herrschte Dauermangel, und nur zwei Kinder hatten einigermaßen brauchbare Schuhe, die anderen liefen im Sommer barfuß. Ella konnte nicht die Hosen und Hemden ihrer Brüder auftragen, obwohl sie das gerne getan hätte, sodass für sie, selten genug, ein Stück Stoff erworben werden musste, aus dem die Mutter dann ein einfaches Dirndlkleid nähte. Es waren Festtage, wenn so ein Kleid nach all dem Stillstehen, Maßnehmen und Anprobieren endlich fertig war.

Nachdem Ludwig Gumpelmayer von Ellas Fausthieb in Quirin Wachtveitls Magengrube gehört hatte, fragte er sie, ob sie einen Wunsch habe. Er war zutiefst beeindruckt vom Schneid dieses kleinen Mädchens. Ja, einen Wunsch hatte sie.
»Ich wünsche mir ein Paar Stiefel zum Schnüren«, antwortete Ella gedehnt, so als würde sie es genießen, diesen Wunsch erstmals laut auszusprechen und sich dabei selbst zuzuhören. »So welche, wie sie die Franzi hat«, ergänzte sie.
Das war ein ziemlich großer Wunsch, und Ella hatte für einen Moment das Gefühl, ihr Glück doch zu

stark herausgefordert zu haben. Schuhe aus Leder waren ein unerreichbarer Luxus. Aber Franzis Vater nickte nur und meinte, sie solle sich auf einen Pappdeckel stellen. Dann zeichnete er die Umrisse ihrer Füße ab und versprach, sich um die Stiefel zu kümmern.
Für Ella waren die Schuhe von außerordentlicher Wichtigkeit und ein elementarer Bestandteil ihres Plans, den sie in jungen Jahren heimlich für sich geschmiedet hatte. Bald würde sie die Schule verlassen müssen, und sie wollte auf gar keinen Fall auf einem Bauernhof als Magd arbeiten. Das Schulgeld konnte nicht länger bezahlt werden, obwohl sie besser lesen und rechnen konnte als alle in ihrer Klasse. In ein Mädchen zu investieren, galt zudem ohnehin als Verschwendung.
Ihren Eltern gegenüber hatte sie sich nicht getraut, den Wunsch nach Schuhen zu äußern. Es war nicht erlaubt, sich etwas zu wünschen, was jenseits der Möglichkeiten lag. Und Schuhe gehörten in diese Kategorie. Eigentlich lag alles jenseits der Möglichkeiten, und Wünsche laut auszusprechen, war daher immer ein gefährliches Unterfangen, das der Vater vielleicht mit einer Watschn quittieren würde. Jedenfalls war das ihren Brüdern oft so ergangen.
Gefühle und Sehnsüchte, Freude und Vorfreude waren in ihrer Familie irgendwann verschwunden wie die Murmeln eines Spiels. Niemand wusste mehr, wer wann und wo die Kugeln verloren hatte.
Aber Ella ließ sich vom Wünschen nicht abbringen, und wenn sie in ihrem Bett lag, träumte sie davon, einmal eigenes Geld zu verdienen und so unabhängig zu sein, dass sie niemanden mehr um Erlaubnis würde bitten müssen. Ihr Vater hatte eines Abends erzählt, dass immer mehr Städter mit der Isartalbahn von München nach Tölz reisten, um Erholung zu finden. Ella hatte seine Schilderungen mit großem Interesse verfolgt, und obwohl sie dies in jenem Moment noch nicht bewusst fassen konnte, formierte sich in ihr ein Vorhaben.
Seit einigen Jahren durfte sich das kleine Städtchen Tölz nun schon als Kurort bezeichnen und den Titel »Bad« führen. Man hatte heilende Jodquellen gefunden, die Reisende aus der näheren und weiteren Region anzogen. Der Schriftsteller Thomas Mann hatte sich von einem Neffen des renommierten Architekten Gabriel von Seidl eine moderne Villa erbauen lassen und verbrachte die Sommer mit seiner Frau Katia und den Kindern im Voralpenland.

GWEN FARLEIGH

ist Mitte dreißig und gerade nicht wirklich zufrieden mit ihren privaten und beruflichen Aussichten. Es ist das Jahr 1992, Gwen lebt mit Kater Sloppy in einem malerischen Außenbezirk Londons, joggt regelmäßig durch den Park von Hampstead Heath, genießt ihren Earl Grey mit einem Schuss kalter Milch und liebt den Austausch mit ihrer psychoanalytisch begabten Freundin Laura. Als ihre Tante, Lily von Stein, sie einlädt, mit ihr an die Ostsee zu fahren, dorthin, wo die Familie einst lebte, beginnt für sie ein ungeahntes Abenteuer und eine Reise im doppelten Sinne. Am Ende wird sie nicht nur das große Verschweigen und Verdrängen aufgedeckt haben, sondern eine vorher nie gekannte Freude am Leben verspüren.

ELLA BLAU

weiß, dass der Sprung in ein anderes gesellschaftliches Milieu möglich ist - mit der richtigen Kleidung und vor allem Bildung - und beides scheint für sie im Jahr 1911 unerreichbar. Aber ein Paar Lederstiefel und die Anstellung im Gästehaus Huber in Bad Tölz sowie die Begegnung mit Korbinian Huber und der kaschubischen Köchin Jola verändern alles. Ellas Neugierde führt sie nicht nur in die Arme der Frauenrechtlerin Fräulein Schönlein in München und nach Pommern an die Ostseee, sondern auch in das legendäre Hotel Schloss Elmau, wo sie Jakob von Stein begegnet. Ihre Freundin und Konkurrentin Ilsabé begleitet ihren Lebensweg – und durchkreuzt ihn oft genug. Wie gut, dass Ella darüber in ihren roten Heften geschrieben hat, die Gwen Jahre später finden und lesen wird.

ILSABÉ VON ISOLANI

einem österreichisch-italienischen Adel entstammend, nimmt sich, was sie will. Mit Ella teilt sie auf Schloss Elmau 1918 das Zimmer, aber mehr nicht. Sie liebt flotte Autos und flotte Männer, hat keine Lust auf Sentimentalitäten und hinterlässt eine Spur der emotionalen Verwüstung, vor allem im Leben ihrer Tochter Marga, Gwens Mutter. Sie ist geistreich, schlagfertig, attraktiv und eine Spezialistin für Überraschungen aller Art. Dazu gehört auch ihr spontaner Entschluss, mit 94 Jahren ihr bewegtes Leben, das sie eigentlich in Chile hatte beschließen wollen, in Gwens Nähe ausklingen zu lassen. Dies bringt die Pläne und festen Vorstellungen ihrer Enkelin im fernen England reichlich durcheinander.

LILY VON STEIN

ist nach dem Zweiten Weltkrieg nach London emigriert, wo sie engen Kontakt zu ihrer Nichte Gwen pflegt. Sie ist mit beinahe 80 Jahren noch immer überaus aktiv und möchte endlich, nachdem der Eiserne Vorhang gefallen ist, mit Gwen und ihrer Jugendfreundin Lotte in ihr Elternhaus an die Ostsee reisen. Lily ist eine Meisterin darin, Dinge auszuplappern, die sie besser verschwiegen hätte, und das zu verschweigen, was alle brennend interessiert. Und kann man Lily ihre Ahnungslosigkeit wirklich abnehmen, wenn es um verschwundene Gemälde und andere geliebte Gegenstände ihres Vaters Jakob von Stein geht?

DIE FRAUEN

Gabriel von Seidl liebte das kleine Tölz. Seine Pläne, die Fassaden der heruntergekommenen Häuser in der Marktstraße umzugestalten oder sie gleich neu zu bauen, hatte man aufgegriffen, und nun wirkte es, als hätte jemand ein verblichenes Sepia-Foto in leuchtenden Farben aquarelliert. Der alte Muff war verschwunden, und das Städtchen sah wie frisch gewaschen aus. Erste Kurhotels eröffneten ebenso wie kleinere Pensionen, in denen vor allem die Sommerfrischler Kost und Logis suchten, um von dort aus Spaziergänge an der Isar oder Wanderungen in die Voralpen zu unternehmen.
In solch einem Gästehaus wollte Ella arbeiten, aber dafür brauchte sie drei Dinge, zumindest behauptete das ihr älterer Bruder Gustl: Man sollte nach der Schrift sprechen können, also Hochdeutsch, wenigstens einigermaßen; man brauchte unbedingt vorzeigbares Schuhwerk, was die kleine Schwester so schnell nicht bewerkstelligen würde; und man musste die Wünsche der feinen Gäste kennen. Gustl gab kräftig an mit seinem Wissensvorsprung, denn er half am Bahnhof, das Gepäck der Reisenden zu tragen und kam so ins Gespräch mit Kurgästen und Wanderern.

Die Lederschuhe

Als Ella eines Tages mit ein paar neuen Schnürstiefeln nach Hause kam und ihr Glück selbst kaum fassen konnte, staunte ihr Bruder nicht schlecht. Es waren Schuhe aus hellem, weichem Leder, aber das Besondere an ihnen war der Schaft aus einem dünnen und durchlässigen Stoff, der aussah wie gehäkelt. Mit einem Lederband musste man die Häkchen links und rechts über Kreuz zubinden. Ella kannte keinen besseren Vergleich, aber es war, als ob man mit der Fußsohle in einen noch warmen Kuhfladen treten würde. So weich und angenehm fühlten sich diese Schuhe an, wenn sie mit der Hand die innere Form erkundete. Gustl nahm sie das Versprechen ab, den Eltern nichts von den Schuhen zu verraten, dabei sollte er aufstehen und schwören. Ella musste im Gegenzug den Stalldienst für zwei Wochen übernehmen. Weil das eine ziemlich lange Zeit war, zeigte sich Gustl entgegenkommender als gewöhnlich und erzählte seiner Schwester, dass Frau Huber neuerdings auch Sommergäste aufnahm. Ella schloss daraus, dass dort vielleicht eine Hilfe gebraucht werden würde.

An einem Sonntag im Frühjahr 1911 beschloss Ella, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen. Sie wusch ihre immer etwas nach Stall riechenden langen Haare besonders gründlich, flocht sie zu dicken Zöpfen und band aus ihren schönsten Bändern Schleifen. Sie zog das Sonntagsdirndl an und die neuen Schuhe. So wollte sie zur Frau Huber gehen, um nach einer Stellung für sich zu fragen. Es war etwa eine halbe Stunde Fußweg. Ihren Eltern verriet sie vorerst nichts von ihren Plänen, sie fürchtete, man würde sich über sie lustig machen und ihr den Mut nehmen.
Josefa Huber hatte die Anteile an einer Brauerei verkauft, die ihr von ihrem verstorbenen Mann, dem Doktor der Medizin Herrn Alois Huber, vererbt worden waren. Mit dem Geld hatte sie das alte, bäuerliche Haus abreißen und ein neues im hochaktuellen Jugendstil erbauen lassen. Sie träumte davon, dass die Sonne durch größere Fenster ins Innere dringen würde. Auch hatte sie konkrete Vorstellungen von der Gestaltung des Gartens. Das Walmdach zog sich über die zweite Etage, und die Gauben im Dach wurden flankiert von blauen Fensterläden und Fachen. Hellgraue Holzpaneele zierten die Vorderseite vom zweiten Stock bis unter das Dach und ergaben einen interessanten Kontrast zu dem sandfarben gestrichenen Sockel im Erdgeschoss. Ein Bauerngarten und ein Kräuterbeet waren hinter der Küche angelegt worden, und unter den Obstbäumen standen einzelne Tische und Korbmöbel.
Das Haus war mit allem Komfort ausgestattet, es gab sogar Zimmer mit Bad, einer Badewanne und einer Toilettenwasserspülung. Eine mit Glas überdachte Loggia ermöglichte den Gästen auch bei schlechtem Wetter einen Aufenthalt fast wie in der freien Natur. Außerdem hatte Frau Huber eine exzellente Köchin eingestellt, deren Entenbraten mit Rotkraut und Knödeln ebenso wie ihre Buchteln bereits nach kurzer Zeit einen legendären Ruf genossen. Das Hubersche Gästehaus war zu einem Geheimtipp avanciert und zog wohlhabende Städter an, die hinaus in die Natur wollten.
Im Garten sah Ella einen Jungen, der gerade den Zaun reparierte. Selbstbewusst fragte sie, ob sie die Frau Huber sprechen könne.
»Was willst du denn von ihr?«
»Das will ich dir nicht sagen«, meinte Ella bestimmt.

DIE MÄNNER

JAKOB VON STEIN

kommt aus einer wohlhabenden, ehemals jüdischen, später konvertierten und in den Adelsstand erhobenen pommerschen Familie. Seine Passion gilt der Ägyptologie und der Orientalistik. Eine Reise ohne Baedeker ist für ihn unvorstellbar. Nach dem Tod seiner Frau Ruth verbringt er Wochen der Erholung auf Schloss Elmau, wo er Ilsabé und Ella bald näher kennen lernt. 1938 flieht der einstmals hochgeachtete Mäzen über Triest nach Haifa in Palästina. Vorher steckt er seinem Sohn Theo noch einen Zettel mit kryptischen Informationen zu, die erst Jahrzehnte später ausgerechnet in Lottes Berliner Wohnung entschlüsselt werden.

THEO VON STEIN

hat ein Leben lang geglaubt, er sei Gwens Onkel, aber was, wenn das gar nicht stimmt? In jedem Fall ist er Professor für Altphilologie in Oxford und ein passionierter Schachspieler. Theo liebt englischen Tweed, das British Museum und ein Glas Sancerre. Er bittet Gwen, auf ihrer Reise nach Polen in Kolberg der ermordeten Familienmitglieder zusammen mit Lily zu gedenken. Am Ende muss der gute Theo erkennen, dass nicht nur ihm Vieles verschwiegen wurde, sondern auch er folgenreich gelogen hat.

KORBINIAN HUBER

verliebt sich bereits 1911 in die damals 13-jährige Ella, als sie im Gästehaus bei seiner Mutter Josefa um eine Anstellung bittet. Während des Ersten Weltkriegs kommt der Medizinstudent mit den Schrecken des Krieges in Berührung und entdeckt die Bedeutung der Psychoanalyse. Behutsam schubst er Ella aus dem Huber'schen Gästehaus, damit sie eine solide Ausbildung bekommt. Ob ihm dies auch eingefallen wäre, wenn er die Folgen hätte absehen können? Zum Glück hat er die Idee, Ella 1930 nach Salzburg zu den Festspielen einzuladen.

SCHLOSS ELMAU

in der Nähe von Garmisch-Partenkirchen gelegen, wird 1916 von einem Visionär für die Befreiung des "Ichs", Dr. Johannes Müller, am Fuße des Wettersteingebirges erbaut. Die Gäste akzeptieren selbstredend, dass der Hausherr über die Tischordnung verfügt und beim Tanzen nicht gesprochen werden darf. Die jungen "Haustöchter" aus besten Familien, darunter die schöne Ilsabé, sollen zur Hebung des Niveaus beitragen. Ella lässt sich davon nicht beeindrucken, aber sie interessiert sich neuerdings ohnehin vor allem für Jakob von Steins ägyptologische Ausführungen.

»Aha, ein Geheimnis«, spöttelte der Junge.
»Nein, aber ich muss es dir ja nicht gleich sagen.«
Der Junge war mit seinen achtzehn Jahren eigentlich ein junger Mann und sah aus wie ein Handwerksbursche. Er trug ein kariertes Hemd, das ihm viel zu groß war, und eine verbeulte Leinenhose mit Hosenträgern. Er war groß und dünn, hatte dunkelblondes, zerzaustes Haar und einen etwas schlaksigen Gang. Er war nicht so leicht zu beeindrucken, aber Ella gefiel ihm.
»Ich hole meine Mutter«, sagte er und lächelte amüsiert. Ella wäre am liebsten im Erdboden versunken, sie hatte nicht damit gerechnet, so unvermittelt mit dem Sohn der Pensionswirtin zusammenzutreffen.
»Was willst du?«, fragte Frau Huber etwas kurz angebunden, denn sie hatte sich gerade hingesetzt, um eine Handarbeit wiederaufzunehmen. Sie war eine resolute Frau und konnte sich nicht vorstellen, was dieses junge Ding von ihr wollte. Man musste dem Mädchen sicher alles erklären, weil es doch aus recht einfachen Verhältnissen zu kommen schien.

DIE HÄUSER

DER GUTSHOF

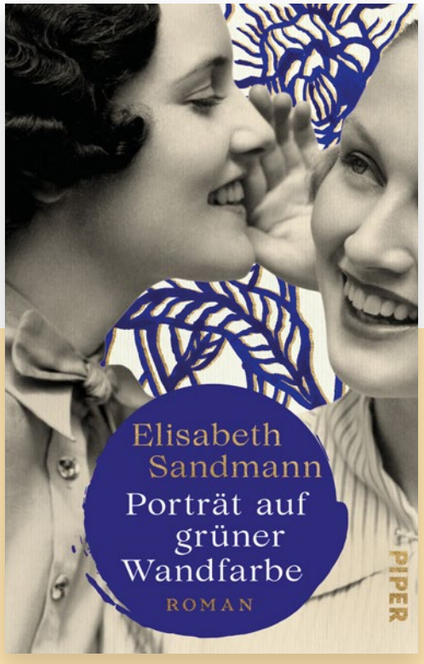
in der Nähe von Köslin, dem heutigen Koszalin in Polen, erwirbt Jakob von Stein ein vornehmes Anwesen mit Stallungen und Landwirtschaft. Zur Ostsee sind es nur ein paar Kilometer. Hierher reisen Gwen, Lily, Lotte und Laura von Berlin aus im Sommer 1992 in einem Golf Cabrio der ersten Baureihe. Laura und Gwen finden einen Weg, in das verschlossene Haus zu gelangen. In einem der Zimmer hat sich die grüne Wandfarbe erhalten.

»Ich heiße Ella Blau und bin die Tochter vom Sepp Blau, ich bin dreizehn Jahre alt und sehr gut in der Schule, aber da darf ich jetzt bald nicht mehr hingehen, weil das Schulgeld zu teuer ist. Ich möchte fragen, ob sie jemanden brauchen, der ihnen hilft, wenn sie jetzt so viele Gäste haben«, erläuterte Ella ihr Anliegen, so wie sie es sich immer wieder vorgesagt und fast auswendig gelernt hatte.
»Was kannst du denn?«, fragte Frau Huber etwas freundlicher.
»Ich kann alles, was man mir aufträgt. Ich bin schnell und geschickt. Ich kann in der Küche helfen oder im Garten oder im Stall«, antwortete Ella selbstbewusst.
»Na ja, einen Stall haben wir hier nicht, aber du kannst vielleicht wirklich in der Küche helfen, und wenn dort nichts zu tun ist, müsstest du in der Waschküche mitarbeiten oder wo halt sonst jemand gebraucht wird. Und es gibt nur Arbeit während der Saison. Im Winter brauche ich niemand«, betonte Frau Huber mit Nachdruck, überrascht über ihr eigenes so schnelles Einlenken.

Was eine Saison war, wusste Ella nicht. Frau Huber sprach es aus wie Säsong. Ella sah auf den Kräutergarten und hatte einen Blitzgedanken. »Ich kenne mich auch gut mit Kräutern aus und mit Pflanzen, und wenn jemand krank ist, weiß ich auch Bescheid.«
Der Sohn von Frau Huber nickte seiner Mutter aufmunternd zu und sein Blick sagte: Nimm die!
»Also gut. Du kannst auf Probe anfangen, und dann schau'n wir weiter. Ich muss erst sehen, ob du eine Hilfe und keine Last bist. Und bring eine Bescheinigung von deinem Vater mit, oder er soll selbst vorbeikommen. Du bist ja noch ein halbes Kind.«
Frau Huber verschwand, und Ella blieb unschlüssig im Garten stehen, als der junge Mann sich ihr vorstellte: »Ich bin der Korbinian, und mich interessieren übrigens auch alle Kräuter und Heilpflanzen. Ich will nämlich Medizin studieren und später Arzt werden.«
»Ach, wirklich?«, meinte Ella bewundernd, und dann fügte sie hinzu: »Ich habe ein ganzes Album mit getrockneten Heilpflanzen. Das zeig ich dir, wenn ich jetzt zu euch ziehe. Ich muss nur in der Schule Bescheid geben, dass ich nicht mehr komme. Die werden staunen.« Und dann hüpfte Ella mit ihren Lederstiefelchen davon.

So kam es, dass Ella bei Josefa Huber eine Anstellung fand. Ihre Eltern waren erstaunt, aber zufrieden, denn nun gab es eine Esserin weniger am Tisch. Bevor Ella mit ihrem kleinen Koffer aufbrach, in dem nicht vielmehr als ein Nachthemd, etwas Wäsche, ein Rock und eine warme Jacke lagen, bürstete Maria ihrer Tochter zart und kräftig zugleich die glänzenden, dunkelbraunen Haare. Sie hatte dies ein ums andere Mal getan, wenn sie ihre Zuneigung zeigen wollte.

Bald schon trafen die ersten Sommergäste ein und erfreuten sich an Zimmern mit Aussicht, an einem weit überdurchschnittlichen Komfort, einer besonders guten Küche und an Josefa Hubers großen Gabe, Probleme zu lösen, statt sie zu schaffen.



29. JUNI 2023

ELISABETH SANDMANN
PORTRÄT AUF GRÜNER WANDFARBE
Roman
Hardcover mit Schutzumschlag
512 Seiten
24,00 € (D) 24,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07198-7

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

WELLNESS

NATHAN HILL

Als Jack and Elizabeth 1993 ein Paar werden, spricht alles gegen sie. Doch der junge Fotograf mit den bäuerlichen Wurzeln und die Psychologiestudentin aus gutem Hause heiraten – und erleben in der vibrierenden Kunstszene Chicagos aufregende erste Jahre.

NATHAN HILL IM GESPRÄCH

Im Herzen Ihres Romans »Wellness« stehen Jack und Elizabeth, ein Ehepaar, das wir in unterschiedlichen Phasen seiner Beziehung kennenlernen. Wie entwickelt sich ihre Geschichte, die in Rückblicken und Vorgriffen erzählt wird?

Ich wollte eine Liebesgeschichte erzählen, die ein bisschen anders ist. Ich wollte die Geschichte eines Paares erzählen, doch diese Geschichte sollte drei Hauptfiguren haben: einen Ehemann, eine Ehefrau und die Zeit. Es ist ein Buch über die fundamentale Herausforderung einer Ehe: dass der Partner, der zu Beginn einmal Buch »Ich will« sagte, fünf, zehn, zwanzig Jahre später nicht mehr genau dieselbe Person ist. Und man selbst ist auch nicht mehr dieselbe Person. Die Welt ist nicht mehr dieselbe. Alles verändert sich – und trotzdem geben sich Paare bei jeder Trauung immer wieder dasselbe Versprechen: dass sich trotz aller Turbulenzen des Lebens ihre Ehe niemals verändern wird. Was mit der Zeit eine Menge Schwierigkeiten verursacht.

Haben Sie jemals die Geschichte vom Schiff des Theseus gehört? Eigentlich ist es ein altes Gedankenexperiment, das Plutarch als erster beschrieb. Es geht ungefähr so: Der Held Theseus kehrt siegreich nach Athen zurück, und zur Feier seines Sieges fahren die Athener künftig einmal im Jahr mit seinem Schiff hinaus aufs Meer. Doch natürlich fallen, über die Jahre, immer wieder kleine Reparaturen an, zuerst diese Planke, dann jene, dann der Mast oder das Ruder, bis schließlich nach Jahrhunderten kein einziges Originalteil mehr übrig ist. Weshalb sich die Frage stellt: Ist es noch das Schiff des Theseus? Ist es noch immer dasselbe Schiff, obwohl buchstäblich jedes einzelne Teil ausgetauscht worden ist? Ich begriff, dass es mit Menschen manchmal genauso ist oder mit Ehen, mit Nachbarschaften und vielleicht sogar Ländern: Jede kleine Veränderung fühlt sich unbedeutend an, aber in ihrer Gesamtheit sind sie sehr massiv. Die große Frage, die »Wellness« häufig stellt, lautet: Wie sehr kann sich etwas ändern, bis es in seinem Wesen nicht mehr es selbst ist?

Gab es einen besonderen Moment oder eine Idee, die ganz am Anfang von »Wellness« stand?

Ich habe diese Freundesgruppe aus Schriftstellern, Lyrikern und Lehrern, mit der ich jeden Sommer verreise. Jeden Sommer mieten wir gemeinsam ein Haus am Meer und verbringen eine Woche miteinander am Strand. 2014 waren wir zusammen auf Cape Cod und mir fiel auf, dass sich unsere Gespräche irgendwann verändert hatten. Während wir in unseren Zwanzigern vor allem über Bücher geredet hatten, redeten wir in unseren Dreißigern vor allem über unsere Gesundheit. Es war seltsam, wie plötzlich alle sehr dezidierte Meinungen über sportlichen Ausgleich und Diätpläne entwickelten. Der eine schwörte auf Intervallfasten, der andere hatte mit Hot Yoga angefangen, der nächste machte Pasta aus Zucchini anstatt aus Mehl. Und alle waren seltsam vertraut mit Vokabeln, die sie nie zuvor verwendet hatten, wie zum Beispiel »Makronährstoffe« oder »Urgetreide«. Als hätten alle, völlig unabhängig voneinander beschlossen, dieselben Fetische zu haben.

Es machte mich richtig ärgerlich, dass sich mit einemmal alle auf Gesundheit und die Optimierung ihrer Körper verständigt hatten.

Am Ende jener Woche fuhren meine Frau und ich mit der Fähre von Provincetown nach Boston, und jeder an Bord war vollkommen gefangengenommen von dieser CNN-Nachricht auf den Bildschirmen über unseren Köpfen: Ein amerikanischer Arzt hatte sich in Liberia mit dem Ebola-Virus infiziert und sollte nun in Atlanta behandelt werden. Alle schauten gebannt auf die Bilder, wie dieser Arzt mit einem Krankentransport in die auf ihn wartende Klinik gefahren werden sollte. Alle waren sich einig, dass dies ein schwerer Fehler war. Wir hätten diesen Doktor nicht ins Land zurückreisen lassen sollen. Er stellt ein zu großes Risiko für uns dar, sagten alle. Sorry, aber man müsse mit der Nummer eins sehr vorsichtig sein. Ich fand das abstoßend, aber auch interessant, ganz besonders nach meiner Woche voller Diskussionen

DU TUST, ALS WÄRST DU JEMAND, DER DU NICHT BIST, UM AN EINEN ORT ZU GEHÖREN, DER DICH IM GRUNDE ABLEHNT.

über die eigene Gesundheit – so besessen zu sein von der eigenen Gesundheit, dass es richtig schien, darüber die Gesundheit anderer zu vernachlässigen. Wenn du glaubst, dass sich niemand anders um dich kümmert, musst du es wohl selbst tun. Vielleicht war es die logische Folge eines weitverbreitetes Misstrauens und systemischen Versagens.
Ich begann, eine Geschichte zu schreiben, die sich mit diesem Konflikt beschäftigte, und, nach vielen Jahren und nach vielen Veränderungen und Abzweigungen, wurde daraus mein Roman »Wellness«.

Ihr Buch beginnt in der Untergrund-Kunstszene Chicagos zu Beginn der 90er-Jahre. Was interessiert Sie an dieser Zeit und diesem Ort?

Ich verbinde mit dieser besonderen Zeit und dem Ort romantische und nostalgische Gefühle. Ich ging noch aufs College und liebte alle Musik, die von dort kam: Liz Pahir und Smashing Pumpkins, Urge Overkill und Varuca Salt und noch einige andere. Ich kam mit ein paar Freunden regelmäßig nach Chicago – es war die nächstgelegene große Stadt für uns – und wir sind in die Bars und Buchläden von Wicker Park gegangen und haben so getan, als würden wir dazugehören.

Ich war mir im klaren über das Paradox, dass sich Wicker Park sehr bewusst als unabhängig empfand, dass es den Mainstream und das Kommerzielle verachtete. Es herrschte eine »scheiß-drauf-Mentalität«, die extrem anziehend für meine Generation war, die Generation X. Aber ich verstand auch, dass der einzige Grund dafür, warum ich dieses Stadtviertel überhaupt wahrnahm, darin lag, dass ich so ein Mainstream-Musikfan war, den die Leute dort total verachteten. Es war einer dieser Momente, die für uns eine große Herausforderung darstellen: Du tust, als wärst du jemand, der du nicht bist, um an einen Ort zu gehören, der dich im Grunde ablehnt.
Dieses Paradox schien mir sehr hilfreich für die beiden Hauptfiguren in »Wellness«, die von zu Hause weggegangen sind, um sich in Chicago neu zu erfinden, in einem neuen Viertel, einer neuen Partnerschaft und einem vollkommen neuen Selbst. Sie versuchen, in eine Geschichte zu passen, die sie über sich selbst erzählen. Viele von uns tun das, so wie ich auch: Wer wir behaupten zu sein, und wer wir glauben zu sein, und wer wir wirklich sind – diese Dinge sind niemals genau deckungsgleich.

»Wellness« beschäftigt sich auch mit unserer Obsession für das nächste neue Ding, das unseren Körper, unseren Geist und unsere Seelen heilen kann – und dem widmet sich der Roman mit großem Humor und viel Mitgefühl. Sind wir hoffnungslos in unserer Suche nach Glück? Oder einfach nur menschlich?

Die Frage danach, wie man glücklich wird, ist wirklich sehr alt. Sokrates hat sie als einer der ersten gestellt. Wenn ich »Sokrates« und »Glück« google, erscheint als erstes folgendes Zitat: »Das Geheimnis des Glücks findet sich nicht darin, mehr zu suchen, sondern in der Entwicklung der Fähigkeit, weniger zu genießen.« Eine sehr stichhaltige Beobachtung, die allerdings in den Händen moderner Manager in einer Welt der Konzerne (oder, ehrlich gesagt, auch in einer akademischen Welt, also einer non-profit-Welt) sehr schnell in die falsche Richtung gehen kann, wenn man sagt: »Wir werden dir keine Belohnungen mehr geben oder höhere Löhne zahlen, aber hast du es schon mal mit Yoga oder Meditation versucht?«

WELL

LESEPROBE

KOMMST DU?

Er wohnt allein im dritten Stock eines alten Backsteinhauses, ohne Ausblick auf den Himmel. Aus dem Fenster sieht er nur ihr Fenster, kaum mehr als eine Armlänge entfernt auf der anderen Seite der Gasse, wo sie im dritten Stock des alten Nachbarhauses wohnt. Keiner von beiden kennt den Namen des anderen. Sie haben nie miteinander gesprochen. Es ist Winter in Chicago.

In die enge Gasse fällt kaum Licht, ebenso wenig wie Regen oder Schnee oder Graupel oder Nebel oder dieses leise knisternde, nasse Januarzeug, das die Einheimischen als Wintermix bezeichnen. Die Gasse ist dunkel und still und wetterlos. Sie ist scheinbar ohne jede Atmosphäre, eine in die Stadt gestickte Leerstelle mit dem einzigen Zweck, Dinge von anderen Dingen zu trennen – wie der Weltraum.

Sie ist zum ersten Mal an Heiligabend erschienen. Er ging früh zu Bett und tat sich schrecklich leid – der einzige Mensch in diesem ganzen lauten Gebäude, der nirgendwo anders hinkonnte -, als auf der anderen Seite der Gasse eine Lampe angeschaltet und das gewohnte gähnende Dunkel seines Fensters durch einen schwachen warmen Lichtschein ersetzt wurde. Er stand auf, trat ans Fenster und spähte hinaus. Da war sie, richtete sich ein, packte aus, zog mit raschen Bewegungen kleine, leuchtend bunte Kleider aus zwei großen, zueinander passenden Koffern. Ihr Fenster war dem seinen so nah, sie war ihm so nah – man hätte die Kluft zwischen ihren Wohnungen mit einem beherzten Sprung überwinden können -, dass er ein, zwei Meter zurückwich und sich im Dunkel verbarg. Doch in den vergangenen Wochen ist er öfter, als er sich eingestehen möchte, zu dieser Bühne vor seinem Fenster geschlichen. Manchmal sitzt er minutenlang im Dunkeln und sieht ihr zu.

Zu sagen, dass er sie schön findet, wäre zu einfach. Natürlich findet er sie schön – objektiv, klassisch, offensichtlich schön. Selbst ihr Gang – elastisch, heiter, beschwingt – verzaubert ihn. Sie gleitet in dicken Socken über den Boden, macht hier und da eine kleine Pirouette, so dass sich ihr Rock für einen Augenblick bauscht. An diesem tristen, schmutzigen Ort bevorzugt sie Kleider, bunte, geblümte Sommerkleider, die gar nicht in diese dreckige Gegend und diesen kalten Winter passen. Sie schlägt die Beine übereinander, wenn sie in ihrem Plüschsessel sitzt; sie hat ein paar Kerzen angezündet, ihr Gesicht ist kühl und gelassen, sie hält in der einen Hand ein Buch, während die Finger der anderen über den Rand eines Weinglases streichen. Er sieht, wie sie das Glas berührt, und fragt sich, wie eine Fingerspitze so große Qual erzeugen kann.

Ihre Wohnung ist dekoriert mit Postkarten von Orten, wo sie, wie er annimmt, mal gewesen ist – Paris, Venedig, Barcelona, Rom -, und gerahmten Postern von Kunstwerken, die sie, wie er annimmt, im Original gesehen hat – David, die Pietà, das letzte Abendmahl, Guernica. Ihr Geschmack ist weit gefächert und einschüchternd. Er dagegen hat noch nicht einmal irgend ein Meer gesehen.

Sie ist eine unmäßige Leserin, sie liest zu allen Tages- und Nachtzeiten, schaltet um zwei Uhr morgens ihre gelbe Nachttischlampe ein und arbeitet sich durch große, unhandliche Fachbücher – Biologie, Neurologie, Psychologie, Mikroökonomie – oder Dramen oder Gedichtsammlungen oder dicke Wälzer über Kriege und Imperien oder grau gebundene wissenschaftliche Veröffentlichungen mit unentzifferbaren Titeln. Sie hört Musik, klassische Musik nach der Art zu urteilen, wie sie den Kopf wiegt. Er versucht, Buchumschläge und Plattencover zu identifizieren, und eilt am nächsten Tag in die Bibliothek, um all die Autoren zu lesen, die sie nachts wecken und ihr den Schlaf rauben, und all die Symphonien zu hören, die sie unentwegt, wie es scheint, abspielt: die Haffner, die Eroica, die aus der Neuen Welt, die Unvollendete, die Fantastique. Er stellt sich vor, dass er, wenn sie tatsächlich mal miteinander sprechen sollten, irgendetwas über die Symphonie Fantastique sagen wird, und sie wird beeindruckt sein und sich in ihn verlieben.

Wenn sie tatsächlich mal miteinander sprechen sollten. Sie ist genau der kultivierte, weltgewandte Mensch, den er in dieser beängstigend großen Stadt finden wollte. Der offensichtliche Fehler in diesem Plan ist, wie ihm jetzt bewusst wird, dass eine so kultivierte, weltgewandte Frau wie sie keinerlei Interesse an einem so unkultivierten, provinziellen, hinterwäldlerischen und gewöhnlichen Burschen wie ihm haben kann.

Sie hatte nur einmal Besuch. Einen Mann. Bevor er kam, verbrachte sie erschreckend viel Zeit im Badezimmer, probierte sechs Kleider an und entschied sich schließlich für das engste, ein dunkelrotes. Sie steckte ihr Haar auf. Sie legte Make-up auf, wusch es wieder ab, legte es erneut auf. Sie duschte zweimal. Sie sah vollkommen fremd aus. Der Mann brachte ein Sixpack Bier mit, und sie verbrachten zwei, wie es schien, unerfreuliche, unheitere Stunden. Beim Abschied schüttelten sie sich die Hand. Danach kam er nicht mehr.

Als er gegangen war, zog sie sich ein schlunziges altes T-Shirt an, aß Frühstücksflocken ohne alles und saß wie in einem Anfall innerer Trägheit da. Sie weinte nicht. Sie saß nur da.

Über die sauerstofflose Gasse hinweg beobachtete er sie und fand, dass sie in diesem Augenblick schön war, obgleich das Wort »schön« mit einem Mal zu klein schien, um die Situation zu beschreiben. Schönheit hat ein öffentliches und ein privates Gesicht, dachte er, und es geschieht leicht, dass das eine das andere auslöscht. Auf eine Postkarte von Chicago schrieb er: *Bei mir müsstest Du Dich nicht verstellen.* Er warf sie weg und versuchte es erneut: *Du müsstest niemals jemand sein, der versucht, jemand anderes zu sein.* Aber er schickte sie nicht ab. Er schickt sie nicht ab.

Manchmal bleibt ihre Wohnung dunkel, und er verbringt seinen Abend – seinen gewöhnlichen, hermetischen Abend – und fragt sich, wo sie wohl ist. Dann beobachtet sie ihn.

Sie sitzt im Dunkel, er kann sie nicht sehen.

BEI MIR MÜSSTEST DU DICH NICHT VERSTELLEN. DU MÜSSTEST NIEMALS JEMAND SEIN, DER VERSUCHT, JEMAND ANDERES ZU SEIN.

Sie beobachtet ihn, studiert ihn, bemerkt seine Stille, seine Ruhe, die bewundernswerte Tatsache, dass er stundenlang mit gekreuzten Beinen auf dem Bett sitzt und liest. Er ist immer allein dort drinnen. Seine Wohnung – eine trostlose kleine Schachtel mit kahlen weißen Wänden, einem Bücherregal aus Brettern und Ziegelsteinen und einem Futon auf dem Boden – ist kein Ort, wo man Gäste empfängt. Wie es scheint, hält die Einsamkeit ihn umschlossen wie ein Knopfloch.

Zu sagen, dass sie ihn gutaussehend findet, wäre zu einfach. Sie findet, dass er insofern gut aussieht, als ihm nicht bewusst zu sein scheint, dass er gut aussehen könnte: Ein dunkler Spitzbart verbirgt ein zartes Kindergesicht, weite Pullover verhüllen einen knabenhaften Körper. Sein Haar war vor Jahren mal kurz geschnitten und fällt ihm in fettigen Strähnen bis zum Kinn ins Gesicht. Sein Kleidungsstil ist voll apokalyptisch: fadenscheinige schwarze Hemden, schwarze Kampfstiefel und dunkle Jeans, die dringend geflickt werden müssten. Sie sieht nichts, was darauf hindeutet, dass er auch nur eine einzige Krawatte besitzt.

Manchmal steht er vor dem Spiegel, mit nacktem Oberkörper, bleich und missbilligend. Er ist so klein – schmächtig und anämisch und dürr wie ein Junkie. Er lebt von Zigaretten und gelegentlichen Mahlzeiten, meist ist es irgendwas aus einer Schachtel, in Plastik verpackt, für die Mikrowelle, manchmal aber auch etwas Getrocknetes, das mithilfe von Wasser zu etwas grenzwertig Essbarem wird. Wenn sie das sieht, hat sie dasselbe Gefühl wie beim Anblick der leichtfertigen Tauben, die sich auf den tödlichen, stromführenden Drähten der Hochbahn niederlassen.

Er braucht Gemüse.

Kalium und Eisen. Fasern und Fruktose. Feste, knusprige Körner und Säfte in allen Farben. All die Elemente und Elixiere eines gesunden Lebens. Sie möchte eine Ananas mit Geschenkband umwickeln und ihm schicken. Mit einem Kärtchen. Jede Woche ein anderes Stück Obst. Auf dem Kärtchen würde stehen: *Tu dir das nicht an.*

Beinahe einen Monat lang verfolgt sie, wie Tattoos sich efeugleich auf seinem Rücken ausbreiten und in einem Aufruhr aus Muster und Farben an seinen schlanken Armen hinunterwachsen. Sie denkt: Ich könnte damit leben. Tatsächlich hat so ein auffallendes Tattoo ja auch etwas Beruhigendes, besonders eins, das man auch sehen kann, wenn der Besitzer ein zugeknöpftes Arbeitshemd trägt. Es verrät Selbstbewusstsein, findet sie, es spricht von einem Menschen, der starke Überzeugungen hat, im Gegensatz zu ihr mit ihrer täglichen inneren Krise und der Frage, die sie verfolgt, seit sie nach Chicago gekommen ist: Wer werde ich werden? Oder vielleicht genauer: Welches von meinen vielen Ichs ist das echte? Der Junge mit den aggressiven Tattoos scheint einen neuen Weg zu weisen, er scheint ein Mittel gegen diese Angst vor der Zersplitterung zu sein.

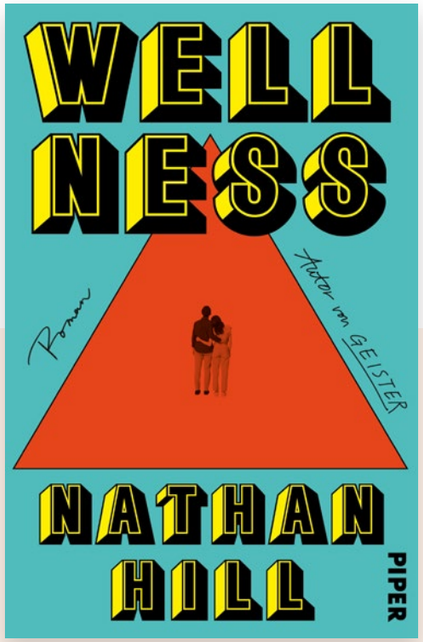
Er ist ein Künstler, so viel ist klar, denn meist sieht sie ihn Farben und Lösemittel, Tinkturen und Lasuren mischen, er fischt Fotopapier aus chemischen Lösungen oder beugt sich über einen Lichttisch und vergleicht Negative mithilfe einer kleinen runden Lupe. Sie staunt, wie lange er das tun kann. Er verbringt eine ganze Stunde damit, zwei Negative zu vergleichen, starrt auf das eine, dann auf das andere, dann wieder auf das erste, immer auf der Suche nach dem perfekten Bild. Und wenn er es gefunden hat, kreist er es mit einem roten Fettstift ein und streicht alle anderen durch, und ihr gefällt diese Entschlossenheit: Wenn er sich für ein Bild, ein Tattoo, einen bohemienhaften Lebensstil entscheidet, dann tut er das aus vollem Herzen. Das ist etwas, um das sie ihn beneidet, das sie begehrt – sie, die nicht mal die einfachsten Dinge entscheiden kann: Was soll sie anziehen, was soll sie studieren, wo soll sie leben, wen soll sie lieben, was soll sie mit ihrem Leben anfangen? Der Geist dieses Jungen ist ruhig, weil er auf ein hohes Ziel gerichtet ist; sie fühlt sich wie eine Bohne, die aus ihrer Schote springen will.

Er ist genau der trotzige, leidenschaftliche Mensch, den sie in dieser abgelegenen Stadt finden wollte. Der offensichtliche Fehler in diesem Plan ist, wie ihr jetzt bewusst wird, dass ein so trotziger, leidenschaftlicher Mann wie er keinerlei Interesse an einer so konventionellen, konformistischen, langweiligen und bourgeoisen Frau wie ihr haben kann.

Also sprechen sie nicht miteinander, und die Winternächte vergehen glazialisch langsam, das Eis überzieht die Äste der Bäume wie Seepocken.

Den ganzen Winter geht das so: Wenn sein Licht aus ist, beobachtet er sie, wenn ihr Licht aus ist, beobachtet sie ihn. Und an den Abenden, an denen sie nicht da ist, sitzt er da und fühlt sich niedergeschlagen, verzweifelt, vielleicht sogar ein bisschen jämmerlich, und er sieht zu ihrem Fenster und hat das Gefühl, als würde seine Zeit ihm durch die Finger rinnen, als wären alle Gelegenheiten verstrichen, als wäre er dabei, das Rennen gegen das Leben, das er gern führen würde, zu verlieren. Und an den Abenden, an denen er nicht da ist, sitzt sie da und fühlt sich verlassen, wieder mal rüde verstoßen von der Welt da draußen, und sie starrt auf sein Fenster wie auf ein Aquarium und hofft, dass aus dem Zwielicht irgendetwas Wunderbares erblüht.

WELLNESS



02.
JAN
2024

NATHAN HILL
WELLNESS
Roman
Aus dem amerikanischen Englisch von
Dirk van Gunsteren und Stephan Kleiner
Hardcover mit Schutzumschlag
704 Seiten
28,00 € (D) 28,80 € (A)
ISBN 978-3-492-07214-4

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

KATRINE ENGBERG

GLUTSPUR

Die Wurzeln des Schmerzes

INTERVIEW

Liebe Katrine Engberg, »Glutspur« ist der Auftakt Ihrer neuen Reihe. Warum haben Sie sich entschlossen , die sehr erfolgreiche Kørner-und-Werner-Reihe zu beenden?

Nach fünf Büchern über Jeppe Kørner und Anette Werner hatte ich das Gefühl, ihre Geschichte wäre auserzählt, die Reihe an ihrem Endpunkt angekommen. Die Figuren waren da, wo ich sie haben wollte. Es wurde Zeit für ein ganz neues Thema, und ich hatte das Bedürfnis, etwas Persönlicheres zu schreiben. Also fragte ich mich, wo ich im Leben stand. Und kam zu der Erkenntnis, dass ich an einem Punkt angelangt war, an dem ich über Schmerz, traurige Erfahrungen und Traumata schreiben konnte. Das würde allerdings sehr viel Mut und Ehrlichkeit verlangen, denn ich wollte über etwas schreiben, dass mir sehr viel bedeutet.

Und wie fanden Sie das Thema für die neue Reihe?

Zunächst hatte ich das Gefühl, ich wäre in einer Art Vakuum, weil ich so hohe Ansprüche an die neue Geschichte hatte. Da schickte mir meine Mutter die Kopie eines Polizeiberichts, datiert auf den 06. Oktober 1943 in Skanör, Schweden. Der Bericht dokumentierte die Ankunft eines jüdischen Paares mit seinen beiden Söhnen. Die Familie war auf dem Boden eines Fischerbootes über den Öresund aus Dänemark geflohen. Sie hatten keine Papiere, keine Besitztümer, nur einander. Und die Frau war hochschwanger. Diese Frau war meine Großmutter, und ihr ungeborener Sohn war mein Vater, der zwei Monate später in Stockholm zur Welt kam. Als ich diesen Bericht las, bekam ich eine Gänsehaut. Plötzlich wurde die Geschichte real, greifbar und sehr persönlich. Immer wieder liest man von Menschen auf der Flucht, es ist ein allgegenwärtiges Thema, und durch diesen Polizeibericht wurde es auch das Thema meiner Familie.

UND ES WAR SO SCHMERZHAFT! ES GAB VIELE TAGE, AN DENEN ICH WEINEND IN DIE TASTEN GEHAUEN HABE.

Wie haben Sie sich daraufhin dieser komplexen Thematik »Flucht« angenähert?

Ich wollte, dass es um Flucht in mehr als einem Sinn geht. Im Verlauf der Handlung wird deutlich, dass alle Figuren des Buches vor irgendetwas fliehen. Ich habe viel Zeit damit verbracht zu recherchieren, was Flucht mit einem Menschen macht. Aus Kriegssituationen, ja, aber auch die Flucht vor der eigenen Vergangenheit oder vor Ängsten, denen man sich nicht stellen möchte. Wir Menschen sind so verdrahtet, dass wir uns schnell von Dingen distanzieren, weitermachen und unseren Blick nach vorne richten. Wir setzen uns ungern mit dem Schmerzhaften auseinander. So bewältigen wir schwierige Situationen. Eine Zeit lang kann das sogar notwendig sein für das Überleben. Meine Großeltern haben beispielsweise nie über den Krieg gesprochen. So war das in vielen Familien. Früher oder später holt uns diese unterdrückte Vergangenheit aber ein. Als ich dann die Fluchtszenen schrieb, die von der Geschichte meiner Großeltern inspiriert sind, wurden sie für mich sehr lebendig. Und es war so schmerzhaft! Es gab viele Tage, an denen ich weinend in die Tasten gehauen habe. Ich fühlte, was sie durchmachen mussten. Aber ich denke, es ist wichtig, sich umzudrehen und zu schauen, woher man kommt.

Wie entwickelten Sie auf dieser Basis Ihre neuen Hauptfiguren?

Eine meiner Hauptfiguren ist Hannah Leon, eine Krisenpsychologin, die gerade aus persönlichen Gründen beurlaubt ist. Sie muss den Selbstmord ihres Bruders verarbeiten. Ihr Vater, Jan Leon, ist tatsächlich an meinen Vater angelehnt. Er trägt eine Fluchtgeschichte aus dem Zweiten Weltkrieg in sich. Ich wollte sehen, wie seine Geschichte auch die Lebenswelten seiner Kinder beeinflusst, wie Fluchtgeschichten Generationengrenzen überschreiten.
Die zweite Hauptfigur ist die Privatdetektivin Liv Jensen. Im Kern wollte ich auf jeden Fall wieder einen Kriminalroman schreiben. Liv flieht vor ihrer Vergangenheit und versucht, sich mit Arbeit abzulenken. Um den Mord an einem Kulturjournalisten aufzuklären, der seit drei Jahren nicht gelöst werden kann, reist sie nach Westjütland, eine raue, exponierte Landschaft. Aus dieser Gegend stammt die Familie meiner Mutter, sodass ich auch diese Seite meiner Herkunft etwas mehr beleuchten konnte. Die Landschaft gab mir zudem eine Stimmung und einen Rahmen für die Ermittlungen im Buch.
Meine dritte Hauptfigur ist Nima Ansari, ein iranischer Automechaniker. Auch er ist inspiriert durch die Geschichte eines Familienmitglieds. Über diese Figur habe ich mich den Fluchtgeschichten angenähert, von denen wir derzeit leider so häufig in den Medien hören und in den Zeitungen lesen. Nima gerät unter Mordverdacht, was auch mit seinem Status als Flüchtling zusammenhängt. Dieses Spannungsverhältnis wollte ich beleuchten.
Alle drei haben unterschiedliche Fluchtgeschichten. Zu beschreiben, wo sie sich dabei ähneln und wo sie sich unterscheiden, war eine der spannendsten Erfahrungen, die ich je beim Schreiben gemacht habe. Man kann seine Vergangenheit wie einen Schatten mit sich herumtragen, Kummer und Schmerz wie ein dunkles Kellermonster betrachten. Oder man kann die eigene Vergangenheit annehmen, mit allen Sonnen- und Schattenseiten, und sie so zu etwas Schönem machen: zu einer wichtigen Ergänzung der eigenen Persönlichkeit. Das ist es, was ich mit meinem Buch versucht habe.

LESEPROBE

Montag, 19. September

Die Dächer von Kopenhagen wirkten in der frühen Morgenstunde wie Silhouetten, das Tageslicht hatte sie noch nicht geküsst. Ein schöner Anblick, und trotzdem gab er Liv Jensen das Gefühl, fremd in der Welt zu sein. Nirgendwo mehr hinzugehören. Nicht nach Rødovre, nicht nach Nordjütland und schon gar nicht hier in die Hauptstadt mit ihrem Asphalt und ihrer Geschäftigkeit und ihrer selbstverliebten Arroganz. Dieser Anblick präsentierte ihr die Postkartenversion der Stadt. War man nur auf der Durchreise, konnte das idyllische Bild durchaus noch intakt sein, wenn man Kopenhagen wieder verließ.
Aber Liv war nicht verzückt, sie war nicht einmal neugierig. Sie sah ihr eigenes Gesicht im Glas und zog den Hotelbademantel fester um sich. Hinter ihr lagen geschlossene Türen und vor ihr Ungewissheit und halbherzige Pläne. Wenn man seine Träume verliert, verblasst das Leben zu nichts.
»Kommst du nicht zurück ins Bett?«
Thereses Stimme war sanft und ohne jeden Vorwurf. Liv drehte sich um und versuchte, die Konturen ihres nackten Körpers unter der Bettdecke auszumachen. Die glatte Haut und die runden Formen würde sie vermissen. Therese verkörperte all die Schönheit, der sie selbst nicht einmal nahekam. Aber es war mehr als das. Sie kannten sich erst fünf Monate, doch Liv wusste genau, was sie so anziehend an ihr fand. Therese war gut im Leben. Gesund. Ihre Lebensentscheidung frei und ohne Scham. Die Fehler, die andere Menschen eifrig zu verbergen suchten, teilte sie freudig mit anderen. Lachend erzählte sie, wie ihre Mutter sie einmal erwischt hatte, als sie ihr Geld aus der Geldbörse stehlen wollte, und wie sie zur Strafe die Gartenhecke hatte schneiden müssen.
Liv hatte nie etwas gestohlen, aber es gab so viel anderes, für das sie sich schämte. Das sie für sich behielt. Trotz Thereses Toleranz war sie ziemlich sicher, dass diese Lasten nicht verstehen würde, die sie mit sich herumtrug. Vielleicht war es nur gut, sie jetzt zu enttäuschen, dann blieb sie auf lange Sicht verschont.
Liv zog den Bademantel aus und kroch unter die kühle Bettwäsche zu Thereses Wärme.
»Kannst du nicht schlafen?«
»Nein.«
Sie lagen im Dunkeln, ohne etwas zu sagen. Dann beugte Therese sich vor und küsste Liv mit weichen Lippen, öffnete den Mund und ließ die Zungenspitze den Kuss vertiefen.
Liv wich ein wenig zurück, nur einen Millimeter.
»Es ist okay, wir können uns auch nur küssen, wenn du noch nicht so weit bist.« Therese strich ihr über die Haare.
»Das ist es nicht. Ich muss dir etwas sagen.«
»Okay …?«
Therese zog sich zurück und stützte sich auf den Ellenbogen. Wie sie in ihrem Körper ruhte, war beneidenswert. Die Seele so ganz im Einklang mit dem Körper.
Liv deckte sich zu und schaute in die Dunkelheit. Der rote Lichtfleck des Flachbildschirms leuchtete einige Meter entfernt, und sie fokussierte den Blick darauf.
»Ich komme nicht nach Aalborg zurück.«
»Wie meinst du das?«
»Das hier ist kein Urlaub. Ich habe vor drei Monaten gekündigt und meine Wohnung ausgeräumt. Ich hätte es dir schon früher gesagt, aber …«
Aber was eigentlich? Es war so schnell gegangen, war das ihre Entschuldigung? Sie hatte es zu eilig gehabt wegzukommen, um Rücksicht zu nehmen?
»Ich dachte, du liebst deinen Job?«
Liv lächelte im Dunkeln, doch das Lächeln fühlte sich steif an. »Ich brauchte etwas Neues. Aalborg ist zu klein, ich brauche neue Herausforderungen!«
Die Worte klangen so hohl, wie sie waren. Sie fühlte sich durchschaut wie ein dilettantischer Schauspieler, der sich an Hamlets Monolog versucht.
»Ich habe eine Wohnung in Vesterbro gefunden und hole morgen die Schlüssel ab.«
»Und was ist mit uns?«
Therese klang traurig.
»Wir können uns doch besuchen. Wie jetzt.«
Therese schloss die Augen, als täten Livs Worte ihr weh. Dann schüttelte sie den Kopf. »So funktioniert das nicht, Liv.«
»Was?«
»Die Liebe, verdammt!«
Therese schlug die Decke zur Seite und stand auf. Sammelte ihre Sachen zusammen, ging ins Bad und schloss die Tür hinter sich.
Liv blieb liegen. Sie sollte Therese nachgehen, sie in den Arm nehmen und ihr die Wahrheit sagen, aber das konnte sie nicht. Sie konnte sich kaum selbst in die Augen sehen, wie sollte ein anderer Mensch sie je wieder respektieren, sie sogar lieben? Sie musste sich erst hindurcharbeiten und auf der anderen Seite herauskommen, gestärkt hoffentlich. Sich ein neues Leben in der Hauptstadt aufbauen. Eine neue Liv werden. Eine andere Möglichkeit gab es nicht.
Sie konzentrierte sich wieder auf den roten Lichtfleck. Er gab ihr ein vages Gefühl von Sicherheit, einen Anker mitten im Chaos.

***

An ihrem einundvierzigsten Geburtstag erwachte Hannah Leon früh am Morgen und sah zur Decke ihres alten Kinderzimmers hoch. Ihr erster Gedanke galt ihrem Bruder, wie jeden Morgen seit dem 11. Februar. Aber vor allem heute, dem ersten Geburtstag ohne ihn.
Sie streckte sich und setzte die Füße auf den rauen Holzboden, von dem man Splitter in die Zehen bekam, wenn man nicht daran dachte, über die Flickenteppiche zu gehen. Einen blauen, einen grünen und einen violetten. Sie hatte sie zu ihrem zwölften Geburtstag bekommen und bei derselben Gelegenheit die Teddybären rausgeworfen, um die letzten Spuren von Kinderzimmer zu beseitigen. Mit der Zeit hatte die Sonne die Teppiche so ausgebleicht, dass man die Farben kaum noch unterscheiden konnte, aber sie bildeten weiter einen Weg vom Bett zu Kleiderschrank und Tür.
Das Handy auf dem Nachttisch piepte, und sie beugte sich vor, um einen Blick aufs Display zu werfen.

DAS HIER IST KEIN URLAUB. ICH HABE VOR DREI MONATEN GEKÜNDIGT UND MEINE WOHNUNG AUSGERÄUMT. ICH HÄTTE ES DIR SCHON FRÜHER GESAGT, ABER...

ER HAT NICHT MIT RICHTIGEN BUCHSTABEN GESCHRIEBEN, SODASS NIEMAND VON UNS ES LESEN KANN. VIELLEICHT IST ES NUR GEKRITZEL. ABER FALLS SIE ES SEHEN WOLLEN, BEVOR DIE WAND EINGERISSEN WIRD, KÖNNEN WIR DAS GERNE ARRANGIEREN.

Schloss das Candy-Crush-Spiel, über dem sie am Abend zuvor eingeschlafen war. Keine Nachricht von Rune, vielleicht hatte er es vergessen. Sie legte das Telefon zurück. Der heutige Tag musste einfach überstanden werden.
Als sie am Schlafzimmer ihres Vaters vorbeikam, blieb sie einen Moment stehen und lauschte. Es war still. Kein Grund, ihn jetzt schon zu wecken.
Die Kupferrohre im Badezimmer dröhnten, während Hannah unter den wechselnden Temperaturen der Dusche herumtrippelte. Ihre Eltern hatten davon gesprochen, die Rohre auszuwechseln, es aber nie umgesetzt. Der Spiegel über dem Waschbecken offenbarte die Lachfältchen um ihre dunklen Augen und ein paar graue Haare, die wieder am Scheitel aufgetaucht waren. Hannah zupfte sie mit einer Pinzette aus, nahm die Haare schnell zu einem Knoten zusammen und zog Jeans und einen Pullover an, bevor sie die geschwungene Treppe in die Diele hinunterging.
Sie tastete an der Wand nach dem Lichtschalter und sammelte ihren ganzen Mut, um die Kellertreppe hinunterzusteigen. Daniel war vor fünf Jahren eingezogen, damals, als er von Penelope geschieden worden war und einen sicheren Ort gebraucht hatte, während es ihm am schlechtesten ging. Sie mochte nicht an diese Zeit erinnert werden und vermied es, in den Keller zu gehen. Sie vermied überhaupt vieles seit Daniels Selbstmord im Februar. Sich mit Leuten zu treffen zum Beispiel und zur Arbeit und zu ihren Tangostunden zu gehen, ja, generell das Haus zu verlassen. Sie ertrug die Neugier der Menschen nicht. Sie ertrug auch ihr Mitleid nicht.
Ihre Finger ertasteten den Schalter, er hatte sich leicht vom Putz gelöst und hing an den Kabeln. Die Liste, was alles in dem alten Haus repariert werden musste, erinnerte an die Köpfe des Seeungeheuers Hydra. Jedes Mal, wenn man einen abschlug, wuchsen zwei neue nach.
Sie zog das Handy aus der Hosentasche. Der Lichtschein ihrer Handytaschenlampe fegte über die alten Möbel ihres Bruders - das schmale Bett, den Schreibtisch und das volle Bücherregal -, bevor er bei zwei Umzugskartons haltmachte. Sie enthielten die Fallakten von Daniels Prozess und Tod und die wenigen Besitztümer, die er im Gefängnis bei sich gehabt hatte.
Hannah legte eine Hand auf den obersten Karton. Er war eingestaubt, und die Ecken waren nach innen eingebeult. Der Name der Spedition stand schwarz auf der Seite.

Sie öffnete ihn und leuchtete hinein. Plastikmappen in Grün und Rot, Eckspannmappen, ein Stapel LPs und eine Tasse, an die sie sich nicht erinnerte. Ein Schuhkarton mit den Disketten und den Notizbüchern, die er periodenweise mit Texten gefüllt hatte, die wie Kauderwelsch anmuteten. Tausende Seiten unzusammenhängender Gedanken darüber, wie sich die Klimakatastrophe abwenden ließe, das war sein Ding, wenn er manisch war. Seine Mission.
Die Texte waren ihm oft in Träumen von einem Adler oder einem Wal übermittelt worden, deren Botschaft die Welt retten könne. Das war so verrückt, dass Hannah den Gedanken daran fast nicht ertrug. Sie strich über einen dunkelblauen Pullover mit einem kleinen, roten Herz auf der Brust, den sie ihm zu einem ihrer früheren gemeinsamen Geburtstage geschenkt hatte.
Verliert man jemanden, den man liebt, verliert man etwas von sich selbst, heißt es. Die Trauer über einen Todesfall ist ein statischer Zustand, ein Lebensumstand ohne ein Versprechen auf Veränderung. Doch bei Selbstmord beschwert ein dröhnendes Warum? die Trauer und blockiert den Heilungsprozess. Es war ein Schock für sie zu erleben, wie wenig ihr Fachwissen ihr nutzte, sich selbst zu helfen. Daniels Psychiater im Maßregelvollzug, Mikkel Felding, den sie aus Studientagen kannte, hatte ihr ein Gespräch über Daniels letzte Lebenszeit angeboten. Vielleicht war es nun an der Zeit, das Angebot anzunehmen und zu sehen, ob ihr das etwas Erleichterung verschaffte.
Mit einer Energie, die sie nicht spürte, nahm sie den obersten Karton, trug ihn zur Kellertreppe und brachte ihn hoch in die Diele, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Lief wieder hinunter, holte den anderen und stellte ihn auf dem schwarzweißkarierten Boden ab. Eine Wolke aus Staubpartikeln tanzte im Sonnenlicht. Hier, im Tageslicht der Diele sahen die Kartons unschuldig aus und hätten ebenso gut Winterstiefel enthalten können wie die letzten Besitztümer eines Menschen.
Hannahs Handy meldete sich. Sie zog es heraus und sah auf das Display. Eine unterdrückte Nummer. Sie nahm den Anruf zögernd an. »Hallo?«
»Guten Tag, hier spricht Sanne Jørgensen vom Sekretariat des Gefängnisses in Nykøbing. Ich rufe wegen eines früheren Insassen an. Spreche ich mit einer Angehörigen von Daniel Leon?«
»Ja, ich bin seine Schwester, Hannah Leon.«
»Mein Beileid.«
»Danke.« Hannah räusperte sich unsicher. »Um was geht es denn?«
»Ich rufe an, weil wir - in Verbindung mit der Ausquartierung des Maßregelvollzugs nach Slagelse – die alte Abteilung renovieren und teilweise abreißen. Als wir die Möbel aus der Zelle ihres Bruders geschafft haben, haben wir etwas gefunden …« Es rauschte in der Leitung, als läge das Gefängnissekretariat in Alaska und nicht knapp hundert Kilometer entfernt. »Hinter einem Schrank. Er hat die Rückwand abgenommen und an die Wand geschrieben, mit Permanentmarker und einem Kugelschreiber aus der Kreativwerkstatt.«
»Was hat er geschrieben?«
»Er hat nicht mit richtigen Buchstaben geschrieben, sodass niemand von uns es lesen kann. Vielleicht ist es nur Gekritzel. Aber falls Sie es sehen wollen, bevor die Wand eingerissen wird, können wir das gerne arrangieren.«
»Äh, ich weiß nicht.« Hannahs Magen schlug einen langsamen Purzelbaum bei der Vorstellung, das Gefängnis noch einmal zu betreten. Bei dem Gedanken an die lange Zugfahrt auf denselben Schienen, auf denen Daniel sich das Leben genommen hatte.
»Können Sie uns ein Foto schicken?«
Ein Prusten war im Hörer zu hören, als lachte und schnaubte die Sekretärin gleichzeitig. »Ich kann natürlich mit dem Handy ein Foto von der Wand machen und es Ihnen schicken, wenn Sie meinen, Sie können das lesen?«
Hannah zögerte, offenbar lange genug, dass die Gefängnissekretärin die Geduld verlor. »Wir unterrichten Sie nur der Ordnung halber. Sie können anrufen und einen Termin vereinbaren, wenn Sie das wollen.«
»Okay, danke.«
Hannah legte auf.
Vielleicht hatte Rune recht, vielleicht war sie gefühlsarm. In einer Familie von sensiblen, introvertierten Gemütern war sie sich oft wie eine Fremde vorgekommen. Als Kind hatte man ihr immer wieder gesagt, dass sie sich mäßigen, herunterkommen und um Gottes willen versuchen solle, ein bisschen zu entspannen. Daniel konnte stundenlang dasitzen und zeichnen oder lesen, während sie die erste Etage in eine Reitbahn verwandelte und mit ihrem Steckenpferd Springturniere ritt.

Meine kleine Pippi Langstrumpf hatte ihre Mutter sie genannt, und obwohl sie es lieb gemeint hatte, war Hannah der Hauch von Missbilligung nicht entgangen, der sich hinter den Worten verbarg.
Mit der Stimme ihrer Mutter im Ohr stieg sie die Kellertreppe hinunter. Die Zeit nach der Verurteilung war verschwommen; nach dem Gerichtsverfahren, in dem Daniel für den Mord an seiner Exfrau verurteilt worden war, hatte Rose Leon sich in ihr Bett gelegt und war nicht wieder aufgestanden. Die Blutkrebsdiagnose war ein Schock gewesen, doch laut der Ärzte handelte es sich um eine Krankheit, mit der und nicht an der sie sterben würde. Sie irrten sich. In der Nacht zum 7. Februar dieses Jahres tat Rose Leon ihren letzten Atemzug und verließ im Alter von vierundsiebzig Jahren diese Welt, als könne sie es nicht erwarten wegzukommen.

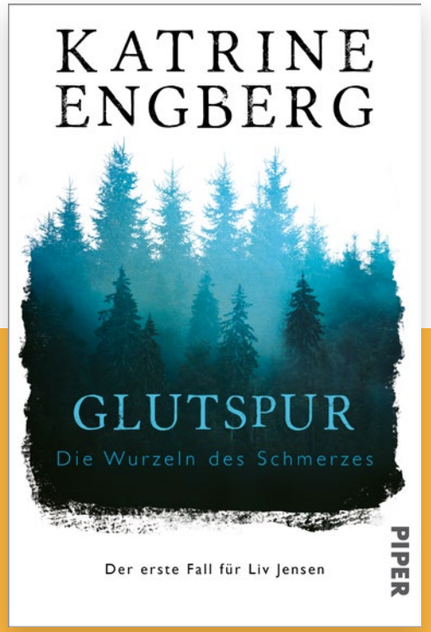
***

Nima Ansari nahm die Zigarette aus dem Mund und ging um den Holley 670-Vergaser herum, der auf zwei Europaletten vor der Werkstatt aufgebockt war. Eine Corvette C3 von 1974, älter als er selbst. Der Besitzer hatte das Auto nach diversen, allerdings vergeblichen Besuchen in autorisierten Werkstätten gestern hier abgeliefert, weil es weiter im Leerlauf absoff.
Nima hatte bereits die Düse im Schwimmergehäuse überprüft, die Zündkerzen und den Benzinfilter vor dem Vergaser, ohne die Ursache für das Problem zu finden. Jetzt wartete eine Detektivarbeit auf ihn. Ventile und Schläuche mussten überprüft, gereinigt und ausgewechselt werden, der Fehler konnte in den beweglichen Teilen liegen oder vielleicht in einer Undichte im Vakuumsystem. Das war eine Herausforderung, doch er liebte Herausforderungen, zumindest die der konkreten, analogen Art. Die sich mit Zeit und Sorgfalt lösen ließen.
Er wischte sich die Finger an seinem Blaumann ab und sah zu dem hinteren Haus hinüber. Eine alte, herrschaftliche Villa, vergessen in einem Hinterhof zwischen Vesterbro und Fredriksberg. Sie war ganz offensichtlich einmal stattlich gewesen, doch jetzt bedurfte sie dringend der Renovierung. Hin und wieder trank Nima mit dem alten Mann, Jan, der in dem Haus wohnte, einen Kaffee und tauschte Bücher aus. Seit dem Tod seiner Frau war er allein.
Es juckte Nima in den Fingern, den losen Putz der Villa abzuschlagen, die Böden aufzuarbeiten und die morschen Fensterrahmen abzuschleifen. Doch er hatte mit den Autos reichlich zu tun und brauchte keine zusätzliche Arbeit. Und jetzt, da Jans Tochter eingezogen war, hielt Nima respektvoll Abstand. Er hatte sie nach Ostern Kartons hereintragen sehen. Wahrscheinlich eine Scheidung, sie war im richtigen Alter dafür, dachte er und griff nach einem Rollgabelschlüssel.
Er löste den Bolzen, mit dem der Schlauch an dem Auspuffkrümmer befestigt war, und untersuchte ihn minutiös auf undichte Stellen. Löste den Stutzen. Vielleicht sollte er bald einmal bei seiner Mutter vorbeischauen. Ihre Gürtelrose war wieder ausgebrochen, und ihr ging es zu schlecht, als dass sie das Haus verlassen konnte, woran sie ihn täglich erinnerte.
Nima war klar, dass es primär um etwas anderes ging. Er wusste auch, dass seine Schwester Daria gestern mit zwei vollen Einkaufstüten bei ihr vorbeigeschaut hatte, doch das erleichterte nicht sein schlechtes Gewissen. Ein Flüchtling kann sich zeitweilig frei fühlen, aber ganz frei wird er nie sein.
Er trocknete den Stutzen mit einem Lappen ab, beschloss, einen Zentimeter des Schlauchs abzuschneiden und ihn mit einer neuen Schlauchklemme zu versehen. Auf der Suche nach der richtigen Kiste ging er in die Werkstatt. Das Handy in seiner Tasche brummte. Er holte es heraus, sah auf das Display und lächelte. Marianne.
In der alten Autowerkstatt hing der Geruch nach Öl und Rauch unter der Decke. Sie war nicht größer als fünf mal sechs Meter, und die Wände waren mit Masonit-Platten verkleidet, auf denen Werkzeuge abgebildet waren. Rundherum waren Regale angebracht. Hier hatten die Dinge ihren festen Platz. Kisten mit Bolzen und Schrauben, Notizen und Gummis, Seite an Seite, klar gekennzeichnet.
Nima liebte die Stofflichkeit des Systems. Es erinnerte ihn an den Kaufmannsladen, den er damals, als die Familie noch in Qaem-Schahr im nördlichen Iran wohnte, zum Spielen bekommen hatte. Bestimmt ein Erbstück von einer seiner Tanten väterlicherseits und ursprünglich für Daria gedacht, die jedoch nicht damit hatte spielen wollen. Der Laden bestand aus drei Vitrinenschränken in Kindergröße und einer niedrigen Theke mit einer Kasse aus glänzendem Messing, die ding sagen konnte. Es gab Holzschubladen für Mehl und Reis, die knirschten, wenn man sie herauszog.
Eine kleine Welt aus Ordnung und Qualität.
Die Werkstatt hatte er seinerzeit von Metall-Robert übernommen, einem eingefleischten Vesterbro-Mechaniker, der in Rente gegangen war. Sie hatten weder einen Vertrag aufgesetzt noch die Bank in ihren Handel involviert, sondern einfach alles mit Handschlag besiegelt und die Umschläge ausgetauscht. Die Werkstatt war klein und hatte ihre Grenzen. Wenn er eine Grube oder einen Hebelzug brauchte, musste er sich an die nächste autorisierte Werkstatt wenden, aber das war selten der Fall. Oldtimer ließen sich meist mit einem Amateurwerkzeugkasten und einer guten Portion Geduld hier im Hof reparieren.
Es hätte so anders werden können. Er hatte den größten Teil eines Ingenieurstudiums abgeschlossen und wusste, dass seine Eltern sich einmal mehr erwartet hatten. Ihre Ambitionen hatten ihm viele Jahre Spannungskopfschmerzen verursacht. Mit der Werkstatt waren sie verschwunden.
In der Ecke, die der Tür am nächsten war, stand ein Sessel neben einer Kaffeemaschine und einem Spülbecken, einer Musikanlage und einem Geheimfach für Bargeld und die Joints, die er ab und zu rauchte. An der Wand hinter der Anlage hing ein Ausdruck des Lieblingsgedichts seines Vaters von Forugh Farrochzad, der viel geliebten iranischen Dichterin. Das, in dem sie sich weigert zu bereuen.

Ich bereue nicht,
wenn ich an diese Resignation denke,
diese schmerzliche Kapitulation.
Ich habe das Kreuz meines Lebens geküsst
auf den Hügeln meiner Hinrichtung.

In den kalten Straßen der Nacht
trennen die Paare sich immer zögernd.
In den kalten Straßen der Nacht
gibt es keine Laute, nur Stimmen,
die auf Wiedersehn, auf Wiedersehn rufen.

Auf der Flucht über die türkischen Berge, wo sie im Schneetreiben durch die Nacht gelaufen waren, hatte er dieses Gedicht jeden Abend für seine Mutter und seine Schwester aufgesagt. Anfangs, um sich zu erinnern, woher sie kamen, später um zu vergessen, was er getan hatte, um anzukommen.



28.
SEPT
2023

KATRINE ENGBERG
GLUTSPUR
Kriminalroman
Klappenbroschur
464 Seiten
18,00 € (D) 18,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06511-5

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

JOINT ADVENTURE

INTERVIEW

Helge Timmerberg, in drei Sätzen: Worum geht es in Ihrem Buch?

1. Andere Länder, andere Kiffer.
2. Ist Cannabis gut, ist Cannabis schlecht, oder ist Cannabis einfach nur Cannabis, mit dem man gut oder schlecht umgehen kann?
3. Cannabis und ich.

In der Reihenfolge?

Nein, die Themenstränge vermischen sich, so ist das Leben. Ich reiste halt dem Cannabis hinterher: in Länder, die es bereits legalisiert haben, in Länder, die traditionell viel Erfahrung damit haben, in Länder, aus denen es kommt. Weil ich a) gern reise, b) gern kiffe und c) Fragen hatte. Wie fühlt sich legales Kiffen eigentlich an? Ohne die Paranoia vor der Polizei, aber auch ohne den Nimbus des Rebellen. Ist das entspannender oder langweiliger? In Thailand, wo über Nacht Marihuana so legal wie Kartoffeln wurde, fragte ich mich, ob Bangkok bekifft noch mehr Spaß macht, kam aber zu dem Schluss, dass ich mit Alkohol den Sextourismus besser ertragen kann.

Ihr Buch ist also kein nüchtern argumentierendes Sachbuch – was ist es dann?

Ich habe schon in den frühen Achtzigerjahren damit begonnen, Geschichten so zu schreiben, wie ich sie auch meinen Freunden in der Küche erzählen würde. Damals nannte man das New Journalism. Später wurde Pop Literatur daraus, aber mir gefällt Literary Nonfiction als Klassifizierung für diesen Stil am besten. Er ist nie nüchtern, sondern immer berauscht von den Möglichkeiten der Sprache. Und was die Sachlichkeit angeht: Ich habe viele Erfahrungen mit Cannabis. Ich weiß, worüber ich schreibe.

Was spricht aus Ihrer Sicht für die Cannabis-Legalisierung?

In den USA finden mittlerweile 76 Prozent aller Amerikaner den Cannabis-Konsum moralisch akzeptabel. Bei den Liberalen stimmten 83 und bei den Konservativen 51 Prozent dafür, also die Mehrheit in beiden Lagern. Marihuana ist da in der Mitte der Gesellschaft angekommen. In Thailand hat es die Mitte offenbar nie verlassen. Nach der Legalisierung sollten sich dort alle, die Cannabis selbst anbauen wollten, bei der Gesundheitsbehörde dafür registrieren lassen. Am ersten Tag machten das über 6 Millionen Menschen, und die Homepage brach zusammen.

ICH HABE VIELE ERFAHRUNGEN MIT CANNABIS. ICH WEISS, WORÜBER ICH SCHREIBE.

Was ich damit sagen will: Eine Politik, die die Mitte der Gesellschaft kriminalisiert, hat sie nicht alle. Das funktioniert nicht. Cannabis war weltweit fast ein Jahrhundert lang verboten, trotzdem wurde es die am meisten konsumierte illegale Droge. Wer kiffen will, der kifft. Verbote ändern daran nur, dass der Konsum unübersichtlicher, unkontrollierter und ungesünder wird, weil die Mafia keine Reinheitsgebote akzeptiert.

Und was spricht dagegen?

Gegen die Legalisierung von Cannabis spricht gar nichts, gegen den Konsum gibt's hier und da schon was einzuwenden. Ich kenne die Droge zu gut, um sie zu verherrlichen. Ich kenne die Kiffer-Paranoia, ich kenne die Abhängigkeit, ich kenne den Krümel zu viel, der dich zum Esel macht, wie den korrekten Krümel, der die Kreativität entfacht – und ich schreibe darüber, ich lass da nichts aus. Glücklicherweise habe ich keine Mission. Ich mache mich nur auf: Schaut her, so ist das Kifferleben. Und das ist der persönliche Strang in dem Buch.

DIE LEUTE SAGEN, CANNABIS IST RAUSCHGIFT, ABER ALKOHOL IST ALKOHOL.

Aber noch einmal zu »Andere Länder – andere Kiffer«. Welche Unterschiede haben Sie gesehen?

Auf Malta, dem ersten Staat, der innerhalb der EU die Marihuana-Prohibition beendet hat, ist Cannabis total legal, aber man kriegt es nirgendwo. Nicht als Tourist. Es gibt keine Shops dafür. Die maltesischen Kiffer bauen es entweder selbst an oder holen es sich als Medizin mit einem Rezept vom Arzt, aber auch dafür gibt es auf ganz Malta nur zwei Apotheken. Wenn ich sage, man kriegt als Tourist kein Cannabis, dann meine ich natürlich, man kriegt es nicht legal, sondern nur traditionell: Ein Taxifahrer schloss für mich die Lücke in der Handelskette. Alles Weitere war gesetzestreu. Ich durfte es durch die Straßen tragen, ich durfte es auf dem Hotelbalkon rauchen, ich durfte es offen im Zimmer liegen lassen. Wunderbar! Und, ach ja, man sieht auch nicht viel von der Legalisierung. Keine Werbung. Man will keinen Kiffer-Tourismus und keinen Cannabis-Kommerz. Das krasse Gegenteil davon ist Kalifornien. Plakatwände im Lastwagenformat preisen über dem Sunset Boulevard Cannabis an, und statt des Cowboys im Sonnenuntergang steht da ein Gitarrenmann im Regenbogenland. Shops gibt's an jeder Ecke, und sie bieten Cannabis in allen nur denkbaren Erscheinungsformen an: rauchbar, trinkbar, essbar, es gibt THC-Truthahnsoßen, es gibt Cannabis-Hundefutter, für jeden Geschmack ist was dabei. Und ich warne in diesem Zusammenhang vor den Müsliriegeln, die nach dem Verzehr wie ein mit THC beladener Sattelschlepper durchs Gehirn rasen. Die sind in Thailand übrigens verboten, dafür haben die Thais mit der Legalisierung sofort alle aus dem Gefängnis entlassen, die dort wegen Marihuana-Delikten saßen. In den USA sitzen sie da immer noch, während drumherum die Cannabisindustrie mittlerweile über 30 Milliarden Dollar pro Jahr erwirtschaftet. Es gibt eine Menge Unterschiede bei der Cannabis-Legalisierung. Die Welt ist halt bunt.

Wieso regen sich bei uns viele Leute eigentlich über die Cannabis-Legalisierung auf, finden es aber völlig normal, regelmäßig Alkohol zu trinken?

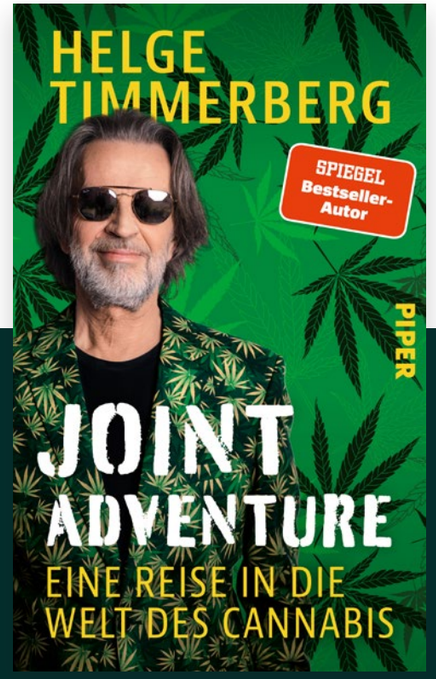
Gehirnwäsche. Fast hundert Jahre lang. Die Leute sagen, Cannabis ist Rauschgift, aber Alkohol ist Alkohol. Sie reden von Weinkultur und Drogensumpf, auf Hochzeiten wird getrunken, in der Hölle wird gekifft, solche Sachen spuken in den Köpfen der armen Gehirngewaschenen.

Einige Leute sagen auch, dass Cannabis eine Einstiegsdroge ist.

Die Einstiegsdroge für Kokain ist Alkohol, die Einstiegsdroge für Heroin ist die übergroße Sehnsucht nach Geborgenheit, die Einstiegsdroge für die extrem süchtig machenden Opioide und Benzos der Pharmaindustrie ist der Onkel Doktor, der mir mal gegen die Schmerzen bei einem Bandscheibenvorfall ein im Prinzip wie Opium wirkendes Medikament mit den Worten verschrieb: »Eine Pille davon am Abend, dazu ein Glas Rotwein und Bob Dylan, und du bist im Himmel.« Die psychosomatischen Wirkungen von THC können eigentlich nur der Einstieg zu den psychedelischen Drogen sein: LSD, Psilocybin-Pilze, Meskalin. Aber davon wird man nicht süchtig. Sie sind zu stark für eine Gewohnheitsdroge.

Wollten Sie schon mal das Kiffen aufgeben?

Wer wollte das nicht? Aber ich habe dann immer das Kiffen durch das Trinken ersetzt, und das gefiel mir überhaupt nicht. Außerdem ist Cannabis eine leichte Droge, die schwer zu entziehen ist. Es dauert sechs Wochen, bis die Gehirnzellen vom THC wieder völlig freigewaschen sind. Und diese Zeit, das steht fest, ist vielleicht nicht die Hölle, aber ziemlich nervig. Trotzdem mach ich manchmal einen Monat Pause, um dem Cannabis zu zeigen, wer der Herr im Haus ist. Auf den Reisen für dieses Buch kiffte ich recherchebedingt fleißig, aber als ich nach Hause kam, hörte ich einen Monat komplett damit auf. Steht auch in diesem Buch. Wie ich schon sagte: Es steht eigentlich alles drin, was man über Cannabis wissen muss.



15.
JAN
2024

HELGE TIMMERBERG
JOINT ADVENTURE
Eine Reise in die Cannabis-Welt
Hardcover mit Schutzumschlag
256 Seiten
22,00 € (D) 22,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07199-4

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

SCHÖN WALD

PHILIPP OEHMKE

PHILIPP OEHMKE ÜBER »SCHÖNWALD«

Wir waren im Museum Dia Beacon mit einer Gruppe von Leuten, meine Frau und ich, meine Eltern, die Schwester meiner Frau und einige andere, entferntere Verwandte. Es war der Tag vor unserer Hochzeit, Herbst 2015, wir lebten damals in New York, strahlende Sonne, ein Indian-Summer-Tag, wie es ihn nur an der Ostküste der USA gibt. Im Dia Beacon sind riesige Installationen zu sehen, Skulpturen, Konzeptkunst und auch ein paar Gemälde, Werke von 1960 bis heute, Arbeiten von Richard Serra, Dan Flavin, On Kawara, Blinky Palermo oder Andy Warhol. Das Museum liegt knapp zwei Stunden nördlich von New York City, an den Uferwiesen des Hudson River in minimalistisch renovierten Industriehallen, in deren großen Fensterscheiben sich das Herbstlicht bricht. Der Hudson, auf den man von einer kleinen Anhöhe herunterblickt, ist hier besonders breit und der Himmel besonders hoch. Das Publikum, Fans von Installations- und Konzeptkunst, kommt aus New York, Los Angeles oder Tokio hier aufs Land gereist, es trägt schwarze Rollkragenpullover und überdimensionale Brillen, es liegen Distinguiertheit und Kennerschaft in der Luft. Für viele einer der schönsten Orte Amerikas.

Für mich nicht mehr.

Während der letzten zehn Minuten unserer Fahrt ins Dia Beacon entstand im Auto ein kleiner Disput, er begann mit eigentlich banalen Logistikfragen der kurzfristig anberaumten Hochzeitsfeier und ihrer Gästeliste. Doch schon auf dem Museumsparkplatz hatte er sich zu einem handfesten Streit entwickelt, meine Frau und ich bildeten eine Einheit, aber ansonsten ging es alle gegen alle in wechselnden Koalitionen, und plötzlich wurden nicht mehr Logistik-, sondern Grundsatzfragen verhandelt.

Es muss für jeden Unbeteiligten ein herrliches Bild abgegeben haben (wäre es nicht so traurig gewesen), und bis heute frage ich mich, ob zufällig die Drehbuchautoren von *White Lotus* oder *Succession* zugeguckt haben: eine Gruppe wohlsituierter Deutscher im Alter von Mitte zwanzig bis Mitte siebzig steht in dem wunderschönen Garten von Robert Irwin oder den phosphoreszierenden Lichtinstallationen von Dan Flavin – und schreit und weint auf Deutsch.

So schlimm, dass meine Frau und ich alle wieder ausladen und allein im Marriage Office der City Hall heiraten wollten. Schließlich konnte das Fest dann haarscharf doch noch stattfinden, und in den Jahren danach wurde noch viel über »die schöne Hochzeit«, aber nie wieder über den Tag davor geredet.

Trotzdem muss es für diese Eruption offenbar tief vergrabene Vorwürfe, Schuldzuweisungen und Unterstellungen, ja Gründe gegeben haben, vergiftete unterirdische Lavaströme, die schon ihre Risse durch den festen Familiengrund gezogen hatten.

Damals begann ich, grundsätzlich über Familien und ihre Strukturen nachzudenken, ausgestattet mit allem, was ich bei John Updike, Philip Roth, Richard Ford oder später Jonathan Franzen oder Celeste Ng gelesen hatte. Die Literatur der Amerikaner und Amerikanerinnen scheint seit mehr als einem halben Jahrhundert das Konstrukt Familie zu erforschen und zu hinterfragen, die Deutschen hatten zwar Thomas Mann und von ihm vor 122 Jahren *Buddenbrooks*, aber seither gab es das Genre des Großen Familienromans eigentlich nicht mehr (wenn man von einigen speziellen Ausprägungen wie Tellkamps *Der Turm* absieht).

Große Teile von *Schönwald* habe ich in den USA geschrieben, und wenn die Leute mich dort fragten, woran ich da schriebe, sagte ich an einer *family novel* und wunderte mich über die zurückhaltenden Reaktionen, bis mir jemand erklärte, dass es die *family novel* im Sinne von Familienroman auf Englisch nicht gebe, und eine *family novel* schlicht ein Roman für die ganze Familie sei, wie ein *family movie*.

Mit dem Instrumentarium des amerikanischen Romans einer deutschen Familie zu Leibe rücken – und zwar ausdrücklich, um ganz frei sein zu können, nicht meiner eigenen – war die Idee. Ich wollte all die Hoffnungen, Erwartungen, Enttäuschungen und Vertuschungen anhand einer Familie betrachten, fragte mich beispielsweise, was es für die Mutter der Familie bedeutet haben könnte, mit verpassten Möglichkeiten

und einem gescheiterten Ausbruchsversuch zu leben, welche Verwüstungen das angerichtet haben könnte, in ihr selbst, aber auch in ihren Kindern – und wie sie immer wieder auftraten als unterdrückte Konflikte, nicht verheilte Verletzungen, verschwiegene Fehltritte.
Einen Anstoß zu diesem Buch gab, als ich wieder nach Deutschland kam, die Debatte um die Eröffnung einer queeren Buchhandlung in Berlin. Der Laden war ein idealistisches progressives, heute würde man sagen: wokes – Projekt, angeboten wurden ausschließlich Bücher von queeren oder weiblichen Autorinnen. Die Gründerin war stolz und gab Interviews, in denen sie sagte, sie habe sich diesen Traum verwirklichen können durch die Erbschaft ihres Großvaters, der General bei der Bundeswehr war wie meiner. Als junger Mann war er allerdings, ebenfalls wie mein Großvater, in der Wehrmacht gewesen, und auf Instagram unterstellten bald junge, nicht weiße Blogger, dass sowohl Großvater wie auch Urgroßvater Stützen des Dritten Reichs gewesen seien. Das Kapital für den Buchladen sei deswegen schmutziges Geld. Die Buchladenbesitzerin, in der Sprache der Blogger eine »Deutsche mit Nazihintergrund«, war völlig überrascht von dem Vorwurf, für sie waren die Vergangenheitsverhältnisse ihrer Familie geklärt, wie für mich auch. Das Land, in dem wir lebten, hatte sich doch erst 1967 konstituiert, als ein ehemaliger Nazi, westdeutscher Polizist und Stasiagent in Personalunion, mit seinen Schüssen auf einen Berliner Studenten gleichzeitig auch dem alten Deutschland endgültig den Garaus machte; daraus und aus 1989, als die Menschen auf der Mauer tanzten, und vielleicht 2006, als sie sich Deutschlandfähnchen aus ihren Autos wehen ließen, ergab sich etwas, mit dem auch meine und ihre Generation etwas anfangen konnte.
In *Schönwald* muss sich die Tochter ähnlichen Anschuldigungen stellen und beginnt deswegen, in der Vergangenheit zu graben, was bei Familien selten eine gute Idee ist, beziehungsweise natürlich gerade eine gute Idee, je nachdem, wie tapfer man ist.
Denn dann gerät man leicht in das Zentrum der Familie, wo all die Dynamiken entstehen, die dann über Generation hinweg wirken. Man entdeckt dort möglicherweise die eigenen nicht verwirklichten Wünsche, nicht gemachte Karrieren trotz großen Talents, die faulen Kompromisse; die abweichenden Lebensentwürfe der Kinder, die später in den Siebzigern nicht nur zu einer anderen Zeit, sondern gewissermaßen auch in einem anderen Land geboren wurden als ihre Eltern.
Mich interessierten die Erzählungen und Normalisierungen, die jede Familie für sich pflegt. Vielleicht waren sie irgendwann mal nötig, um überhaupt weitermachen zu können. Vielleicht sind aber auch sie es, die Traumata und Verhaltensweisen über die Generationen hinweg weitertragen. Können wir uns von ihnen freimachen und wenn ja, zu welchem Preis kommt diese Freiheit?
Irgendwann wurde mir klar, dass die Mutter in meiner Familie eine entscheidende Rolle spielen musste. Ich fragte mich, wie es ihr, ihrem Mann, den Kindern heute gehen würde, wenn sie selbst 1985 anders gehandelt hätte? Lag es an der Zeit, in die sie hineingeboren wurde, oder an ihr selbst (oder ihrem eigenen Vater), welche Entscheidung sie getroffen hat?
War ihr Lebensweg, wie der so vieler Frauen ihrer Generation, den Müttern der Boomer-Generation, vorgezeichnet – und konnte sie sich dem widersetzen?
Auch wenn alle Figuren fiktiv sind, musste ich natürlich über ein Milieu schreiben, dessen Typologien, Gefühle, Sprache und Orte ich kannte. Die Familie Schönwald kommt ursprünglich aus Bonn, wie ich selbst auch, und der älteste Sohn wohnt in New York, wo ich ebenfalls gelebt habe, er ist junger Poststrukturalismus-Professor an einer Universität, an der auch ich studiert (es aber nicht zum Professor gebracht) habe. Er sieht sich nicht in der Lage, seinen Eltern zu erzählen, dass die Universität ihm im Zuge eines MeToo-Skandals gekündigt hat. Sein Vater war so stolz auf ihn gewesen. Seine Kränkung und Scham treiben ihn zu den anderen Wütenden und Verletzten, zur amerikanischen Rechten, wo er als Verstellungskünstler zu seiner Überraschung reüssieren kann – in eine Szene, von deren Protagonisten ich einige in New York kennengelernt habe und die ich immer mal ausführlich beschreiben wollte.
In diesem Moment und auf einem Familientreffen in Deutschland, zur Buchladeneröffnung der Tochter, werden Jahrzehnte alte Dichtungen porös, jedes der drei Kinder der Schönwalds ringt mit Problemen, von denen ihre Eltern nichts ahnen. Alle drei ringen sie mit sich selbst, mit der Wahrheit, auch über sich selbst, und der Frage, wie sehr sie ihr Familienkonstrukt belasten können, ohne dass es kollabiert.

LESEPROBE

Ein paar Monate nach der Geburt rief Martin an, um zu gratulieren. Sie hatte ihm eine Geburtsanzeige geschickt, wahrscheinlich damit er wusste, dass nun endgültig alles vorbei war. Mit ihrer akademischen Laufbahn, wie auch mit jedweder romantischer Erregung, die womöglich mal zwischen ihnen existiert hatte. Sie war gerade allein mit Benjamin, hielt ihm missmutig die Flasche hin, die das Baby aber inzwischen lieber von seiner Schwester Karolin empfing.
Es war ein grauer Vormittag in Bonn. Die Kinder waren in der Schule, Hans-Harald im Dienst. Diesmal wimmelte sie Martin nicht ab.
Es war genügend Zeit vergangen, mehr als ein Jahr, seit dem überstürzten Abschied in Hamburg. Sie freute sich Martins ruhige, immer leicht ironisch gefärbte Stimme zu hören, ein Poststrukturalist der ersten Stunde mit großer Skepsis gegenüber allem Absoluten und Eigentlichen. Sie hatte Lust, mit Martin zu sprechen, wollte die neusten Gerüchte, Skandale und Skandälchen aus der Universität hören, wer sich mit welchen Veröffentlichungen blamiert hatte, und wann die alten Germanisten der Nachkriegszeit mit ihren metaphysischen Interpretationsmethoden endlich abträten. »Du hättest sie ablösen können, Ruth, vor dir haben sie gezittert, aber jetzt bleiben sie alle.« Und darüber konnte Ruth sogar lachen.
»Nun, wo du dich nicht mehr bei mir habilitieren wirst, werden wir uns trotzdem noch einmal sehen — oder endet unser Weg hier?«
»Im Gegenteil«, sagte Ruth und fühlte sich zum ersten Mal seit Hamburg wieder beschwingt, »jetzt wo wir die beruflichen Abhängigkeiten aus dem Weg geschafft haben, kann unsere Freundschaft doch richtig beginnen.«
»Du meinst, das hat sie noch nicht?«
»Wie heißt es bei Thomas Mann? Das Glück kommt zu denen, die es erwarten. Nur müssen sie die Türen auch offenhalten.«
»Wir haben sie offengehalten«, sagte Martin.
Ein Fenster in die Welt hatte sich geöffnet. Plötzlich schien das Leben wieder erträglicher. Da war eine Existenz jenseits der drei Kinder und der merkwürdigen Parallelexistenz, die sie mit ihrem Mann aufrechterhielt. Sie erzählte Martin von der fürchterlichen Schwangerschaft, ihrer Unzufriedenheit mit der Mutterschaft, ja dem Unglück ihres Lebens. Sie tat dies zum ersten Mal überhaupt. Sie brach kurzfristig mit den Grundsätzen, die ihr Vater ihr als Kind beigebracht hatte und an denen sie auch als erwachsene Frau noch festhielt: *Never complain, never explain*. Sich niemals beklagen, sich niemals erklären.
Sie erinnerte sich, wie ihr Vater ihr diesen Leitsatz das erste Mal erklärt hat. Sie muss zwölf gewesen sein oder dreizehn. Er war von einer Dienstreise zurückgekommen, »von den Amerikanern«, wie er mit stolzem Timbre sagte. Es war eine lange Reise gewesen, und Ruth hatte ihren Vater vermisst. Die frühabendlichen Schachpartien, die Algebra-Hausaufgaben, die ihr Vater, der Mathematik studiert hatte, in seiner Mittagspause, in der er oft zu einem Essen und kurzem Schlaf nach Hause kam, absichtlich, aber anspruchsvoll falsch löste.
Als er an einem Sonntagmorgen endlich zurückkam und seine Tochter ihm erklärte, es sei ganz doof gewesen ohne ihn, nahm das Gesicht ihres Vaters strenge Züge an. Die Mathematikrätsel hätten ihr gefehlt, hatte Ruth geklagt. Ohne sie seien die Hausaufgaben langweilig, und sie habe deswegen nicht alle erledigt. Doch sie hatte es wohl mit ihren Klagen über seine Abwesenheit übertrieben und war erschrocken über das, was er dann sagte: »Ruth, hör auf dich zu beklagen! Ich muss das alles nicht wissen. Und erkläre mir nicht, warum du nicht geschafft hast, was du zu erledigen hattest. Ich musste weg. Punkt. Erkläre mir nicht, was das für dich bedeutet. Es interessiert nicht. Ich sage dir etwas, merke es dir für dein Leben. Die Engländer haben einen guten Leitsatz: Never complain. Never explain. Weißt du, was das bedeutet?«
Ruth schüttelte den Kopf.
»Es heißt: Beklage dich niemals, und erkläre niemals dein Verhalten. Zwei simple Regeln, mit denen du, wenn du sie befolgst, weit durch's Leben kommen wirst.«
»Kommen sie aus Amerika? Hast du sie von dort mitgebracht?«

»Nein, sie kommen aus England. Ich kenne sie schon lange. Ungefähr seit ich in deinem Alter war. Ich kenne sie von meinem Vater. Wir wollen uns an sie halten.«
An diesem Tag hatte Ruth sich zum letzten Mal beklagt. Und sie hörte an diesem Tag auch auf, ihr Verhalten zu erklären, ihre Fehler zu erläutern. Hans-Harald hatte sie immer wieder im Laufe der Ehe – erstmals in den Flitterwochen am Strand von Sorrent, später als sie mit Christopher schwanger war und zuletzt gar nicht lange, bevor sie nach Hamburg geflohen war – versucht, das Innenleben seiner Ehefrau zu ergründen. Nein, sie hatte sich nie beklagt. Kein einziges Mal hatte Hans-Harald eine ernstzunehmende Erklärung zu ihrem seelischen Zustand gehört. Lässt sich all das auf die zwei Sätze Friedrich Butlers zurückführen, viele Jahrzehnte zuvor, als der Weltkrieg noch keine 15 Jahre vorüber war?
Sie sprach mit Martin am Telefon anderthalb Stunden lang. Erst vorsichtig, schließlich immer vehementer beklagte sie sich. Es fühlte sich gut an, sich zu beklagen. Ein einziges Mal, sagte sie sich. Ein einziges Mal würde sie lockerlassen dürfen, gegenüber diesem Mann, den sie so lange kannte, dem sie sich so verbunden fühlte und der doch, zum Glück, so weit weg war. Martin hörte zu, manchmal stellte er eine gezielte Frage, brummte durch die Leitung, hörte wieder zu und brummte nochmal. Und Ruth erklärte sich. Warum sie nicht in Hamburg hatte bleiben können; warum sie Hans-Harald nichts gesagt hatte; dass sie glaubte, nur in Hamburg bei ihm promovieren zu können, und erzählte von ihren Problemen mit dem Baby Benjamin, deren Dringlichkeit Martin als meist abwesender Vater zweier Teenage-Töchter nicht verstand. Martin war kein Pragmatiker wie Hans-Harald. Er war ein an von Derrida bis Luhman und Lacan geschulter Denker, der es gewohnt war, die zunächst vermeintlich augenfällige Lösung infrage zu stellen. Sein Denken war nicht der Praxis verpflichtet, sondern der Originalität. Mit Martin zu sprechen, fühlte sich an, als wäre ihr Kopf in Urlaub gefahren und würde nun durch neue Landschaften ziehen, unbekannte Felder und Wiesen, in denen es sich atmen ließ. Urlaub von ihrem Gewissen. Niemand, der wegen ihrer vernachlässigten Mutterschaft über sie richtete; keiner, der in den durchgelatschten Moralpfaden beheimatet war. Wenn sie nur noch Martin zuhören würde, wäre das Leben wieder erträglich. Er war noch komplizierter als sie. Er war, da war sie sich sicher, ein grauenvoller Ehemann, als Ehepartner bestimmt noch schlechter als sie. Das zog sie zu ihm hin. In seiner Gegenwart musste sie sich nicht schlecht fühlen.
Der Kongress der Internationalen Germanistenvereinigung fand 1985 in Göttingen statt. Martin rief an (wie immer am Spätvormittag, wenn er davon ausgehen konnte, dass Ruth mit Benjamin allein war), und sagte, er sei der Hauptredner am ersten Abend. Er wisse, das Kapitel Literaturwissenschaft sei für Ruth endgültig geschlossen, aber mal für drei Tage raus aus der Babyhölle (das sagte er wörtlich so), sei doch vielleicht nicht schlecht, sie wisse doch, das akademische Leben könne man besonders dann genießen, wenn man selbst nicht mehr mitten drin stecke, und Göttingen sei doch keine zwei Stunden von Bonn. Er könne sie anmelden als außerfakultätischen Gast.
Hans-Harald war begeistert von der Idee, dass Ruth sich zweieinhalb Tage für sich nehmen wollte. Er würde am Freitag schon am frühen Nachmittag aus der Behörde kommen, dann könne sie sofort los und noch zur Abendveranstaltung in Göttingen sein, Sonntagabend dann zurück. Er schien geradezu erlöst von der Aussicht, nach diesem Wochenende eine vielleicht etwas weniger missmutige Frau wiederzubekommen. Ruth hatte inzwischen zu Hause die Sichtweise zementiert, dass Hans-Harald ein wunderbares Leben führen durfte, mit seinem Job, seinem Erfolg, seiner Beliebtheit bei den Kindern, aber es selbstverständlich nicht seine Schuld war, dass es ihm so gut ging. Natürlich hätte er seinen beruflichen Erfolg nicht gefährden können, nur damit sich seine Frau besser fühlte. Er zerschlug schließlich bundesweit operierende Betrugsringe, während sie nur Streulicht auf die Frage warf, inwiefern die frühen Texte Thomas Manns von seiner Sexualität informiert waren – wer war sie, da Ansprüche zu stellen, formulierte sie süffisant gegenüber Hans-Harald und beobachtete, wie das Hirn ihres Staatsanwaltsgatten zu ermitteln versuchte, ob diese Aussagen als glaubwürdig oder sarkastisch einzuordnen waren.
Er bemühte sich, früher nach Hause zu kommen, obwohl er vorher mit 17:00 Uhr schon zu einer Zeit erschien, von der andere in vergleichbaren Positionen nur träumen konnten. Wenn Hans-Harald, nunmehr oft gegen 15:30 Uhr, nach Hause kam, ließ sie ihn beinahe immer sofort Zeuge eines sich entfaltenden Dramas werden. Wenn nicht ohnehin schon eins im Gange war, konnte es passieren, dass Ruth, vielleicht nicht absichtlich, aber doch unbewusst, eins entzündete, damit er sehe, was hier los war den ganzen Tag. Ihr rutschte dann versehentlich Benjamins Flasche aus der Hand, sodass das bekleckerte Baby zu schreien begann. Ruth wusste, dass Hans-Harald in solchen Situationen nicht besonders stressresistent war, und so gelang es ihr oft, den Nervenzustand ihres Mannes innerhalb weniger Minuten auf ihr Niveau herunterzuziehen.
Schon Wochen vor dem Germanistentag freute sie sich. Mit Martin würde sie reden können, vorsichtig natürlich, sie durfte ihn nicht langweilen mit ihren häuslichen Lamenti, es musste interessant und dramatisch sein. Am besten würde sie es in einem gesellschaftspolitischen Zusammenhang betten, damit es Martin interessierte: Sie würde es mit einer Kritik an der zu naiven zweiten Welle des Feminismus verknüpfen, hatte sie sich überlegt, jenem Siebzigerjahre-Feminismus der wuchernden Schamhaare und weggeschmissenen BHs, den Martin wegen Eglantine (die natürlich eine große Verfechterin war) und einiger nerviger Doktorandinnen ebenfalls ablehnte. Aber sie würde, welche Heilung sie auch immer von Martin bekommen könnte, nicht umsonst erhalten. Sie hoffte (zumindest sagte sie sich, dass sie das hoffte), dass der Preis nur in geistreicher intellektueller Begleitung bestand. Doch wenn sie ihr Leben retten wollte, hatte sie keine Wahl.
Göttingen wurde ein voller Erfolg, wenn man so wollte. Von der Eröffnungsrede durch Richard von Weizsäcker (seit Theodor Heuß hatte kein amtierender Bundespräsident mehr auf dem Germanistenkongress gesprochen), über die Wahl eines Japaners (sic) als neuen Vorsitzenden der Internationalen Germanistikvereinigung (Martin hatte erklärt, warum das taktisch klug sei, doch sie hatte nicht zugehört, bei aller Liebe) bis hin zu »ihrem Italiener«, den sie am ersten Abend gefunden hatten, als sie sich wie zwei Schüler, während der Weizsäckerrede nach der Hälfte fortgestohlen hatten (Ruth hatte sich selbst nicht erkannt, hätte Hans-Harald so etwas vorgeschlagen, hätte sie es als kindisch abgelehnt) und in der Nähe der Stadthalle in einer Einkaufspassage in der Pizzeria *Valtellina* Zuflucht gefunden hatten, fernab vom Trubel und den prätentiös daherredenden Kollegen.

WENN SIE NUR NOCH MARTIN ZUHÖREN WÜRDE, WÄRE DAS LEBEN WIEDER ERTRÄGLICH. ER WAR NOCH KOMPLIZIERTER ALS SIE.

Wenn sie das, wusste Ruth nun, einmal im Monat vielleicht haben könnte, drei Tage eines Parallellebens, einer *alternate history*, drei Tage nur, Tage wie diese, es wären nur ein paar vom Schicksal (oder Martin) hingeworfene Körner. Doch sie würden womöglich fürs erste reichen, sie nicht sterben zu lassen an Lebensskorbut.
Aber warum sollte Martin das tun, er war verheiratet mit einer herausfordernden, aber sicherlich interessanten Frau, hatte zwei Kinder an der Schwelle zum Erwachsenwerden, war einer der wichtigsten deutschen Literaturwissenschaftler und hatte als solcher sicherlich längst neue Ruths aufgetan, hübsche vielversprechende Doktorandinnen und/oder junge brillante Frauen, die sich bei ihm habilitierten.
Zu ihrer Verblüffung rief er gleich in der übernächsten Woche wieder an, wie immer zur gleichen Zeit am Mittag, wenn er glaubte, dass Benni schlief und Ruth Zeit hatte. Er sagte, er würde gern mit ihr noch einmal zum Kongress der Internationalen Germanistenvereinigung fahren (Ruth schöpfte Hoffnung), doch leider, leider (Ruths Mut sank, aber er hatte ja recht), leider fände der Kongress der Internationalen Germanistenvereinigung nur alle fünf Jahre statt.

ENTWEDER GANZ ODER GAR NICHT, RUTH, ABER DAFÜR BIST DU ZU GUT.

Aber er habe seine studentische Hilfskraft mal andere, kleinere Tagungen der kommenden Monate raussuchen lassen.
Und wenn das nicht genug sei, um ihren Hunger nach Fortbildung (und Zusammensein) zu stillen, dann würden sie auf die Teilgebiete ausweichen, sagte Martin: Linguistik, die Ruth mit ihrem mathematischen Gehirn sicherlich liegen würde, ihn jedoch langweilte; Logik, wo die Kollegen der Philosophie Literaturwissenschaft spielten und die großen poststrukturalistischen Schlachten geschlagen wurden und zur Not, wenn der Ort stimmte, könnte sie auch mal bei den Mediävisten vorbeischauen.
Und daran hielten sie sich für die nächsten dreizehn Jahre, nur manchmal kam, wenn die Abstände zu lang wurden, ein Brief hinzu. Martin ließ sie mit gedruckten Adressaufklebern in den Umschlägen der Universität aussehen wie offizielle Post; sie schrieb ihm ans Institut. In Hans-Haralds Augen hatte seine Frau beruflich zwar zurückgesteckt, besuchte jedoch regelmäßig Kongresse und Tagungen, wo sie mit Kolleginnen in Kontakt blieb und selber machmal einen Vortrag hielt (das hatte Ruth nie behauptet, allenfalls suggeriert, wenn sie sich an den Abenden vor einer Tagung an ihren Schreibtisch zurückzog und sich »einlas«). Sie hatte Hans-Harald in all den Jahren nie aktiv belogen, das war ihr wichtig. Das hätte sie auch nicht geschafft, bildete sie sich ein, denn sie war keine Lügnerin. Sie hatte Dinge weggelassen, das ja. Doch das war etwas fundamental anderes. Informationsmanagement war ihrer Ansicht nach Teil einer vernunftbegabten Zivilisation.
Wenn jeder Mensch alles, was er dachte, alles, was er erlebte, mit jenen teilte, die ihm oder ihr am wichtigsten waren (und das waren Hans-Harald, Christopher, Karolin und Benjamin), wären Schmerz und Leid allerorten. Ständig wäre man nicht nachvollziehbaren oder verletzenden Aktionen anderer ausgesetzt, und umgekehrt. Nicht alle der eigenen Handlungen waren anderen erklärbar. Dafür war der Mensch in all seinen externen Verstrickungen zu komplex.
Sie hat nie erfahren, ob die Verbindung auch zu Martins Leben etwas Unverzichtbares hinzufügte oder ihm nur zur Unterhaltung und Zerstreuung diente. Es spielte jedoch auch keine Rolle für sie. Ruth hat die Verbindung über mindestens zehn andernfalls gefühlt tödliche Jahre hinweggeholfen. Als Mitte der Neunzigerjahre zuerst Christopher, dann Karoline auszogen und nur noch Benni blieb, löste sich der Druck. Sie war stolz auf ihre beiden inzwischen erwachsenen Kinder, stolzer vielleicht als auf alle akademischen Meriten, die sie hätte verdienen können. Schon ein paar Jahre zuvor hatte sie, nach viel gutem Zureden von Hans-Harald und gegen, – interessanterweise –, starken Widerstand von Martin (»Entweder ganz oder gar nicht, Ruth, aber dafür bist du zu gut«) eine Teilzeitstelle als Privatdozentin an der Universität Koblenz angenommen.
Ruth war so erleichtert, schrieb es aber auch ihrer Disziplin gut, dass Hans-Harald nie etwas von den Wochenenden mit Martin gemerkt hatte. Bei aller Vorsicht hatte all die Jahre natürlich immer die Gefahr der Aufdeckung über ihr geschwebt, ein blöder Zufall hätte gereicht. Dass es nicht doch herausgekommen war, führte Ruth auf Hans-Haralds Urvertrauen zurück. Ein weniger selbstbewusster, in sich ruhender Mann hätte vielleicht doch mal gefragt, mit wem sie denn auf all diesen Kongressen eigentlich so zusammenkäme. Dass Hans-Harald das nicht getan hatte, erfüllte sie nicht nur mit Dankbarkeit, sondern regelrecht mit Bewunderung. Ruth war kein Mensch, der sich Bewunderung anmerken ließ, normalerweise bewunderte sie schlicht auch niemanden. Aber auch Hans-Harald schien zu bemerken, dass die zehn Jahre finsterster Düsternis vorbei waren; dass seine Frau nicht nur zugewandter und fröhlicher war, sondern ihn auch gut zu finden schien, ein Gefühl, das er wohl völlig vergessen hatte. Manchmal hatte sie sogar Lust, mit ihm ins Kino zu gehen oder in eine Weinstube. Unausgesprochen schienen beide Ehepartner das Gefühl zu teilen, es geschafft zu haben. Ruth wusste warum; Hans-Harald mochte auch seine Theorien dazu haben, aber sie waren falsch, weil ihm, wie gesagt, ein paar Informationen fehlten.
Der neuerliche eheliche Aufschwung bestätigte Ruth natürlich in ihrem Handeln. Sie war klüger als andere, sie dachte das nicht explizit, aber das Gefühl war da. Ihrer umsichtigen, ja schon realpolitischen Strategie mit Martin war es zu verdanken, dass die Familie noch bestand und Hans-Harald und sie nun noch zwanzig, dreißig schöne Jahre mit den Kindern vor sich hatten sowie mit deren irgendwann zu gründenden eigenen Familien, den Schwiegertöchtern und dem Schwiegersohn samt zahlreicher Enkelkinder.
Aber da war noch etwas, das Ruth Ende der Neunzigerjahre bewogen hatte, die Treffen mit Martin lieber auslaufen zu lassen. Martin hatte Eglantine verlassen. Eigentlich hätte sie dem vorherigen Satz ein »endlich« hinzugefügt, doch durch die Trennung war Martin zu einer *loose canon* geworden, völlig unberechenbar. Seit er wieder dauerhaft in seiner Junggesellenwohnung am Rotherbaum wohnte, kam es ihr so vor, als würde er häufigere, längere und gewagtere Treffen vorschlagen. Die Tektonik ihres Arrangements drohte dadurch ins Wanken zu geraten, und Ruth wusste, dass damit die Sache tot war. Wenn eine Seite unberechenbar wurde, ging es nicht mehr.
Sie durfte mit Martin nicht Schluss machen, wenn man das überhaupt so nennen konnte. Sie mussten im Guten auseinandergehen, nur wie sollte das funktionieren, nach all den Jahren. Ruth stellte fest, dass eine Affäre zu haben deutlich einfach war, als sie nicht mehr zu haben. Sie musste Martin verhungern lassen, ohne dass er es so richtig merkte, bis der Preis für seinen Stolz zu hoch sein würde. Nicht schön aus heutiger Sicht, aber damals musste es so sein.
Und Martin hatte begriffen, ohne dass ein weiteres Wort gewechselt wurde. Seine Anrufe wurden seltener, die Briefe blieben irgendwann aus.
Ruth hätte es nicht mehr für möglich gehalten, dass sie mehr als zwanzig Jahre später in Straßenkleidung auf einem Peloton-Rad in einem stickigen, fensterlosen Fitnessraum sitzen würde, und irgendwas dabei doch noch grandios schief gegangen war.

27. JUL 2023

PHILIPP OEHMKE
SCHÖNWALD
Roman
Hardcover mit Schutzumschlag
496 Seiten
26,00 € (D) 26,80 € (A)
ISBN 978-3-492-07190-1

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

CESCA MAJOR

UND MORGEN FÜR IMMER

INTERVIEW

Worum geht es in "Und morgen für immer"?
Es geht um Emma, eine gestresste, berufstätige Frau – eine Literaturagentin, Mutter, Freundin und Partnerin –, die an einem ganz normalen Montag ihrem hektischen Leben nachgeht. Nur ist dieser Montag zufällig der Tag, an dem sie vor Jahren ihren Mann Dan kennengelernt hat, ihr gemeinsamer Jahrestag, den sie (zum zweiten Mal in Folge) vergessen hat. Schlimmer noch, es ist der Tag, an dem Dan um 22.17 Uhr stirbt. Doch als Emma am nächsten Morgen aufwacht ... ist es wieder dieser Montag. Dan lebt. Bis er am Abend wieder stirbt ... und wieder ...

Wie sind Sie auf die Idee zu diesem Buch gekommen?
Eigentlich hatte ich die Idee schon 2018, und ich wusste, dass sie gut war, weil ich immer wieder daran denken musste. Aber es war dann erst während der Pandemie, als mein eigenes Leben so unter Druck stand, dass ich wirklich das dringende Bedürfnis verspürte, den Roman zu schreiben. Denn es ist nicht nur eine große Liebesgeschichte, sondern auch ein großes Kompliment an alle Frauen, die ständig das Gefühl haben, dass sie sich in vielen Bereichen ihres Lebens mit aller Kraft anstrengen und doch immer wieder scheitern.

Warum können sich so viele Leserinnen mit Emma identifizieren?
Ich glaube, dass viele Frauen bessere Eltern, Geschwister, Töchter, Freundinnen, Mütter und Partnerinnen sein wollen, und dieses Buch soll Frauen dazu anregen, in sich zu gehen und sich zu fragen, was ihnen wirklich wichtig ist und wofür sie ihre Zeit aufwenden wollen. Ich glaube, dass wir uns alle andauernd schuldig fühlen, wenn wir versuchen, Beruf und Privatleben irgendwie unter einen Hut zu bringen, und in meinem eigenen Leben hatte ich irgendwann das Gefühl, dass mein Mann (den ich sehr liebe) auf der Prioritätenliste immer weiter nach unten gerutscht ist.

Haben Sie während der Arbeit an dem Buch etwas in Ihrem eigenen Leben geändert?
Ja! Ich habe bestimmte Social-Media-Apps von meinem Telefon gelöscht und mir für die, die ich benutze, ein zeitliches Limit gesetzt. Ich bemühe mich jetzt sehr, mich auf meine Kinder zu konzentrieren – präsent zu sein und mich nicht dauernd durch andere Dinge ablenken zu lassen. Und mein Mann und ich versuchen, mehr Dinge zu zweit zu unternehmen – uns auch mal zusammenzusetzen, zu reden und gemeinsam etwas zu essen, anstatt nur nebeneinander fernzusehen.

Was hat Sie an einer Zeitschleife gereizt?
Ich mochte die Vorstellung, dass ein riesiger Meteor in das Leben meiner Hauptfigur einschlägt, um dann zu sehen, was sie tun und wie sie im Laufe der Zeit reagieren würde. Auch strukturell hat mir die Herausforderung gefallen. Ich hatte großen Spaß dabei, die Geschichte zu plotten und mit der Form des Buches zu spielen.

Glauben Sie an das Schicksal? Und kann man es beeinflussen?
Ich glaube, dass es Menschen gibt, die Glück haben. Sie haben Möglichkeiten, die andere nicht haben. Sie sind gesund, haben liebevolle Beziehungen und so weiter – und andere nicht. Ich glaube, dass Menschen ihr Leben und ihre Herangehensweise an Herausforderungen ändern können und dass sie eine außergewöhnliche Fähigkeit zur Liebe und Freude besitzen. Emma hat die Chance, sich zu verändern und zu reflektieren, und ich wünsche mir, dass meine Leserinnen und Leser dieses Buch mit einem Gefühl der Hoffnung beenden.

Wenn Sie selbst einen "Murmeltiertag" erleben müssten? Welchen Tag würden Sie wählen?
Auf jeden Fall einen Tag, an dem ich sehr wenig tue. Ich wäre mit meiner Familie zusammen, am liebsten an einem kühlen, frischen, sonnigen Tag. Wir würden einen Spaziergang an meinem Lieblingsfluss machen und danach viel warmen Kaffee und Kuchen genießen. Ich würde nicht jeden Tag etwas Aufregendes erleben wollen, sondern versuchen, es langsamer angehen zu lassen und an einem Ort, den ich liebe, mit den Menschen, die ich liebe, wirklich präsent zu sein.

LESEPROBE

Montag, 3. Dezember 2021 – 21 Uhr

Ich stieß mich an dem verfluchten Fahrrad im Flur, als ich eilig ins Haus lief, meinen Mantel auf den Haken werfen wollte und ihn verfehlte.
»Hey«, rief ich. »Es tut mir sooooo leid. Das Treffen hat ewig gedauert, und dann ist die Sache mit dem *Guardian*-Artikel wegen Arthur eskaliert. Du weißt schon, der sture Autor, und ich musste meine Chefin davon überzeugen, ihn zur Vernunft zu bringen …«
Ich betrat die Küche. Niemand war dort: zwei saubere Teller, ein gedeckter Tisch – aber kein Dan. Nachdenklich ging ich zurück in den Flur, hörte Stimmen im Wohnzimmer. Als ich es betrat, sah ich Dan auf dem Sofa sitzen, neben ihm Miles im Schlafanzug.
»Hey, was ist denn hier los?«, fragte ich. »Morgen ist doch Schule.«
Beide sahen zu mir auf. Dan warf mir einen warnenden Blick zu. Er zwang sich zu einem Lächeln, fuhr Miles durchs Haar und sagte: »Miles wollte grad nach oben gehen, nicht wahr?«
Miles nickte langsam, und Dan lehnte sich vor, um ihn an sich zu ziehen. »Gute Nacht, Kumpel.«
»Gute Nacht.« Miles drückte sich in seinem grün gestreiften Pyjama an mir vorbei. »Gute Nacht, Mum«, murmelte er.
»Gute Nacht.« Ich drehte mich um, damit ich ihm noch schnell einen Kuss geben und ihn umarmen konnte, aber er war schon die halbe Treppe hinauf, zwei Stufen auf einmal nehmend. »Ich hab dich lieb.«
Warum war er noch wach?
Dans Ton veränderte sich, als er aufstand. »Ich habe Abendessen für uns gemacht.«
»Du weißt doch, wie müde er wird. Das wird sich morgen rächen …« Ritt ich darauf herum, um von der Tatsache abzulenken, dass ich so spät zurückkam? »Ist alles in Ordnung mit ihm?«
Dan ging an mir vorbei in die Küche. »Er konnte nicht schlafen.«
Ich folgte ihm. »Er hat sich mit Poppy gestritten.«
»Das wäre nicht das erste Mal«, erwiderte Dan.
»Ich weiß auch nicht«, redete ich weiter. »Irgendetwas daran kam mir anders vor als sonst.« Eigentlich verstanden er und seine große Schwester sich gut.
Dan sah mich schweigend an, kniff die Lippen zusammen. Richtig. Das Abendessen. Meine Verspätung.
»Vielen Dank fürs Kochen.« Ich ging zum Tisch und erstarrte, als ich den Umschlag neben meiner Gabel sah. Mein Name in schwarzer Schrift, ein kleines Herz über dem »a«.
Da wurde es mir bewusst: Heute war der Jahrestag unseres Kennenlernens. Der Tag, an dem wir uns jedes Jahr gegenseitig Briefe schreiben. Lange Briefe, in denen wir uns unsere Gedanken und Gefühle zu den vergangenen zwölf Monaten anvertrauten. Ganz natürlich hatten wir diese Tradition über die Jahre aufrechterhalten. Dans Briefe waren lustiger gewesen als meine, und noch dazu ehrlicher. Manche hatten tatsächlich den Lauf unserer Beziehung verändert. Sie waren stets ein Anlass, um innezuhalten und darüber nachzudenken, wo wir standen und wie es weitergehen sollte.
Ich hatte den Brief nicht geschrieben – genau wie letztes Jahr. O Gott, das durfte nicht noch einmal passieren.
»Ich gehe eben … andere Schuhe … anziehen«, sagte ich, lief aus der Küche und eilte die Treppe hinauf.
»Papier, Papier, Papier«, murmelte ich vor mich hin, während ich hektisch mein Nachtschränkchen durchsuchte. Kein Papier. Auch wenn dort ein kleiner Stapel mit alten Briefen lag. O Gott. Meine Schuldgefühle wurden immer schlimmer. Wie ein Erdmännchen schaute ich von links nach rechts.
Ich hörte Dan meinen Namen rufen, rannte ins Arbeitszimmer, griff nach einem Blatt Papier aus dem Drucker, faltete es und steckte es in meinen Ärmel, bevor ich wieder nach unten ging.
Dan sah auf meine Stiefel.
»Ich … mag sie einfach doch zu gern«, sagte ich und kam mir dabei vor wie eine Idiotin.
»Ist bei dir alles in Ordnung?«

ICH MUSSTE EIN PAAR ZEILEN AUFS PAPIER BRINGEN. ES DURFTE NICHT DASSELBE PASSIEREN WIE LETZTES JAHR.

»Ja, alles bestens«, erwiderte ich und drückte mich in der Nähe des Wandkalenders herum. Die Nummer 3 war bereits mit dem winzigen Kugelschreiber ausgekreuzt, den Dan daneben aufbewahrte. Schnell griff ich danach und ließ ihn zu dem Papier in meinen Ärmel gleiten. »Fantastisch.«
Er zeigte auf meinen gefüllten Teller und sah zu, wie ich mich setzte. Das Herzchen auf dem Umschlag verschwamm vor meinen Augen, während ich fieberhaft überlegte, wie ich diese Krise noch abwenden konnte.
»Wie schön. Ein Brief!«, rief ich aus, ein breites Lächeln auf meinem Gesicht festgefroren, als ich den Briefumschlag zur Seite schob und Dan ansah. »Die können wir später noch öffnen. Also …« Ich stützte mein Kinn auf meine Fingerspitzen und wartete kaum ab, dass er Platz nahm. »Erzähl mir von deinem Tag. Alles in Ordnung? Hast du neue Kunden? Warum konnte Miles nicht schlafen? Ich mache mir ein wenig Sorgen um ihn. Hat sich der Klempner wegen der Boilerreparatur gemeldet?«
»Das habe ich dir doch schon letzte Woche erzählt. Er war bereits da und hat alles in Ordnung gebracht.«
»Ach ja, natürlich. Das hast du erzählt«, sagte ich fröhlich. »Super!«, fügte ich noch hinzu, während mir mein fest getackertes Lächeln langsam entglitt.
Einen Großteil des Essens war ich nicht bei der Sache, fragte mich nervös, wann er auf den Brief zu sprechen kommen würde. Ich musste ein paar Zeilen aufs Papier bringen. Es durfte nicht dasselbe passieren wie letztes Jahr. Auch Dan war nicht besonders gesprächig, antwortete nur kurz und uninspiriert. Ich musste die Situation irgendwie ins Lot bringen.
Dafür benötigte ich Zeit. »Ich geh mal eben aufs Klo«, trällerte ich und rannte aus dem Zimmer.
Auf dem Klodeckel sitzend, krakelte ich schnell ein paar Gedanken aufs Papier und fügte noch eine übertriebene Menge an guten Wünschen für die Zukunft hinzu. Der Brief war zwar kurz, aber dafür sehr liebevoll. Ich schlich mich zurück in die Küche. Dan stand mit dem Rücken zu mir, als ich den Kuli leise zurücklegte und das gefaltete Papier unauffällig auf die Arbeitsfläche schob.
»Was machst du da?«, fragte ich.
Dan sah mich seltsam an. »Ich mache Vanille Custard für dich.«
»NACHTISCH! Toll!«
Er drehte sich um, lief einmal durch die Küche und stellte die dampfende Schüssel vor mir ab. Dann blieb er wie angewurzelt stehen, als er das gefaltete Stück Papier entdeckte.
»Das war eben noch *nicht* da.«
»Was?«
Er zeigte auf das gefaltete Blatt Papier auf der Arbeitsfläche. Sein Name war vorne drauf gekritzelt. Wortlos durchquerte er den Raum, setzte seine Lesebrille auf und faltete es auseinander. Sein Gesichtsausdruck war undurchdringlich. Dann senkte er langsam die Hand.
»Das hast du doch eben auf dem Klo geschrieben.«
Ich legte mir voll gespielter Entrüstung eine Hand auf die Brust. »Unglaublich, dass du so was sagst.«

»Gib es zu.«
»Ich hatte den Brief schon den ganzen Tag in meiner Tasche. Als du weg warst, habe ich ihn dorthin gelegt.«
»Ich glaube dir kein Wort, Emma.«
»Daniel, ich bin deine Frau«, sagte ich, auch wenn es keinen besonderen Sinn ergab.
Er wedelte mit dem Blatt Papier. »Du hast ›Sympathie‹ falsch geschrieben.«
»Kein einfaches Wort«, stammelte ich.
»Und es sind nur drei Zeilen.«
Spöttisch gab ich zurück: »Müssen es denn wirklich immer *lange* Briefe sein? Ich dachte, dieses Jahr könnte ich …«
»Emma«, unterbrach er mich ernst. So klang Dan eigentlich nie. Wenn die Stimmung besser gewesen wäre, hätte es sogar sexy klingen können. »Jetzt gib endlich zu, dass du es … wieder vergessen hast.«
Oje. Meine Brust zog sich zusammen. Ich versuchte, Zeit zu schinden. Letztes Jahr war er furchtbar enttäuscht gewesen. Also hatte ich mich zu einem Versprechen genötigt gesehen. Hoch und heilig hatte ich geschworen, es beim nächsten Mal besser zu machen. Es war schließlich meine Idee gewesen, und in den ersten Jahren waren die Briefe auch mehrere Seiten lang, »Vorder- und Rückseite«, wie Dan liebevoll spottete. Warum hatte ich mir bloß keine Erinnerung ins Telefon eingespeichert? Oder einfach von selbst daran gedacht, wie es ein nettes, anständiges und aufmerksames menschliches Wesen sicher getan hätte? Wie Dan es getan hatte …
Seine braunen Augen sahen traurig aus, vergrößert durch die neue Lesebrille, die er verabscheute (»Ich und eine Lesebrille! Ich bin doch gerade mal zweiundvierzig, Emma!«). Er war verletzt. Schon wieder.
Ich weiß auch nicht genau, warum ich in den Angriffsmodus überging: »Warum machst du so eine große Sache daraus?«
Er ballte die Fäuste, zerknüllte das Blatt darin. Seine Stimmung war zu Recht schlecht, sein Schmerz unverkennbar. »Weil es eine große Sache *ist*. Oder …«, er machte eine Pause, »… zumindest dachte ich das bisher. Du vielleicht nicht.«
Ich spürte ein Stechen in der Magengegend, als ich sah, wie ihm die Tränen in die Augen traten. Wie hatte ich nur wieder alles vermasseln können? Dieser Tag bedeutete uns beiden so viel, und ich hatte meine Zeit mit diesen ganzen anderen Dingen verschwendet, obwohl er doch eigentlich an erster Stelle hätte stehen sollen.
»Mum? Dad?« Eine leise Stimme auf dem Treppenabsatz. Wir drehten uns abrupt um.
Als ich zur Küchentür lief, sah ich Miles dort oben sitzen, seinen Tigger fest an sich gedrückt – auch mit acht Jahren konnte er noch nicht ohne sein Kuscheltier schlafen. »Mein Schatz, geh ruhig zurück ins Bett. Ich komm gleich hoch und decke dich gut zu.«
»Habt ihr euch gestritten?«
Ich schüttelte den Kopf, aber mein Herz zog sich zusammen. »Nein, mein Schatz. Das war der Fernseher. Schlaf gut«, krächzte ich schließlich.
Als ich zurückging, hatte Dan in der Zwischenzeit Mantel und Schuhe angezogen und versuchte gerade, dem alles andere als begeisterten, winselnden Gus die Leine anzulegen.
»Komm endlich, Gus«, schnauzte er unseren Hund an. Normalerweise hätte er gefragt, was mit Miles los sei, und wäre vermutlich sogar schnell nach oben gegangen, um nach ihm zu sehen, stattdessen wich er meinem Blick aus.
Gus, dessen Schnauze fast den Boden berührte, winselte kurz auf und widerstand dem Ziehen an der Leine.
»Zerr nicht so an ihm …«
»Ich zerre nicht. Komm schon, Gus.«
Dan nahm den bellenden Hund auf den Arm und trug ihn aus dem Haus. Die Tür schlug zu.
Verflucht.
Da stand ich nun. Das war alles meine Schuld. Ich hätte mich einfach entschuldigen sollen.
»Mum«, rief Miles schläfrig vom Treppenabsatz aus.
»Ja, mein Schatz«, flüsterte ich fast. »Entschuldige. Dad ist noch eine Runde mit Gus raus, ich komme jetzt gleich und decke dich zu.«
Er tapste zurück in sein Zimmer, während ich mich in der Küche umsah, die Reste unseres Essens betrachtete, die orangefarbenen Blumen auf der Arbeitsfläche, den Umschlag mit meinem Namen darauf, ein kleines Herzchen direkt über dem »a«. Das machte mich nervös. Dans Briefe konnten lustig und liebevoll sein, aber vor allem waren sie immer ehrlich. Dieses Jahr hatte ich Angst vor seiner Ehrlichkeit. Ich hatte es so richtig in den Sand gesetzt. Dan hatte wirklich Besseres verdient als das hier. Und dann war ich auch noch wütend auf ihn geworden, obwohl ich doch die Schuldige war.
Als ich gerade nach oben gehen wollte, hörte ich einen lauten Knall. Dann erklang eine Alarmsirene. Ich bekam eine Gänsehaut, drehte intuitiv den Kopf zur Haustür.
Was war das? Ich machte einen Schritt nach vorn, versuchte zu realisieren, was ich eben gehört hatte. Wo war Dan? Ich musste nach ihm sehen. Warum fröstelte es mich plötzlich so?
O Gott.
Ohne nachzudenken, lief ich aus dem Haus, etwas trieb mich an. Ich musste einfach nachsehen. Der Blumenladen und der Kiosk gegenüber waren dunkel, nur die Straßenlaternen verbreiteten orangefarbenes Licht.
Ein Schrei. Ein Schrei, der meinen gesamten Körper abrupt innehalten ließ, meine Haare stellten sich auf.
O mein Gott. Ich rannte weiter.
Eine Stimme. Irgendjemand rief etwas. Ein Bellen ganz in der Nähe. Gus! Ich wusste, dass ich bald da war, spürte, wie mir ein eiskalter Schauer den Nacken hinunterlief, als ich in eine Nebenstraße einbog. Vor mir eine Szene, die vollkommen falsch aussah.
Zuerst fiel mir die ungewöhnliche Position der Scheinwerfer auf, dann der seltsam geformte, qualmende Wagen, der sich in ein parkendes Auto gegraben hatte. Gus bellte und lief um ein langes Etwas mitten auf der Straße herum.
Nein. Nein. Nein. Nein.
Unter meinen Füßen knirschte zersplittertes Glas. Zwei Personen beugten sich auf dem Gehweg über jemanden, der neben dem zerstörten Wagen auf dem Boden saß: Keine von ihnen war Dan.
Gus saß auf der anderen Straßenseite.
In einer Entfernung von ungefähr drei Metern blieb ich stehen. In den Sekunden, in denen ich den Körper auf der Fahrbahn betrachtete, drehte sich meine Welt in Zeitlupe weiter. Auf dem Boden lag Dan, seltsam verrenkt.
»O nein.« Ich schlug mir die Hände vor den Mund. »Nein, bitte nicht!«
Er lag mitten auf der Straße.
»Dan?«
Sein Kopf war zur Seite gedreht. Die Augen weit geöffnet, starrte er mit leerem Blick auf Gus, der auf den Hinterbeinen saß, den Blick erwartungsvoll auf Dan gerichtet, als würde er jeden Augenblick aufstehen.
»Dan, steh auf. Du machst mir Angst.«
Sein rechtes Bein war in einem unmöglichen Winkel verdreht, der Fuß nackt. Er hatte so dringend das Haus verlassen wollen, dass er noch nicht einmal Socken angezogen hatte. Seinen Schuh konnte ich nirgendwo entdecken. Sein Fuß musste ganz kalt sein, die Straße war mit schimmerndem Eis bedeckt. Etwas Klebriges, Dunkles bildete eine Lache um Dans Kopf herum. Da sah ich etwas neben ihm glitzern. Seine verhasste Lesebrille mit dem Glas auf der Straße, aber vollkommen unversehrt.
Das konnte nicht wahr sein. Nicht Dan. Gerade hatte er noch in unserer Küche gestanden. Wir hatten zu Abend gegessen. Ich blinzelte, sah wieder sein enttäuschtes Gesicht vor mir. Die Niedergeschlagenheit in seinen Augen.
»Dan?«
Gus beugte sich über seinen Körper und stupste ihn zärtlich mit der Schnauze an. Er würde wieder aufstehen. Sich die Hand an den Kopf halten. Mit uns zusammen nach Hause gehen. Ich würde mich entschuldigen – ihm sagen, wie verdammt leid mir das alles täte. Dass alles mein Fehler war, ich niemals hätte wütend auf ihn werden dürfen. Ich hatte ihn angeschrien, ihn geradezu aus dem Haus getrieben. Er war aufgebracht gewesen, hatte nicht richtig geguckt …
Gus stupste ihn noch einmal an. Nichts.
Ich hielt mir die Hand vor den Mund, um das in mir aufsteigende Schluchzen zu unterdrücken.
Dan. Steh auf. Steh auf und komm mit uns nach Hause. Bleib nicht hier draußen. Es ist bitterkalt. Bitte.
Gus beugte sich über ihn, winselte, als wäre ihm bewusst geworden, dass auch er ihn nicht zurückbringen konnte. Ein eiskalter Schauer schoss mir die Wirbelsäule hinunter. Dann warf Gus den Kopf zurück und heulte laut auf, und in mir zerbrach etwas.
Dan war tot.
Irgendjemand, der auf der anderen Seite von Dan kniete, stellte mir Fragen, aber ich hörte sie nicht. Ich starrte auf das Gesicht meines Mannes. Er sah mich nicht an, als wollte er ein seltsames Spiel mit mir spielen, irgendeine Albernheit, um mich zum Lachen zu bringen. Aber das hier war nicht lustig.
Sieh mich an, Dan. Bitte, sieh mich an …

BITTE, DAN. STEH JETZT UM HIMMELS WILLEN AUF!

Es waren seine Augen, braun wie immer, aber die bernsteinfarbenen Einsprengsel, die sie so lebendig wirken ließen, fehlten. Sein Gesichtsausdruck war mir fremd. Sein Gesicht wirkte schlaff, die Wange gegen den harten Asphalt gedrückt, zwei winzige Schnitte an seinem Kinn.
Gus hatte sich mir genähert, und ich konnte sein feuchtes Fell an meinen Beinen spüren, als ich mich vorstreckte, um Dans Gesicht zu berühren.
»So hat er sich das nicht vorgestellt«, flüsterte ich. »Er wollte in seinem Bett sterben. Das hat er mir gesagt.«
Vor einigen Monaten hatten wir nach einem kitschigen Film darüber gesprochen.
»Mit dir will ich sterben«, war seine Antwort gewesen. Daraufhin hatte ich ihn einen Freak geschimpft, und er hatte angefangen zu lachen, sein lautes, ansteckendes Lachen, das mich jedes Mal fröhlich stimmte.
»Nein, im Ernst. Ich möchte sterben, wenn ich mein Leben gelebt habe. In unserem Bett.«
Ich schaffte es irgendwie, mich stolpernd aufzurichten, helfende Hände hielten mich, als ich sagte: »Die Kinder sind allein. Ich muss zu ihnen.« Ich fasste nach dem Arm eines Mannes in meiner Nähe. »Bleiben Sie bitte bei ihm. Irgendjemand muss bei ihm bleiben.«
»Natürlich tue ich das. Selbstverständlich. Brauchen Sie etwas? Geht es Ihnen gut?«
Ich beugte mich vor, beachtete ihn nicht weiter, nahm Gus auf den Arm. Er war unglaublich schwer, das Fell nass und verfilzt.
Eine Frau kam auf mich zu. »Ich helfe Ihnen.«
Sie ging mit mir zurück zum Haus. »Ein Tierarzt sollte ihn sich ansehen. Wir können der Polizei sagen, was wir beobachtet haben … Ihr Hund …«
Ich murmelte zum Dank, als ich die Tür vor ihrem besorgten Gesicht schloss. Ich sank auf die Knie, vergrub mein Gesicht in Gus' Fell. »Guter Junge. Guter Junge.«
»Mum.« Miles war unten an der Treppe. Ich konnte nichts dagegen tun. Ich spürte, wie sein Blick an mir hinabglitt. Erst da bemerkte ich, wie ich aussah. Mein Oberteil war nass vom Eisregen, die Hände rot verschmiert. Als ich aufsah, stand Miles kreidebleich im hellen Flurlicht, seine Augen weit aufgerissen. »Was ist passiert, Mum?«
Seine Stimme war so laut, dass ich ihn verdutzt anschaute. »Dad wurde angefahren. Er ist … Er ist … Da war ein Auto und … O mein Schatz. Er ist tot.«
Sein kleiner Körper sackte dort auf der untersten Treppenstufe in sich zusammen. Die Zeit schien in diesem Augenblick stillzustehen. Wir sahen einander an, jeder allein mit seinem Schmerz. Dann tauchte, alarmiert durch den Lärm, Poppy auf. Sie sah über Miles hinweg, der sich am Treppengeländer festhielt, zu mir, sah Dans Blut an meinen Händen und begann zu schreien, wodurch Miles nur noch stärker schluchzte. Gus kauerte zitternd neben mir, als die Trauer mich übermannte. Plötzlich warfen sie sich in meine Arme, alle beide, drückten und drängten sich an mich, während ich das Piksen der Fußmatte an meinen Beinen spürte.
Ich weiß nicht, wie lange wir dort gesessen hatten, als der Türklopfer über unseren Köpfen klapperte und wir uns hastig von der Tür entfernten. Der Polizist hatte sandfarbene Haare und sah uns mit einem Blick voller Mitgefühl an. Irgendwie waren wir in die Küche gelangt, irgendjemand hatte mir ein Glas Wasser gereicht. Die Kinder hielten sich ganz nah bei mir, wie damals, als sie noch klein gewesen waren und noch den Halt ihrer Mutter benötigten. Doch ich konnte sie nicht schützen, nicht vor den Ereignissen dieser Nacht.
Dan war noch am Unfallort für tot erklärt worden. Sie hatten ihn in die Leichenhalle gebracht und den Fahrer mit aufs Polizeirevier genommen.
Die Kinder wollten mich nicht verlassen, und ich wollte sie bei mir haben. Wir bewegten uns durch die Küche. Der Umschlag mit dem Brief lag noch immer ungeöffnet auf dem Tisch. Ich starrte ihn an, das kleine Herz verschwamm. Ich las ihn nicht.
Poppy ging wortlos mit in Miles' Bett, ich sah die beiden Köpfe auf dem Kissen, die Haare ineinander verwoben, derselbe mittelbraune Farbton. Dans Haare. Ich streichelte ihnen über die Gesichter, entfernte einen schwarzen Fleck unter Poppys rot geweinten Augen, verspürte eine beinahe surreale Ruhe, während ich immer und immer wieder flüsterte: »Alles wird gut, ich liebe euch. Ich liebe euch.«
Endlich schliefen sie ein.
Mein Körper zitterte beim Aufstehen, und ich tastete mich mit den Händen an der Wand entlang zur Tür. Ich setzte mich auf unser Bett. Bald würden sich die Vögel regen, mit den Flügeln flattern. Der Tag danach. Sein Kopfkissen hatte in der Mitte eine kleine Delle. Ich legte mich auf das Bett, meinen Kopf genau dorthin. In der Kuhle roch es nach Dan, nach uns. Ich schloss fest die Augen, wünschte mir, dass der Tag nicht so zu Ende ging. Ich wollte meinen Mann zurück. Ich wollte Dan.

Montag, 3. Dezember 2021 – 6:30 Uhr

Mit dem Gesicht zum Fenster lag ich auf der Seite. Das Geräusch einer Fahrradklingel. Ich öffnete die Augen und blinzelte. Ein kleiner Spalt zwischen den Vorhängen, ein Sonnenstrahl auf meinem Gesicht. Ich drehte mich um.
»Hey«, sagte er.
Ich setzte mich kerzengerade auf, ein seltsamer Laut entwich meinen Lippen. Dan fuhr zurück, sah mich besorgt an, als ich aus dem Bett sprang. Mir wurde schwindelig.
»Was zum … Wie … O Gott.« Von den Gefühlen der letzten Nacht noch aufgwühlt, brachte ich die Worte nur unter Schluchzen hervor.
Dan legte sich eine Hand auf die Brust. »Mein Gott, Emma, was ist los? Du machst mir Angst.« Er lachte verwirrt auf.
Der Anblick von Dan in unserem Bett ließ mich erstarren. Das Bild der letzten Nacht, wie er dort auf der Fahrbahn lag, überdeckte alles. Das war doch alles echt gewesen, ich hatte es mit eigenen Augen *gesehen*, sein Gesicht, seinen leeren Blick. Seine Lesebrille mitten auf der Straße.
Was passierte hier gerade?

31.
AUG
2023

CESCA MAJOR
UND MORGEN FÜR IMMER
Roman
Klappenbroschur
432 Seiten
18,00 € (D) 18,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06337-1

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

KOOGLAND

MICHAEL LANGE

Seit Jahren verfolge ich Berichte über Menschen, die sich von unserer zivilen Gesellschaft abspalten wollen: Reichsbürger. Eine bunt durchmischte Szene von Geschichtsrevisionisten über sektenartige Gruppierungen bis hin zu rechtsextremen Populisten. Allen gemein ist der Wunsch nach einem eigenen Staat mit eigenen, für sie passenden Regeln. Eine Utopie, die in manchen Fällen absurde Ausmaße angenommen hat: Es gibt selbst herausgegebene Pässe, die Verweigerung von Steuerzahlungen oder gar Gewalt gegen die echten Kräfte unseres Staates.

Doch eines haben all diese Gruppierungen gemeinsam: Keine von ihnen hatte bisher Erfolg. Zum Glück. Als die Pandemie uns die neue Spezies des »Querdenkers« bescherte, erhielt der zivile Ungehorsam zum ersten Mal größeren Zulauf von populistischer Seite. Und ich stellte mir die Frage: Was wäre, wenn eine Gruppierung entstehen würde, die nicht nur einen klugen und charismatischen Anführer hätte, sondern auch ein einfach abzutrennendes Gebiet und genügend wirtschaftliche Kraft für ein autarkes Leben? Könnte dann aus dem eigenen Staat etwas werden?

Das war die Grundidee für »Koogland«. Ausgerechnet der Klimawandel kam bei der Suche nach einem passenden Stück Land zur Hilfe: Sollte der Meeresspiegel nur wenig schneller steigen als derzeit angenommen, und kämen ein paar unglückliche Faktoren zusammen, könnte es notwendig werden, ganze Landstriche dem Meer zurückzugeben. Gebiete, in denen Menschen leben, die sich dort mit harter Arbeit und Ausdauer eine Heimat aufgebaut haben.

Um »meinen« Staat zu finden, nahm ich mir die Nordseeküste auf Google Maps vor. Schon optisch sticht dort ein Bereich der Dithmarschen nördlich von Brunsbüttel heraus. Es gibt mehrere Köge – einst dem Meer abgetrotzt –, die sich, geographisch gesehen, leicht vom Rest des Landes abtrennen ließen. Wenige Rechercheschritte später fand ich heraus, dass es einst die Bauernrepublik Dithmarschen gab: eine unabhängige, streitlustige und fast schon demokratisch organisierte Region, die sich von Ansprüchen und Angriffen diverser Könige nicht beeindrucken ließ. Salopp gesagt: sture Bauern, die ihr eigenes Ding machten. Sie waren eindeutig die Vorfahren meines »Hauptmanns« Thies Cordes. Nach einer Jahrtausendflut fühlt er sich von der Bundesrepublik im Stich gelassen und ruft seine Republik Koogland aus.

Da ich noch nie in Dithmarschen gewesen war, schien eine Recherchereise unabdingbar. Doch im Frühjahr 2021 befand sich Deutschland gerade im zweiten großen Corona-Lockdown, und Reisen war nur aus beruflichen Gründen gestattet. Mit Mühe fand ich einen Bauernhof mit Ferienwohnungen in der Nähe von Marne – das zu einem zentralen Ort meiner Erzählung wurde –, wo man bereit war, mich aufzunehmen. Ausgestattet mit zahlreichen Corona-Tests und einer Bescheinigung meiner Agentur, dass ich für das schreibende Handwerk reiste, machte ich mich von Berlin auf den Weg nach Marne – genau wie meine zweite Hauptfigur Lara es zu Beginn der Geschichte tut. Als einziger Besucher des Nørdnhofs fand ich nicht nur reizende Gastgeber, sondern mit dem Hof selbst auch das perfekte Vorbild für meinen fiktiven Lindenhof, von dem aus Lara Koogland nach ihrer verschwundenen Schwester Alina absucht. In den nächsten Tagen fuhr ich kreuz und quer durch die Köge, lernte Schafzüchter, Deichführer, Wasserbauingenieure und auch ein paar echte Dithmarscher Bauern kennen – auf Distanz und zumeist im Freien. Sie alle waren gesprächsbereite und interessierte Menschen, die oft mit feinem Humor und angenehmer Ruhe ein Bild der Menschen »hinterm Deich« entstehen ließen. Darunter befand sich auch ein Überlebender der letzten großen Sturmflut 1962. Er lebte nach wie vor einen Steinwurf von dem Deich entfernt, der damals gebrochen war.

Ich nahm zudem an einer Führung durch die Neulandhalle teil– in meiner Erzählung sollte sie zu einem Ort nervenaufreibender Szenen werden. Eine von den Nazis erbaute Halle, die viel darüber vermittelt, warum der Neulandkoog nach seiner Eindeichung zunächst Adolf-Hitler-Koog hieß. Nachfahren der damals auserwählten ersten Siedler leben noch heute dort, was natürlich genauso Einfluss auf meine Geschichte nahm wie die überall zu findenden Hinweise auf die Schlacht bei Hemmingstedt von 1500. In dieser Schlacht besiegten die weit unterlegenen Dithmarscher Bauern das Heer des dänischen Königs mit List und unerschütterlichem Willen.

Mein Gastgeber Tim auf dem Nørdnhof, selbst in der Region groß geworden, hörte sich abends bei einem Glas Wein meine Ideen und Geschichten an und antwortete auf kleine und große Fragen zu den Menschen vor Ort. Und irgendwann sagte er, dass das bei einigen der Dithmarscher Bauern schon passen könnte mit dem Wunsch nach dem eigenen Staat, wenn man sich im Stich gelassen fühlt. Das war für mich der Ritterschlag für Koogland. Und der Auftakt zu einer weiteren Reise, dieses Mal an meinem Schreibtisch in Berlin, tief hinein in die Geschichte von Lara, dem Hauptmann und den stolzen Bauern aus Dithmarschen …

31. AUG 2023

MICHAEL LANGE
KOOGLAND
Roman
Paperback
416 Seiten
18,00 € (D) 18,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06324-1

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

INTERVIEW

Ihr seid in vier Jahren ohne Flugzeug von Deutschland bis nach Mexiko gereist, was war eure ungefähre Route und wie wart ihr unterwegs?

Julia: Von Deutschland aus trampten wir Richtung Süden, segelten per Anhalter über den atlantischen Ozean, wurden kurzzeitig zu Millionärinnen in Venezuela, tauchten mit unserem Holzkanu in die Welt des Amazonas ein, trampten bis ans Ende der Welt nach Feuerland und machten uns durch die patagonische Wildnis zu Fuß auf den Weg gen Norden. Auf einem Fischerboot umschipperten wir den berüchtigten Darién Gap, trampten weiter durch Mittelamerika bis Guatemala, lernten unsere neue Begleiterin Hündin Nami kennen, bauten uns Fahrräder aus alten Ersatzteilen und radelten damit bis nach Mexiko.

Lisa: Eineinhalb Jahre verbrachten wir dort, und im März 2020 mussten wir dann feststellen, dass unser Plan, durch die USA zu reisen und dann die Beringsee zu überqueren, wegen der Pandemie nicht länger möglich war. Wir blieben also in Mexiko, und nachdem ich Mama geworden war, beschlossen wir im August 2021, wieder nach Deutschland zurückzukehren.

Unterwegs wart ihr auf der Suche nach »gelebten Utopien«, was bedeutet das?

Julia: Utopie ist gemeinhin ja ein Begriff für den Entwurf einer besseren Zukunft, ein Ort, der noch nicht existiert. Wir haben uns auf die Suche nach Menschen gemacht, die ihre eigenen Utopien bereits umgesetzt haben, die inspirierende kleine Inseln und Gegenentwürfe zu unserer heutigen Weltordnung schaffen, deswegen »gelebte Utopien«. Das umfasst viele verschiedene Bereiche wie zum Beispiel das Leben in Gemeinschaft, Bauen mit natürlichen Materialien, eigene Herstellung von Lebensmitteln, alternative Bildungskonzepte, achtsame Kommunikation und vieles mehr.

Lisa: Konkret haben wir Orte wie Ökodörfer, Kollektive, Bewegungen und Gemeinschaften besucht, die aus unserer Perspektive Impulse, Ideen, sehr praktische und greifbare Lösungen für eine bessere Welt vorschlagen. Darüber hinaus wollten wir selbst experimentieren, wie wir unsere eigene Utopie auf dieser Reise leben können: Wir wollten versuchen, ohne Flugzeug um die Welt zu kommen, und unsere Lebensmittel haben wir meist auf regionalen Märkten eingekauft oder gerettet, das heißt Reste verwertet, die sonst im Müll gelandet wären. Unsere Klamotten haben wir im Secondhandladen gekauft, und wir haben, so weit es geht, auf Plastik verzichtet. Wir wollten möglichst kleine Spuren hinterlassen, was manchmal gar nicht so einfach ist.

Julia: Schon vor der Reise war es unser Traum, in einer Gemeinschaft oder autark auf dem Land zu leben. Während der Reise haben wir vieles gelernt, was wir hoffentlich bald an einem schönen Ort umsetzen und mit anderen Leuten teilen können.

Wie habt ihr die Gemeinschaften gefunden?

Julia: Das war ganz unterschiedlich. Manchmal haben wir spontan Kontakte bekommen, zum Beispiel beim Trampen oder in einem Projekt für das nächste.

»Ich glaube, dass diese Art von Gemeinschaft mit so vielen Menschen und ihren unterschiedlichen Ideen funktioniert, weil wir für ein gemeinsames Ziel kämpfen. Wir müssen jetzt vorsichtig sein und die Saat, die wir bereits gesät haben, weitergeben, Saat für ein besseres Leben, für eine bessere Welt.«

– Amalia, La ZAD, Frankreich

In Frankreich besuchten wir La ZAD und erhielten einen kleinen Einblick in ein soziales Experiment mit mehr als 600 Menschen, die auf über 1700 Hektar zusammenleben.

»Oft braucht es nur pure Entschlossenheit, um den eigenen Traum zu leben.«
– Kapitän Karl, Atlantiküberquerung

Karl kommt aus Schweden, hat seinen Job an den Nagel gehängt, sein Haus verkauft, sich dafür ein Segelboot gekauft, ein paar Mal auf inländischen Seen geübt und ist raus auf die Weltmeere gesegelt.

Es gibt aber auch viele Webseiten und Netzwerke, die Informationen zu Ökodörfern weltweit geben, zum Beispiel das Global Ecovillage Network (GEN), Foundation for Intentional Community (FIC), NuMundo oder EcoBasa. Wir haben auf unserer Website unter »Learning and Sharing« eine Liste erstellt, für alle, die daran interessiert sind.

Wie habt ihr die Reise finanziert? Wie viel Geld habt ihr gebraucht?

Lisa: Ein paar Tage nachdem die Idee zur Reise geboren war, haben wir fast alle unsere Einnahmen auf ein Gemeinschaftskonto überwiesen. Damals haben wir noch studiert und nebenbei gearbeitet, Julia als Altenpflegerin und ich als Fotografin. Wir haben ein Spiel daraus gemacht und am Ende des Monats immer gefeiert, wenn wir wieder ein paar Euro mehr hatten. Zum Reisebeginn waren es dann um die 10.000 Euro. Damit sind wir drei Jahre gereist, haben also durchschnittlich 140 Euro im Monat pro Person ausgegeben. Manchmal war es auch ein bisschen mehr, denn wir haben unterwegs Artikel geschrieben und wurden von unserer Familie, Verwandten und befreundeten Menschen mit kleinen Spenden unterstützt.

Julia: Und unsere Eltern haben die Reisekrankenversicherung übernommen. Dafür sind wir sehr dankbar! Wir wollten mit so wenig wie möglich auskommen und so viel wie möglich nutzen, was sonst ungenutzt geblieben wäre, wie zum Beispiel freie Sitze von Autos, die sowieso fahren. Aber es ging nicht unbedingt darum, Geld zu sparen, sondern wir waren durch diesen Reisestil so viel näher an den Menschen dran und intensiver mit unserer Umgebung verbunden. Das war eine wunderschöne Erfahrung.

Wie sah euer Alltag aus?

Julia: Den gab es nicht. Jeder Tag war eine neue Überraschung, und wir haben uns meist in den Alltag der Projekte eingefügt, die wir besucht haben. Wenn wir unterwegs waren, gab es eine Art Routine: Für lange Strecken haben wir versucht, morgens recht früh aufzustehen und den Tag bis zum Sonnenuntergang zu nutzen. Abends haben wir dann einen Platz zum Schlafen gesucht, Lisa hat für uns beide gekocht, und ich habe das Zelt aufgebaut und alles gemütlich eingerichtet. Entweder haben wir nach dem Essen noch eine Weile draußen gesessen und uns unterhalten, oder wir sind ins Zelt gekrochen und haben gelesen oder geschrieben. Das Frühstück habe ich dann zubereitet, und Lisa hat die Schlafsäcke eingerollt. Zeltauf- und abbau war meine Aufgabe, das konnte ich irgendwann sogar mit geschlossenen Augen.

Welchen Einfluss hatte die Adoption eurer Hündin Nami auf eure Reise? Und bei wem lebt sie jetzt?

Lisa: Dass Nami uns begegnet ist, war ein großes Geschenk. Wir sind unglaublich dankbar, dass sie mit uns mitkommen wollte.

Julia: Nami hat ein wundervoll einfühlsames und achtsames Wesen. Sie war und ist überall mit dabei, ob beim Trampen, Trekken, Tango-Tanzkurs, auf Festen, beim Fahrradfahren – wirklich überall. Nur manchmal gab es kleine Einschränkungen, zum Beispiel, wenn wir keine hundefreundliche Unterkunft fanden oder keine Langstreckenbusse nehmen konnten. Aber da das sowieso nur ganz selten vorkam, war es kein großes Drama. Nami lebt heute bei mir, das hat sich vor allem wegen Lisas neuer Familie so ergeben. Sie ist meine Seelenfreundin geworden, und wir beide erkunden auch heute noch zusammen die Welt.

LISA UND JULIA HERMES OUT THERE

geboren 1990 und 1991, sind seit jeher ein Herz und eine Seele. Aufgewachsen in dem kleinen Eifeldorf Hambuch, erlebten sie in den dortigen Wäldern ihre ersten gemeinsamen Abenteuer. Nachdem Lisa mit 18 Jahren eine erste Weltreise gemacht und Julia in der Zeit Italien erkundet hatte, brachen die beiden 2017 zu einer Reise ohne Flugzeug auf – angetrieben von der Suche nach gelebten Utopien. Vier Jahre waren sie unterwegs und kamen zu Fuß, per Anhalter, im Kanu und mit dem Segelboot bis nach Mexiko, wo die Pandemie sie ausbremste. Inzwischen ist Lisa Mutter von zwei Kindern und lebt in Mexiko, und Julia erkundet Europa mit Hündin Nami. Ihr gemeinsamer Traum ist es, in naher Zukunft in einer Gemeinschaft oder autark auf dem Land zu leben, um dort umsetzen und mit anderen Menschen teilen zu können, was sie auf der Reise gelernt haben.

OUT THERE

Was war eure seltsamste (oder lustigste) Tramp-Erfahrung? Gab es unterwegs Probleme?

Julia: Die krassesten Erfahrungen haben wir auf unserem Weg durch Nordmexiko Richtung USA gemacht. Das war wohl das erste Mal, dass das Trampen uns so richtig an die Substanz ging. Erstmal war es so heiß, dass wir Nami ständig tragen mussten, weil sie sich sonst die Füße verbrannt hätte, und außerdem ist die Region in Grenznähe recht heikel, wegen der Narcos, also der Drogenkartelle, die dort sehr präsent sind. Wir sind bei vielen Menschen mitgefahren, die Waffen im Auto hatten und uns irgendwelche zwielichtigen Geschichten erzählt haben. Außerdem stehen viele Lkw-Fahrer in der Region unter Drogeneinfluss, weil sie von ihrer Firma absurde Zeitvorgaben bekommen. Die Drogen helfen dabei, nicht einzuschlafen. Aber tatsächlich hatten wir trotz der Umstände keine schlimmen Erlebnisse, im Gegenteil, die meisten Menschen waren auch dort super sympathisch und hilfsbereit.

»Der Erfolg, diese Welt zu einem besseren Ort zu machen, hängt von den Taten jedes Einzelnen ab. Jede kleine Handlung, jedes einsame Ringen hat Auswirkungen auf das große Ganze. Ich weiß, dass alles, was ich tue, zählt.«

– Aussteigerin Lilly, Patagonien, Chile

In Feuerland lernten wir Lilly kennen, eine Aussteigerin, die uns eine Lektion darin gab, was möglich ist, wenn sich der Wille der Menschen bündelt: Mit ein paar Nachbarinnen startete sie eine Initiative, die den Bau eines zerstörerischen Staudamms verhinderte.

Lisa: Große Themen, vor allem für trampende Frauen, sind wohl Sexismus und Machismo. Und auch wir mussten uns so einige billige Anmachen anhören. Aber als Vieltramperin lernt man einiges über die menschliche Psyche! Wir haben einen Umgang damit gefunden: Wenn wir den Männern bestimmt und selbstbewusst klarmachten, dass ihr Verhalten respektlos ist, waren viele danach ziemlich kleinlaut und entschuldigten sich oft sogar. Männer, die sich zu Beginn wichtig gemacht hatten, wurden im Laufe der Fahrt nicht selten zu Freunden, mit denen wir inspirierende Gespräche und Diskussionen führten.

Was war die größte Herausforderung dieser Reise, was die schönste Überraschung?

Julia: Wenn wir jetzt an die Reise zurückdenken, dann sind wir manchmal von uns selbst überrascht. Ich habe Lisa letztens gefragt, ob sie heute immer noch auf einer Raststättentoilette schlafen würde, und wir mussten lachen. Wahrscheinlich nicht. Diese Reise war ein gemeinsamer Traum, und wir haben währenddessen das Gefühl gehabt, dass alles möglich ist. Ich erinnere mich, dass uns ein unglaubliches Gefühl von Freude und Lebenslust begleitet hat.

Lisa: Für mich war eine der schönsten Überraschungen, dass ich die Liebe gefunden habe und Mama von zwei wundervollen Kindern geworden bin.

Julia: Und ich bin jetzt Tante von zwei frechen kleinen Monstern! Für mich war außerdem eine der schönsten Überraschungen, dass unsere Hündin Nami zu uns gestoßen ist.

Lisa: Als Herausforderung haben wir empfunden, dass wir fast nie Zeit für uns allein hatten, wir waren eigentlich immer von anderen Menschen umgeben.

Julia: Und wir haben zwar unglaublich viele schöne Erfahrungen gemacht, aber durch unseren Reisestil auch einige hässliche. Wir wurden sehr direkt mit Ungerechtigkeit und Zerstörung konfrontiert, zum Beispiel mit den Auswirkungen der Ölindustrie im Amazonas. Das hat nachhaltig Spuren in meiner Seele hinterlassen.

Wie sind euch die Menschen begegnet, wie habt ihr die Welt erfahren?

Julia: Das Reisen hat eine besondere Magie, währenddessen waren wir sehr offen für unsere Umwelt, und das war, glaube ich, spürbar für die Menschen. Im Alltag merke ich, dass ich manchmal ganz mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt bin, zu Terminen und Verabredungen fahre und dabei gar nicht wahrnehme, was um mich herum geschieht, wem ich begegne. Auf der Reise war das anders, wir haben uns mit Tausenden Menschen unterhalten, ihren Geschichten gelauscht, durften Teil ihrer Lebensrealitäten sein. Wir haben dabei eine Offenheit und gegenseitige Hilfe erfahren, die mich sehr berührt hat.

Wie schwer war die Kommunikation mit Einheimischen?

Lisa: Durch das Trampen und den ständigen Kontakt mit den Menschen haben wir ziemlich schnell Spanisch gelernt, vor allem in den ersten Monaten in Kolumbien. Trampen ist eine hervorragende Methode, um schnell eine Sprache zu lernen. Die Leute erzählten ihre Geschichten, und auch wenn wir nichts verstanden haben, haben viele trotzdem weitergesprochen. Umgekehrt hatten wir keine Scham, irgendwelche Verrücktheiten zu quatschen, weil wir die meisten sowieso nie wieder gesehen haben. Und wir hatten immer ein kleines Wörterbuch griffbereit, um unbekannte Vokabeln nachzuschlagen.

Was war die wichtigste Lektion, die ihr unterwegs gelernt habt?

Julia: Wir haben auf der Reise ganz viel Vertrauen in das Leben gewonnen. Dadurch dass wir keinen Alltagszwängen von außen unterlegen waren, konnten wir alle Wege einschlagen, die das Leben für uns bereithielt.

Lisa: Eine wichtige Lektion betrifft unseren Blick auf die Angst. »Habt ihr denn keine Angst?« war die häufigste an uns gerichtete Frage während der Reise. Und klar hatten wir manchmal Angst, aber wir haben gelernt, dass es nicht darum geht, keine Angst zu haben, sondern darum, wie wir mit ihr umgehen. Hätten wir uns von ihr lähmen lassen, wären wir wohl nie zu dieser Reise aufgebrochen – und das wäre ziemlich schade gewesen! Trotzdem kann sie äußerst nützlich sein, wenn sie uns zum Beispiel mahnt, vorsichtig an Dinge heranzugehen, anstatt uns blauäugig in etwas hineinzustürzen.

Julia: Angst ist sicherlich oft der Grund für eine ablehnende Haltung dem Unbekannten gegenüber, für Rassismus, für Diskriminierung allgemein. In Spanien warnten uns die Leute vor den Gefahren in Südamerika, in Tobago vor Venezuela, in Venezuela vor Kolumbien und so weiter. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass sich hinter der Angst meist nur unbegründete Vorurteile verbergen. Einmal überwunden können sich dann buchstäblich Portale öffnen! Neue Freunde, neue Perspektiven, ein anderer Blick auf die Welt.

Wie hat die Reise eure Schwesternschaft geprägt?

Lisa: Sie hat uns zusammengeschweißt und uns gezeigt, wie harmonisch wir uns ergänzen. Wir haben unterwegs eine Maya-Priesterin getroffen, die uns gesagt hat, dass wir uns schon in einem früheren Leben gekannt haben. Und manchmal fühlt es sich wirklich so an, diese Verbindung ist schwer in Worte zu fassen.

Wo wärt ihr gerne länger (oder sogar für immer) geblieben?

Julia: In Argentinien. Das Land hat mich auf ganz verschiedene Arten fasziniert.

»Wir wollten eine Verbindungsplattform für Menschen schaffen, die diskriminiert werden, weil sie in keine Genderkategorie passen und wegen ihrer Hautfarbe und Herkunft angeprangert werden.«

– Mendes, Tupiniqueen, Brasilien

Mitten im Amazonas, in der Dschungelmetropole Manaus, wurden wir vom Künstler:innenkollektiv Tupiniqueen daran erinnert, dass die Suche nach der Utopie vor allem für marginalisierte Gruppen von fundamentaler Wichtigkeit ist.

Lisa: Na ja, ich lebe inzwischen ja tatsächlich in Mexiko. Aber abgesehen davon, ist die Frage gar nicht so einfach zu beantworten. Irgendwie habe ich überall etwas liebgewonnen: hier die Landschaft, dort die einprägsame Erfahrung einer Begegnung und anderswo einen anderen unvergesslichen Moment.

Wenn ihr die Wahl hättet, würdet ihr die Reise wieder so machen? Was würdet ihr ändern und was gerade nicht?

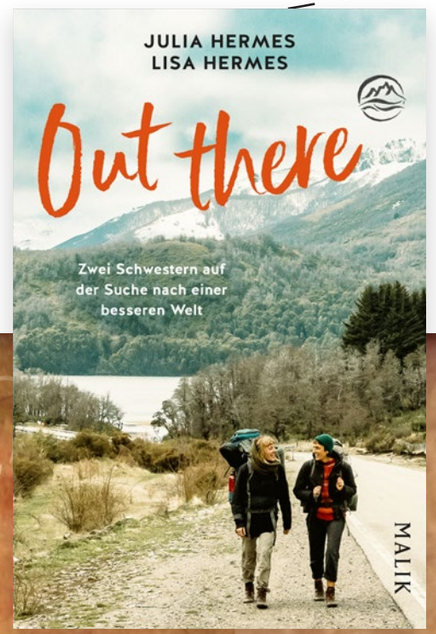
Lisa: Ja, ohne Frage würden wir alles genau so wieder machen! Das war eine prägende und lehrreiche Zeit, für die wir unglaublich dankbar sind. Wahrscheinlich wären wir jetzt noch irgendwo in Asien unterwegs, wenn die Pandemie nicht dazwischengekommen wäre. Ich würde nichts ändern, du Jule?

Julia: Nee, ich auch nicht! So unterwegs zu sein, also auf jeglichen Komfort zu verzichten, ging wahrscheinlich nur, weil wir mit Herz und Geist voll hinter der Reise standen. Unsere Begeisterung hat alles möglich gemacht. Klar gab es auch schwierige Momente, aber im Grunde wussten wir: Wir sind genau da, wo wir sein wollen, nämlich auf dieser Reise.

»Dieser Ort hat mir wieder eine Perspektive gegeben, und es ist schön, dass wir alle so unterschiedlich sind, aber doch denselben Wunsch haben: selbstbestimmt zu leben und von und mit der Natur zu lernen.«

Maca, Gemeinschaft Velatropa, Argentinien

In Velatropa haben wir gesehen, wie innerhalb von wenigen Jahren ein Betonparkplatz zur grünen Oase werden kann, in der sich Menschen und Natur frei entfalten können.



27. JULI 2023

JULIA UND LISA HERMES
OUT THERE
Zwei Schwestern auf der Suche nach einer besseren Welt
Klappenbroschur
304 Seiten
Mit 24 Seiten Farbbildteil
und einer farbigen Karte
18,00 € (D) 18,50 € (A)
ISBN 978-3-89029-546-6

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **presse@piper.de** (Presse)

INTERVIEW

Lieber Jan, Dein Ich-Erzähler in NACHHAUSEKOMMEN führt uns in die Zeit Anfang der 1970er-Jahre und aus dem wilden West-Berlin ins niedersächsische Wendland, das ehemalige »Zonenrandgebiet«, wo Du aufgewachsen bist. Wie muss man sich eine Kindheit an diesem Ort vorstellen?
Wir sind ja damals nicht nur ins schöne und noch ziemlich unberührte Wendland gezogen, was zu dieser Zeit der am dünnsten besiedelte Landstrich Westdeutschlands war, sondern dort auch noch an einen absolut idyllischen Ort. Nämlich in ein kleines, verwunschenes Schlösschen, das direkt an einem See lag, in dem man im Sommer schwimmen und auf dem man im Winter Schlittschuh laufen konnte. Dazu hatten wir ein riesiges Grundstück, auf dem Schafe und Esel weideten. Von außen gesehen konnte es eigentlich keinen idealeren Ort für ein Kind zum Aufwachsen geben. Aber eben genau von diesem *eigentlich* handelt der Text. Denn natürlich waren wir nicht nur Zugereiste, sondern wir wurden dort auch als Fremde wahrgenommen.

Du warst etwa fünf, sechs Jahre alt, als Deine Eltern mit Dir hierhin aufs Land zogen, Dein Vater war ein angesehener, erfolgreicher bildender Künstler, und schon bald hat es auch einen regelrechten Zuzug an Berliner Kunst- und Kulturschaffenden der Zeit in diesem Landstrich gegeben. Maler, Schriftsteller, Journalisten – ein sehr großer Teil der Kulturszene von Rang ging bei euch ein und aus. Wie muss man sich euer Leben damals vorstellen?
Man muss sich dieses Grundstück oder dieses kleine Anwesen tatsächlich wie eine Insel oder auch wie eine Bastion inmitten des bäuerlichen Lebens vorstellen, das uns von allen Seiten umgab. Meine Eltern waren zwar die ersten, die dort hinaus ins Wendland zogen, aber schon bald folgten ihnen zum Beispiel die Schriftsteller Hans Christoph Buch und Nicolas Born, die sich ebenfalls in dieser Gegend Häuser kauften. Die brachten dann natürlich wieder Leute mit. Und dann gab es auch noch die *Werkstatt Rixdorfer Drucke*, die mein Vater mit seinen drei Künstlerkollegen in Berlin betrieben hatte und die sich von jetzt an auf unserem Grundstück befand. In dieser Werkstatt arbeiteten die Künstler eben mit den Schriftstellern Born und Buch, aber auch weiterhin mit Schriftstellern, mit denen sie schon in Berlin gearbeitet hatten, wie zum Beispiel H. C. Artmann oder Reinhard Lettau und vielen anderen zusammen, die dafür zu uns anreisten. Besonders die Sommermonate waren von diesen Ereignissen geprägt und natürlich auch von unserer Badewiese, die ein Treffpunkt für all diese Menschen aus Berlin war, die sich nun im Wendland aufhielten. Das waren alles Leute, die damals im vollen Saft standen, und deshalb war die Stimmung auch oftmals ziemlich aufgeladen. Ebenso hitzig wie über Politisches, Literarisches und Künstlerisches debattiert wurde, wurde auch gefeiert, und dann gab es wieder diese langen Herbst- und Wintermonate, in denen mein Vater unermüdlich vor sich hinarbeitete und die hauptsächlich von Regelmäßigkeit geprägt waren.

Die Kunst- und Kulturszene auf der einen, die bodenständigen Menschen des niedersächsischen Dorfes auf der anderen Seite: Wie ging das zusammen und was bedeutete dieses Aufeinandertreffen so verschiedener Welten für Dich als jungen Menschen?
Wie gesagt, wir waren dort Fremde und das nicht nur, weil wir Zugezogene waren, sondern auch, weil wir anders aussahen und unser Lebensstil ein anderer war und weil bei uns eine andere Moral herrschte und deshalb auch die politischen Ansichten ganz andere waren als die, die im Dorf herrschten. Deswegen wurden wir von den meisten nicht nur mit Misstrauen, sondern von einigen im Dorf vielleicht sogar mit einer gewissen Feindseligkeit betrachtet. Meine Eltern auf ihrem Grundstück hat das nicht wirklich angefochten. Aber ich musste ja zum Beispiel zur Schule, eine Dorfschule, die nicht sehr weit weg lag, und da schlugen mir dann von meinen Mitschülern all die Vorurteile entgegen, die wiederum in deren Elternhäusern gegen uns herrschten. Ich war also etwas ausgesetzt, was mir permanent und immer wieder von Neuem übergestülpt wurde. Das Problem ist, dass man als Kind auf die Kinder in seinem Dorf angewiesen ist, weil in einem so dünn besiedelten Landkreis alle anderen einfach zu weit weg sind, um sie überhaupt kennenlernen zu können.

Dein Erzähler bewegt sich tagtäglich in und zwischen diesen Welten, sein Elternhaus und das Weltbild der Eltern prägen ihn – wohin führt ihn das und wo steht er am Ende dieser Geschichte, als er beginnt, sich zu emanzipieren und seinen eigenen Weg zu suchen?
Tja, wohin führt ihn das? Letztlich und in meinem Fall führt ihn das über viele Jahre und Jahrzehnte und etliche andere Bücher hinweg genau zu diesem Buch, über das wir gerade sprechen. Es ist ja so, dass wir bis zum letzten Atemzug von unserer Kindheit durchdrungen sind. Dass meine Kindheit für mich einen Stoff darstellen könnte, war mir eigentlich schon länger bewusst. Nur war ich bisher immer daran gescheitert, wenn ich versucht hatte, darüber zu schreiben. Und dann kam plötzlich und warum auch immer der Moment, an dem ich merkte, dass auf einmal nur noch die Lust, darüber zu schreiben, da war und jeder Groll und jeder Hintergedanke, der früher damit einherging, verflogen war. Es war ein bisschen, als wäre es mir endlich gelungen, die Scheibe zu putzen, durch die ich den Jungen betrachten konnte. Wichtig war auch, dass ich, bevor ich überhaupt den Anfang hatte, schon ungefähr wusste, wie und wann ich enden würde. Es gab also ein Ziel, von dem ich jetzt etwas wusste, aber der Junge natürlich nicht.

War es eine neue, andere Erfahrung für Dich im Schreiben dieses Romans auf klarer erkennbar autobiografisches Material zurückzugreifen und ein ICH erzählen zu lassen?
Das ist eine schwierige Frage! Eines meiner Bücher, *Der amerikanische Investor*, ist ja zum Beispiel auch in der ersten Person geschrieben und trägt ebenfalls autobiografische Züge. Was aber tatsächlich neu war, war diese Form zwischen Erinnern und Erfinden, so als ob man aus Bruchstücken etwas zusammensetzt, was dann aber natürlich wieder ganz anders aussieht und etwas Eigenes darstellt. Manchmal waren es bei einigen Szenen auch nur ferne Gefühle, von denen ich ausging, und wenn es mir dann beim Schreiben gelang, diesen Gefühlen wieder so nah zu kommen, dass sie mich in neuer Form wieder berührten, waren das besondere Momente.

Das Interview führte Andreas Paschedag,
Jan Peter Bremers langjähriger Lektor.

LESEPROBE

Obwohl ich wusste, dass er es schon seit Jahrzehnten aufgegeben hatte, war das Erste, was mir vor Augen stand, als meine Mutter mir am Telefon mitteilte, T. S. sei gestorben, die Art und Weise, wie er früher geraucht hatte. Sobald er an seiner filterlosen Zigarette gezogen hatte, öffnete sich sein Mund, und nun schwebte der Rauch einem Ballon gleich über die Oberlippe hinweg in den schwarzen Bart hinein. Dann urplötzlich sog er ihn von dort erneut ein und entließ ihn erst eine Ewigkeit später, von einem Schnauben begleitet, durch die Nasenlöcher.

Im Umfeld, in dem ich aufwuchs, wurde unentwegt geraucht, und wenn meine Eltern abends Besuch bekamen und der Fernseher, ganz gleich was gerade lief, ausgeschaltet wurde, bestand meine Beschäftigung darin, zu beobachten, wer wann seine Zigarette ausdrückte und wer sich in der Zwischenzeit wieder eine neue angezündet hatte. Gekoppelt an diese Beschäftigung, entwickelte ich den Ehrgeiz, die Luft, wenn tatsächlich plötzlich keiner mehr rauchte, so lange anhalten zu können, bis sich wieder einer eine neue Zigarette ansteckte. Mit wachsender Zahl der Gäste wurde diese Aufgabe natürlich leichter, weshalb ich auch immer wieder ungeduldig zum Fenster blickte, ob nicht ein weiteres Scheinwerferpaar in unserer Einfahrt aufleuchten würde.

Dieses Wohnzimmer, der Hauptraum eines kleinen, mittelalterlichen Fachwerkschlösschens, war damals, etwa Mitte der Siebzigerjahre, mit seinen englischen Stühlen und Sesseln, die um einen großen, massiven Eichentisch herumstanden, das Zentrum einer gerade erst zusammengekommenen Künstlerkolonie in einem der abgelegensten Landstriche Westdeutschlands. Die Gäste, die abends, meist von ihren Frauen begleitet, dort eintrafen, waren größtenteils Schriftsteller und Journalisten oder, wie mein Vater, gestaltende Künstler, die sich ihrerseits in den umliegenden Dörfern Fachwerkhäuser gekauft hatten, in denen sie, im Gegensatz zu uns, jedoch meist nur einen Teil des Jahres verbrachten. Sie alle gehörten der gleichen Generation an und bildeten bereits seit den Sechzigerjahren einen Freundeskreis, der sich in West-Berlin gefunden hatte. Die Druckwerkstatt, benannt nach einem Berliner Stadtteil, die mein Vater dort mit drei Künstlerkollegen betrieben hatte, war ein wichtiger Teil dieses Umfelds gewesen. Unter anderem hatte sie auch eine Fußballmannschaft hervorgebracht, in der fast alle Gäste, die sich jetzt in diesem Wohnzimmer einfanden, schon damals mitgespielt hatten.

Jetzt war diese Druckwerkstatt im Nachbarhaus untergebracht, das ebenfalls zu unserem Besitz zählte, und auch das Fußballspiel wurde hier auf dem Land ausgetragen. Allerdings fand es nicht mehr jeden Sonntag statt, wie damals in West-Berlin, sondern nur einmal im Jahr, nämlich zu Pfingsten. Das war dann zum Beispiel ein Anlass, zu dem auch T. S. immer anreiste, und aus dem recht überschaubaren Kreis von Menschen, die sich regelmäßig auf dem Land aufhielten, wurden plötzlich viele, wenn der alte West-Berliner Freundeskreis zu diesem Spiel zusammenkam. Mir erschien es dann so, als hätten die, die auf unserem Grundstück nach etwa viereinhalbstündiger Fahrt ihren Autos entstiegen, alles, was es in den letzten Wochen und Monaten zu sagen gegeben hatte, nur für diesen Tag aufgespart, so laut und lebhaft ging es zu, und die Frauen kicherten über die Männer, die sich, von ihren Blicken getroffen, sogleich in Pose warfen, und die Torwartfrage war ja auch noch nicht ausgemacht, und irgendein Penner musste noch die steifbeinige Verteidigung verstärken, und dieser Penner musste einen Eisenfuß haben, und dann wurde auch gleich noch geklärt, wer denn eigentlich der mit Abstand Hässlichste von ihnen allen sei, und das war jedes Jahr der Gleiche, und allein der Abschreckung wegen wurde der dann auch der Verteidigung zugeteilt, und wie jedes Jahr war er auch dieses Mal wieder der Einzige, der nicht so laut darüber lachen konnte, und dann ging es wieder in die Autos, und nachdem auf irgendeinem Sportplatz im Umkreis das Spiel stattgefunden hatte, kehrten sie zu uns zurück, um sich jetzt in unserem Haus oder ums Haus herum umzuziehen, und die Hoden pendelten ihnen aus den schlabbrigen Unterhosen, und die Füße waren bei den meisten nach der Anstrengung käseweiß und wollten gar nicht mehr zum übrigen Körper passen, und weil das Spiel noch wie im Rausch über ihren Köpfen schwebte, wurde in scherzhaft aufbrausender Weise über Pässe und Anspiele gestritten und wild in die Luft gestikuliert, die nach Schweiß, Bier und Zigaretten roch, und auch wenn der Gegner, meist irgendein Dorfverein, wie immer gewonnen hatte, so hatte er doch trotzdem gegen diese Meute blass ausgesehen, die mit ihren Bärten und wilden Frisuren genauso gut der wildesten Bebilderung meines *Schatzinsel*-Buches hätte entstiegen sein können und die sich für mich, der ich mit meinen neun, zehn oder elf Jahren mitgerissen von der Aufregung zwar, aber natürlich nur als Beobachter, irgendwo herumstand, wiederum in die Wichtigen, nicht ganz so Wichtigen und Unwichtigen aufteilte, denn es gab auch die, die nicht jeden Satz, der von irgendwoher geschmettert kam, lauthals parieren konnten, es gab auch die, die, so wie ich, mehr oder weniger am Rande vor sich hinlächelten und deren Äußerungen, wenn sie sich doch mal hervorwagten oder auf direkte Ansprache reagierten, im allgemeinen Lärm einfach übergangen wurden und, wie es schien, nur von mir wahrgenommen, noch eine Weile durch die Luft schwebten.

Dieses Fußballspiel, die Freundschaften, die Werkstatt, in der sich die Künstler in unregelmäßigen Abständen trafen, um zu viert oder mit einem Schriftsteller, den sie dazu eingeladen hatten, etwas für die Blätter, an denen sie arbeiteten, zu dichten, das heroische Skatspiel, zu dem als einer der Hauptakteure auch T.S. immer anreiste, die Feste, die hier meist in Scheunen gefeiert wurden und auf denen ab einem bestimmten Zeitpunkt immer dieselben von einer Bühne aus, die auch eine Bierkiste sein konnte, die gleichen Lieder schmetterten, die Aufregung um die Muhammad-Ali-Kämpfe herum und das Durchwachen dieser Nächte in einem größeren Kreis, all dieses knüpfte an die gemeinsam verbrachte West-Berliner Zeit an, in der ich zwar schon auf der Welt, aber noch zu klein gewesen war, um sie miterlebt zu haben. All diese Dinge und Ereignisse, die mir in ihrer ungeheuren Erscheinung und Wichtigkeit jederzeit vor Augen standen, weil sie hier, von ihrer eigenen Kraft getragen, weitergelebt und fortgesetzt wurden, hatten ihren Ursprung in Berlin. Wenn von Berlin die Rede war, wie wer wen kennengelernt hatte, was in dieser oder jener Kneipe passiert war, wer nachts mal nicht mehr nach Hause gefunden hatte oder von dem einen Balkon auf den benachbarten geklettert war, konnte ich gar nicht genug davon bekommen. Alles zum Beispiel, was ich an Anekdotischem aus den Gesprächen aufschnappte, die mein Vater und seine drei Künstlerkollegen führten, erschien mir als so wild und frei, so verrückt und verzaubert, dass ich mir Berlin darum wie eine Traumlandschaft baute, in der die Häuser nach Belieben ihre Plätze wechselten und die Bürgersteige durch sie hindurchführten und man von Menschen angesprochen wurde, die, wenn sie nicht sowieso auf dem Kopf standen, unmöglich schief an der Wand lehnten. Natürlich wusste ich, dass es nicht so war, aber gleichzeitig wusste ich, dass man es entdecken konnte. Nur war das schwer möglich, weil wir, obwohl noch so gut wie alle Kontakte dorthin verwiesen, fast nie nach Berlin fuhren. Es war einfach zu schön bei uns.

Am Rand des Dorfes lag unser Grundstück hinter einem großen, schmiedeeisernen Tor, zu dem ein schmaler Schotterweg hinführte. Wenn ich wusste, dass, wie zum Beispiel an Pfingsten, viele Gäste kommen würden, verbrachte ich, mit einem Plastikschwert bewaffnet, oft Stunden an diesem Tor, um denjenigen, die zu uns vorfuhren, einen kleinen Wegzoll abzupressen. Erst dann öffnete ich ihnen das Tor, das sonst nie geschlossen wurde.
War man durch das Tor hindurch und hatte sein Auto gleich auf der Wiese geparkt, lag rechts hinter großen Eichen das Schlösschen. Schaute man in die andere Richtung, so sah man auf eine alte Apfelplantage, die auch zu unserem Grundstück gehörte und hinter der dann wiederum das Dorf begann. Zwischen den Bäumen dieser Plantage weideten, weiträumig eingezäunt, unsere Schafe, und manchmal standen auch ein Pferd oder ein Esel oder beides dazwischen.

Trat man von der Parkplatzwiese wieder auf den Weg zurück, sah man geradeaus das stattliche Bauernhaus, in dessen Diele sich die Werkstatt der vier Künstler befand. Über der Werkstatt hatte mein Vater sein eigenes Atelier, und die andere Hälfte des Hauses war damals an Bekannte vermietet, mit denen meine Eltern jedoch bereits heillos zerstritten waren. Hinter dem Bauernhaus ging es dann einen kleinen Abhang hinunter auf eine große Wiese, die sogenannte Badewiese, denn das ganze Grundstück wurde zu der einen Seite hin von einem länglichen See eingegrenzt, der auch direkt unterhalb des Schlösschens verlief und uns zumindest aus dieser Richtung vor Angriffen schützte.

Bevor mein Vater dieses Anwesen am See mit seinen zwei Gebäuden und dem viele Hektar messenden Grundstück 1972 erwarb, hatten wir in einem Dorf gelebt, das weniger als zehn Kilometer entfernt lag. In diesem ersten Dorf hatte mein Vater nur anderthalb Jahre zuvor, noch von Berlin aus, für wenig Geld ein Bauernhaus mit angrenzenden Stallungen gekauft. Während sich meine Eltern das Bauernhaus hatten ausbauen lassen, waren unsere Nachbarn, die jetzt in der Haushälfte neben der Werkstatt lebten, dort in die früheren Stallungen eingezogen. Sie waren als erste der Berliner Freunde oder Bekannten meinen Eltern in die Gegend gefolgt.
In meiner Erinnerung an diese Zeit herrscht immer Sommer, und mir ist, als hätte ich die Frösche vom nahen Tümpel her das ganze Jahr über quaken gehört. Ich sah einen alten Mann, der einen Marder erschoss, der sich fauchend an eine Hauswand gedrückt hatte, und die Galeristen, die uns besuchten, kauften nicht nur die Bilder meines Vaters, sondern auch meine, die ich äußerst schnell auf die Abfallstücke von hellen Brettern pinselte und immer auch gleich mit einem Preis versah. Polternd, den Kopf hin und her werfend entstieg ein Pferd einem Wagen, das von nun an unsere Wiese rauf und runter trabte, und morgens, wenn ich erwachte, ging ich zuerst zu unserem Hund, der damals noch ein Welpe war. Unentwegt versuchte er, mir in die Schuhe zu beißen, und wenn ich morgens aufbrach, um in die Schule zu gehen, die zu Fuß nur wenige Minuten von unserem Haus entfernt lag, war das Wichtigste, die Tür so schnell und geschickt hinter mir zu schließen, dass er nicht entwich, um mir zu folgen.

Im ersten Schuljahr, das ich dort durchlief, zählte meine Klasse nur vier Schüler. Alle Jahrgänge wurden von einem Lehrer unterrichtet, der mit seinen zahlreichen Kindern, die einen beträchtlichen Anteil der Gesamtschülerschaft stellten, im oberen Stockwerk des Schulgebäudes lebte. Für uns Erstklässler interessierte er sich kaum, also sahen wir ihn nur selten. Allein den Blockflötenunterricht ließ er sich nie nehmen, uns persönlich zu erteilen. Ansonsten delegierte er meist einen seiner Söhne, einen Viertklässler, der uns Lesen, Schreiben und Rechnen beibringen sollte. Meine erste Lesefibel kann ich bis heute auswendig hersagen, nur hatte ich das damals gelernt, ohne die geringste Verbindung mit den Buchstaben herzustellen. Die Nachmittage verbrachte ich mit einem Mädchen, mit dem ich mir auch die Schulbank teilte. Wir durchstöberten Scheunen und Ställe, zogen über Wiesen und Felder, fingen Frösche, die uns leider oft schon in den Eimern vertrockneten, bevor wir sie mit den Kartoffelkäfern füttern konnten, die wir für sie sammelten und die es hier in Unmengen gab, und an den Sonntagen trafen wir uns am Dorfkrug, um hinter einer Ecke versteckt kichernd zu beobachten, wie die Frauen nach dem Frühschoppen ihre betrunkenen Männer in Schubkarren heimbrachten.

Die eigentlich geringe Entfernung zwischen diesen beiden Dörfern, hätte für mich kaum größer sein können. Wie zuvor schon Berlin, so fiel auch dieses erste Dorf nach unserem Umzug für mich wie aus der Welt, und ich blickte mich ganz neu um. Zwar gab es auch hier am Ufer des länglichen Sees Frösche, aber doch bei Weitem nicht so viele wie in dem modrigen Teich nahe unserem ersten Haus, und ich fing sie jetzt allein. Da ich nicht schwimmen konnte, barg dieser See für mich außerdem eine ständige Gefahr.
Zu allen Seiten von hohen Bäumen umgeben, waren die Räume des neuen Zuhauses immer schattig, und wie in jedem Schloss spukte auch in unserem ein Geist, eine alte Frau, die es um Mitternacht im Nachthemd durchwehte. Die älteren Menschen im Dorf hatten diese Frau sogar noch gekannt, weil sie im oder nach dem Krieg tatsächlich hier oder im Nachbarhaus gewohnt hatte. Mir allerdings ist sie nie erschienen, und ich weiß noch, dass ich mich sogar darüber wunderte, weshalb ich mich vor dem Einschlafen nicht viel mehr

vor ihrem Herannahen fürchtete. Vielleicht lag es daran, dass unser Schlösschen, das ja wirklich ein Schloss war, weil es fünfhundert Jahre zuvor ein Raubritter erbaut hatte und wie zum Beweis aus seinem Gewölbekeller heraus zur Seeseite hin zwei Schießscharten aufwies, von seinen Räumlichkeiten her nicht größer war als das Bauernhaus, in dem wir vorher gewohnt hatten. Nicht nur sein Alter und seine Geschichte, von der nicht allzu viel bekannt war, auch seine Überschaubarkeit war es, die diesem Schlösschen etwas ganz Besonderes verlieh. Während es Bauernhäuser verschiedenster Größe hier in dieser Gegend wie Sand am Meer gab, war unser Schlösschen am See das einzige seiner Art, und gerade weil es das einzige seiner Art war, war es, verglichen mit den ortsüblichen Preisen, auch keinesfalls günstig gewesen, und deshalb musste derjenige, der es gekauft hatte, auch jemand sein, der sich das leisten konnte, jemand, der sich von den anderen nicht nur durch diesen Besitz selbst, sondern auch durch seinen außergewöhnlichen Erfolg unterschied, der ihm das alles erst ermöglichte. An diesem neuen Ort stand mir nun auch mein Vater plötzlich in seiner ganzen Bedeutung sichtbar vor Augen, und ich begriff, dass er, mein Vater, ein ganz außergewöhnlicher Mensch war, der dort, an seinem Arbeitsplatz über eine neue Radierung oder ein neues Bild gebeugt, etwas Einmaliges schuf, das er, kaum war die Farbe getrocknet, schon wieder für unvorstellbar viel Geld verkaufen konnte. Ich begriff, dass er, kaum über dreißig, schon Unglaubliches erreicht hatte, weil er diese Kraft besaß, dass alles, was er tat und sagte, wichtig war. Die Handwerker wussten das und auch die Galeristen, und die Sammler hingen ohnehin an seinen Lippen, und abends im Kreis der Freunde wurde laut gelacht, und ich wusste, dass er auch das brauchte, denn gerade weil er so viel erreicht hatte, trug er jetzt auch diese enorme Verantwortung, und die trug er auch für meine Mutter und mich, und deshalb waren auch wir jetzt Teil dieser Verantwortung. Nur mussten wir im Gegensatz zu ihm viel weniger dafür tun, und während meine Mutter in ihren weitaus begrenzteren Bereichen ihre Aufgaben pflichtgetreu erfüllte, bestand meine Aufgabe lediglich darin, glücklich zu sein.

Die Schule, in die ich jetzt in die zweite Klasse wechselte, lag am Beginn des nächsten Dorfes. Mit meinem kleinen, orangenen Fahrrad war es ein Weg von etwa zehn Minuten. Ich fuhr zum Tor hinaus, über den Schotterweg, der parallel zum See verlief, und bog rechts in die Dorfstraße ein, die schon bald zwischen den beiden großen Bauernhöfen des Ortes hindurchführte. Diese Höfe lagen einander direkt gegenüber, und die beiden Schäferhunde, die sie jeweils bewachten, glichen sich auf identische Weise. Jeden Morgen, aber auch jeden Mittag, wenn ich zurückfuhr, schossen sie gleichzeitig aus ihren jeweiligen Einfahrten hervor, um mich, völlig aufgebracht, mit gefletschten Zähnen und heißem Atem, den ich immer dicht an meinen Waden wusste, ein Stück weit zu verfolgen. Meist wechselte ihr Geknurre dann auf halbem Weg zwischen ihren Höfen und dem Bushäuschen, das auf der linken Seite folgte, in Gebell, und sie ließen von mir ab. Hinter dem Bushäuschen wurde die Straße von der einzig weiteren Straße des Dorfes gekreuzt. An diesem etwas dichter besiedelten Arm des Dorfes, der allerdings zu beiden Seiten bald ins Leere führte, standen zwischen vereinzelten Fachwerkhäusern, in denen schon seit Langem kein bäuerlicher Betrieb mehr stattfand, eine größere Anzahl kleiner, in den Fünfziger- oder Sechzigerjahren errichteter Backsteinhäuser, in denen Arbeiter und Handwerker mit ihren Familien lebten. Über die Kreuzung hinweg endete das Dorf auch bereits, und es ging nun geradewegs auf die Friedhofskurve zu, die nicht deshalb so hieß, weil sie so steil war, sondern weil in ihrer Beuge tatsächlich, winzig und zugig, der Dorffriedhof lag. Jetzt noch ein kurzes Aufbäumen gegen den Wind, der mir nach dieser Kurve meist plötzlich entgegenblies, und – doing! – war ich in der Schule.

An dieser Schule gab es zwei Klassenräume und zwei Lehrer. Der eine unterrichtete in dem einen die erste und zweite Klasse, der andere in dem anderen die dritte und vierte. Es gab einen Pausenhof, aber, soweit ich mich erinnere, keine Klingel, denn ich höre noch den Pfiff, mit dem wir nach der Pause wieder zurückgerufen wurden. Und obwohl wir auch an dieser Schule nicht sonderlich viele Schüler und Schülerinnen gewesen sein können, veranstalteten die Jungs, wenn sie jetzt nach ihrem Fußball- oder Abwerfenspiel überhitzt in das Gebäude zurückströmten, immer ein großes Gedränge im Eingang, in das ich mich, so unauffällig

GUCK, DAS MÄDCHEN HEULT GLEICH WIEDER!

wie möglich, vom Rand her zu begeben versuchte, denn bereits vorab, also gemeinsam mit den Mädchen, die immer dicht vor der kurzen Treppe, die in die Schule hinaufführte, Gummitwist spielten, wieder das Gebäude zu betreten, war etwas, das ich mir, wie ich schnell gelernt hatte, auf keinen Fall erlauben durfte. Die Mädchen sah man nicht an, und erst recht mischte man sich nicht mit ihnen. Wer ihnen zu nahe kam, war selbst ein Mädchen, und das war das Abartigste, was einem passieren konnte. Mädchen war dann auch das schlimmste Schimpfwort, das einen Jungen ereilen konnte, und es war, als hätte genau dieses Wort schon lange auf mich gewartet. Gerade weil es so widerwärtig war, wurde mir ständig von irgendwoher in meine blonden Locken gegrapscht, und mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Ekels, so als ob man sich auf der Stelle übergeben müsste, wurde die Hand dann wieder hervorgezogen, und wenn es mir nicht gelang, meine Miene dabei ganz stillzuhalten, als hätte ich gar nichts wahrgenommen, hieß es sofort: Guck, das Mädchen heult gleich wieder! Vor allen Dingen die Jungs der dritten Klasse, also einen Jahrgang über meinem, hatten es auf mich abgesehen, und deshalb waren auch die Pausen, wenn alle auf dem Schulhof zusammenkamen, die Zeiten, denen ich, lange bevor die Stunde endete, beklommen entgegensah. So wie ich mein Fahrrad, weil es dort nichts zu suchen hatte, nicht zu den anderen Fahrrädern an den dafür vorgesehenen Ort stellen durfte, sondern es immer etwas abseits an einen Baum lehnen musste, so versuchte auch ich mich in den Pausen irgendwo abseits aufzuhalten und hatte trotzdem immer das Gefühl, dabei aus zahlreichen Augenwinkeln beobachtet zu werden. Es galten ja auch ganz eigene Regeln für mich. Wenn ich zum Beispiel, weil ich es nicht mehr aushielt, versuchte, möglichst ungesehen auf die Toilette zu schleichen, konnte es geschehen, dass mir trotzdem sogleich ein ganzer Pulk an Jungen folgte, die unter Androhung von Prügeln darüber wachten, dass ich tatsächlich in das Äußere der drei Pinkelbecken machte, denn dieses Pinkelbecken war jetzt nur für mich bestimmt. Alle anderen nutzten die beiden übrigen. Auch musste der Haken neben dem Haken im Flur, an den ich meine Jacke hängte, immer frei bleiben, damit meine Jacke keine der Jacken meiner Mitschüler berührte. Manchmal wurde ich von einem der beiden Lehrer zu den Pausenspielen der Jungs herangewinkt. Ich stand dann neben den anderen und versuchte zu lächeln, und da ich nie gewählt wurde, wurde ich schließlich auf Geheiß des Lehrers einer der beiden Mannschaften zugeteilt. Mit weichen Beinen trabte ich hin und her und war am Ende froh, ja fast beglückt, wenn ich über das Spiel hinweg nicht gesehen worden war.

Der überwiegende Teil der Schülerschaft kam aus unserem und dem benachbarten Dorf, und die Hierarchie unter den Jungs spiegelte die Hierarchie wider, die in diesen Dörfern herrschte. An der Spitze standen die Bauern, und so waren auch die zwei Söhne, deren Eltern die beiden an der Dorfstraße einander gegenüber liegenden Höfe bewirtschafteten, die Helden unserer Schule. Der eine ging in meine Klasse und der andere einen Jahrgang höher. Diese Jungs wurden bewundert, weil ihre Väter beide einen Mercedes besaßen und sie schon selbst Traktor gefahren waren. Sie wussten, was ein Mähdrescher oder eine moderne Melkanlage kosteten, und allein diese Zahlen, mit denen sie großmäulig um sich warfen, waren fern der Welt derjenigen, deren Väter morgens auf ihren Fahrrädern in die Maurerbetriebe oder Schmieden radelten oder, sofern sie selbständig waren, sich in ihren kleinen Lieferwagen setzten, der dann wiederum in den Pausen von ihren Söhnen in die Waagschale geworfen werden konnte. Unser Auto hingegen, der auffällige gelbe VW-Kübelwagen, den mein Vater damals fuhr, zählte nichts. So wenig wie ich ein Junge war und unsere englische Bulldogge ein Hund, so wenig war auch unser Auto ein Auto.

Am Ende des einen Dorfarms, der schließlich in ein Wäldchen mündete, hing vor einem der letzten Häuser ein Zigarettenautomat, zu dem ich hin und wieder in den Abendstunden radelte, um meinem Vater, der ansonsten Pfeife rauchte, weil ihm vielleicht der Tabak ausgegangen war oder er einfach Lust darauf verspürte, ein Päckchen Zigaretten zu ziehen. Hier an der Kreuzung links abzubiegen, war für mich immer, als führte mein Weg geradewegs in ein fremdes Land. Während die Dorfstraße meist völlig verwaist war und außer den beiden Höfen die wenigen anderen Häuser an ihr wie unbewohnt dort standen, erschienen in diesem Teil des Dorfes plötzlich Menschen. In ihren kleinen Gärten vor oder neben den Häusern arbeiteten, in ihren Schürzen zum Boden hingebeugt, die Frauen, und die Männer standen meist mit einer Flasche Bier, die in ihren Pranken winzig wirkte, an den Zäunen und blickten grußlos aus grauen Gesichtern zu einem hin. Von einigen dieser Frauen und Männer wusste ich mittlerweile, dass ihre Kinder mit mir auf die Schule gingen und dass sie ungefähr im gleichen Alter wie meine Eltern waren, und dieses Wissen hatte nicht nur etwas Befremdliches, sondern auch etwas Beschämendes, denn für mich sahen diese Leute in ihren immer gleichen, mehrfach geflickten Arbeitskostümen, die sie über die Jahreszeiten hinweg trugen, nicht nur in etwa alle gleich aus, sondern im Gegensatz zu meinen Eltern auch um ein Unendliches viel älter, und ich fragte mich, ob ihre Kinder, die ich ja jeden Tag sah, auch so schnell altern würden und ob sie sich schon jetzt davor fürchteten, und ich fragte mich, ob es ihren Vätern mit diesen übergroßen Händen überhaupt gelang, ein einzelnes, dünnes Streichholz aus einer Packung hervorzuholen, und ob sie, wenn sie ins Haus gingen, die grauen Mützen absetzten oder ob sie diese grauen Mützen erst vom Kopf zogen, wenn sie ins Bett gingen. Ich fragte mich, ob sie vielleicht auch nur einen Schlafanzug besaßen und ob man Schlafanzüge auch immer wieder flicken konnte. Am Ende der Dorfstraße, dort wo ich wieder in den Schotterweg einbog, lag die Badestelle des Dorfes, und während ich auf sie zuradelte, fragte ich mich, ob diese Kinder, die mit mir die Klasse teilten, ihre Eltern überhaupt schon einmal nackt gesehen hatten. Dass an dieser Badestelle etwas los war, dafür musste es schon sehr heiß sein. Einen Erwachsenen aus dem Dorf habe ich dort nie erblickt.

31. AUG 2023

JAN PETER BREMER
NACHHAUSEKOMMEN
Roman
Hardcover mit Schutzumschlag
208 Seiten
22,00 € (D) 22,70 € (A)
ISBN 978-3-8270-1491-7

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

STIEHLT EINE KI DER ERFAHRENEN ERMITTLERIN DIE SHOW?

JO CALLAGHAN

Seit vielen Jahren erforscht die britische Autorin Jo Callaghan die zukünftigen Auswirkungen von künstlicher Intelligenz und Genforschung auf die Arbeitswelt. In ihrem Krimidebüt »In the Blink of an Eye« wirft sie nun einen eindringlichen Blick auf ein prominentes Dilemma unserer Zeit: Auf was sollte man sich verlassen, den menschlichen Instinkt oder computerbasierte Analysen? Kann jahrzehntelange persönliche Erfahrung tatsächlich von Datenbank-Berechnungen ersetzt werden? Kann eine Maschine die intellektuelle Arbeit eines Menschen übernehmen? Gekonnt paart Jo Callaghan in ihrem Kriminalroman eine menschliche Kommissarin und eine künstliche Intelligenz zu einem ungewöhnlichen, konfliktreichen Ermittlerduo und spielt dieses spannende Zukunftsszenario in einem konkreten Fall aus.

LESEPROBE

Die verwitwete Ermittlerin Kat kennt sich mit Verlust aus, Vermisstenfälle sind ihre Spezialität. Auf ihre untrüglichen Instinkte und ihr Bauchgefühl kann sie sich verlassen. Nun wird ihr im Rahmen eines Pilotprojekts der Polizei eine künstliche Intelligenz zur Seite gestellt, die in Form eines Hologramms in Erscheinung tritt und auf nüchternen Datenanalysen basiert. Locks regelkonforme, logikorientierte Art kollidiert mit Kats intuitivem Vorgehen, und doch sollen sie gemeinsam alte Vermisstenfälle lösen, um die Einsatzfähigkeit von KIs im Polizeidienst zu erproben. Als die Fälle plötzlich persönlich werden, ist Kats virtueller Partner der Einzige, der ihr noch helfen kann. Gelingt es Kat, ihre Vorbehalte zu überwinden und ihm zu vertrauen?

Polizeirevier Leek Wootton, Warwickshire, 27. Juni, 8:35 Uhr

»Darf ich vorstellen: Ihr neues Teammitglied AIDE Lock.«

Plötzlich erschien ein Mann in der Raummitte.

Kat sprang auf. Nein, kein Mann. Das *Bild* eines Mannes: schwarz, schlank, etwa einen Meter achtzig groß. Sie trat ein paar Schritte darauf zu, wollte unbedingt einen Fehler oder ein verräterisches Anzeichen entdecken. Doch die dreidimensionale Gestalt war beängstigend realistisch, von den Nasenporen bis zu den leichten Falten im marineblauen Anzug. Doch vor allem die Augen irritierten sie: Sie waren dunkelbraun, groß und unglaublich … ausdrucksvoll, doch sie verdrängte das Wort schnell wieder. Das hier war eine Maschine, kein lebendiger Mensch. Langsam umrundete sie die Erscheinung. Wenn man die Augen zusammenkniff und leicht daran vorbeiblickte, dachte Kat, konnte man sogar sehen, dass die Gestalt das Licht auf seltsame Weise reflektierte. Ein leichtes Schimmern oder Flackern am Rand ließ sie ätherisch, fast schon außerirdisch wirken.

Zufrieden verschränkte Kat die Arme und starrte das Hologramm an, das einige Zentimeter größer war als sie. Morgen würde sie Absätze tragen.

Lock hielt ihrem Blick stand und ging auf sie zu. »Sie haben eine Narbe, DCS Frank.«

»Wie bitte?«

»An Ihrem Kinn. Eine Narbe.« Lock hob den Finger, nur ein paar Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt. »Die Reifung ist abgeschlossen, weshalb sie sehr wahrscheinlich über zwei Jahre alt ist und – ausgehend von der Länge von vier Millimetern und dem geraden Verlauf – von dem Zusammenstoß mit einer scharfen Kante stammt. Die Ecke eines Tisches vielleicht?«

Kat starrte das Hologramm an und erinnerte sich an den plötzlichen kräftigen Schlag, den sie nicht hatte abfangen können, bevor sie mit dem Kiefer so hart auf dem Küchentisch aufschlug, dass die Haut aufriss und Blut den staubigen Linoleumboden verschmierte.

Lock hob die Augenbrauen. »Offensichtlich keine schöne Erinnerung. Tatsächlich …«

»Tatsächlich«, unterbrach Kat die Gestalt, »hat mein Kinn nichts mit diesem Pilotprojekt oder den Fällen zu tun, die wir bearbeiten werden.« Sie drehte Lock den Rücken zu und sagte zu Professor Okonedo: »Ich dachte, Sie hätten gesagt, es sei nur ein Hologramm? Seit wann können Hologramme sehen?«

»Ein zentrales Ziel unserer Forschung ist die Entwicklung von KI, die mit der realen Welt interagieren kann, weshalb die Lidar-Sensoren an dem Armband Lock ständig mit raumbezogenen Daten versorgen, damit es sich in jeder Umgebung angemessen positionieren kann.«

Kat drehte den Kopf wieder zu Lock. Die KI begegnete ihrem Blick erneut mit verstörender Direktheit. Rasch setzte sie sich zu ihrem Team an den Tisch.

»Der außergewöhnlichste Kriminalroman, den Sie dieses Jahr lesen werden!«
CLARE MACKINTOSH

»Unterhaltsam und zum Nachdenken anregend … Die moralischen Dilemmas, die durch künstliche Intelligenz entstehen, werden in diesem durch und durch menschlichen Roman gekonnt ausgelotet.«
THE SUNDAY TIMES

»Ein starker Anwärter auf das Krimidebüt des Jahres – scharfsinnig, einfühlsam geschrieben und eine brillante neue Interpretation des klassischen Ermittlerpaares.«
T.M. LOGAN

»Ein erfrischendes, gewagtes Debüt. Bahnbrechend, tiefgründig und dennoch humorvoll sowie voller Nervenkitzel.«
CHRIS WHITAKER

»Einzigartig und absolut überzeugend«
THE SUN

»Gelungene Charaktere, glaubwürdige Emotionen und eine interessante Fragestellung«
INDEPENDENT

Ihrem *echten* Team. »Das ist ein toller Partytrick«, sagte sie zu Professor Okonedo, »aber was kann diese Maschine eigentlich, das relevant für unsere Arbeit ist?«
»So viel oder so wenig, wie Sie zulassen. AIDE Lock enthält Chips, die über zehn Billionen Berechnungen in der Sekunde anstellen können. Die Einheit kann in Sekundenschnelle Tausende Bilder durchsuchen oder riesige Mengen an Social-Media-Daten thematisch organisieren, um eine Suche zu beschleunigen.«
»Ich sehe das alles lieber selbst durch«, entgegnete Kat. »Manchmal weiß ich erst, wonach ich eigentlich suche, wenn ich es sehe. Selbst dann gehe ich oft nur einem Bauchgefühl nach.«
»Bauchgefühle sind anfällig für Fehler und kognitive Verzerrungen«, dozierte Lock hinter ihr. Er sprach mit tiefer und gelassener Stimme, als ginge er davon aus, dass man ihm zuhörte. »Ich verfüge über eine eingebaute wissenschaftliche Methode, die es Ihnen ermöglicht, erste Hypothesen zu überprüfen und Irrtümer herauszufiltern. So können Sie Ihre Kräfte auf die wahrscheinlichste Ermittlungsrichtung konzentrieren.«
Unverschämtes Mistding! Als ob eine Maschine ihr beibringen müsste, was eine »wahrscheinliche Ermittlungsrichtung« war. Doch sie hatte McLeish versprochen, sich zu benehmen, weshalb sie der KI nicht sagte, wohin sie sich ihre »eingebaute wissenschaftliche Methode« stecken konnte. Kat drehte nur den Stuhl zu Lock und lächelte angespannt. »Danke, aber ich fürchte, man kann ein Bauchgefühl nicht wissenschaftlich angehen. Ein Bauchgefühl ist …« Sie zuckte mit den Schultern. »Eben genau das.«
Lock schloss einen Moment die Augen. »Ich habe gerade 73.239 akademische Paper zur Wissenschaft von Entscheidungsverfahren gelesen, und da menschliche Entscheidungsprozesse ganz offenbar von intellektuellen, sozialen und emotionalen Faktoren eingeschränkt sind, schließe ich daraus, dass Ihr ›Bauchgefühl‹ nur eine Reflexion Ihrer eigenen Vorurteile und Vermutungen ist.«
Kat warf Professor Okonedo einen aufgebrachten Blick zu. »Ist diesem Ding klar, dass es für mich arbeitet?«
Die junge Frau lächelte. »Lock wurde darauf programmiert, sich der Befehlshierarchie unterzuordnen und Aufgaben auszuführen. Locks Konversationsfähigkeiten übertreffen bei Weitem alles, was KI bisher meistern konnten, doch es muss immer noch aus echten menschlichen Interaktionen lernen. Lock wurde dahingehend programmiert, Vorgesetzten gegenüber uneingeschränkt ehrlich zu sein, weshalb er im Moment noch keine Nuancen kennt.«
»Oder Sozialkompetenz«, murmelte Kat.
Sie holte einen Aktenordner aus ihrer Tasche und wog ihn in Händen, während sie ihre Mitarbeiter Hassan und Browne ansah. »Auch wenn wir alte Vermisstenfälle noch einmal untersuchen werden, ist unsere Aufgabe nicht, Professor Okonedos Forschungsfragen zu Bauchgefühlen und Entscheidungsprozessen zu beantworten. Wir sind Polizeibeamte, keine Versuchskaninchen. Unsere Aufgabe ist es, den Familien der vermissten Personen Antworten zu verschaffen. Die Fälle kommen immer, absolut immer an erster Stelle. Ist das klar?«
Hassan und Browne nickten.
»Gut.« Sie ließ den Aktenordner mit einem Knall auf den Tisch fallen. »Fast siebentausend Menschen werden jedes Jahr in Warwickshire vermisst gemeldet. Bis auf zwei oder drei werden alle wiedergefunden. Im Lauf der letzten zehn Jahre sind achtundzwanzig Menschen spurlos aus ihrem bisherigen Leben verschwunden.« Sanft legte Kat die Hände auf den Aktenordner. »Jede dieser Akten repräsentiert das Leben eines realen Menschen: Teenager, die sich mit Freunden treffen wollten und nie ankamen; Mütter, die Milch kaufen gingen und nie zurückkamen; Väter, die eines Morgens in die Arbeit fuhren und nie wieder gesehen wurden. Ich will nicht, dass irgendjemand diese Fälle als ›VPs‹ oder ›Cold Cases‹ bezeichnet. Die Spur ist vielleicht kalt geworden, doch die Familien und Freunde dieser Menschen haben immer noch das brennende Verlangen zu wissen, was der geliebten Person zugestoßen ist. Unsere Aufgabe ist es, den Familien die Antworten zu geben, die sie brauchen und verdienen. Verstanden?«
»Ja, Boss«, antworteten Hassan und Browne.
Kat sah zu Lock. »Na?«
Zum ersten Mal wirkte das Hologramm verwirrt.
»Verstanden?«, wiederholte Kat.
»Sie haben gesagt, unsere Aufgabe sei es, den Familien die Antworten zu geben, die sie brauchen und verdienen. Also ja, ich kann bestätigen, dass ich unsere Aufgabe verstanden habe.«

AM WOCHENENDE HABE ICH EINE ZIP-DATEI MIT ALLEN UNGELÖSTEN VERMISSTEN-FÄLLEN DER LETZTEN ZEHN JAHRE HERUMGESCHICKT.

»Ja, *Boss*«, sagte Kat.
»Ja, *Boss*.«
Kat holte Luft. Lock hatte ihre Betonung mit einer Exaktheit wiederholt, die an Sarkasmus grenzte. Doch eine Maschine konnte nicht sarkastisch sein, oder? Sie beschloss, es zu ignorieren – für den Moment zumindest.
»Am Wochenende habe ich eine Zip-Datei mit allen ungelösten Vermisstenfällen der letzten zehn Jahre herumgeschickt«, sagte Kat zu Browne und Hassan. »In welchem sollten wir als Erstes ermitteln und warum?« Beide Officer scrollten durch ihre iPads.
»Sehen Sie nicht in die Akten, entscheiden Sie nach Gefühl. An welchem Fall haben Sie beim Aufwachen gedacht? Hassan?«
Er lehnte sich zurück und stützte sich mit den Ellbogen auf den Armlehnen ab. »An Weihnachten vor ein paar Jahren ist eine junge Frau verschwunden. Sie war mit Freundinnen in einer zwielichtigen Bar und ist laut ihren Begleiterinnen einfach verschwunden.«
»Jane Hughes.« Kat nickte. »Eine achtzehnjährige junge Frau, die 2016 nach einem Kneipenabend nicht

mehr nach Hause gekommen ist. Was ist mit Ihnen, Browne?«
»Äh, ich habe alle Akten gelesen, aber sie nicht nach Relevanz sortiert. Mir war nicht klar … Ich meine …« Die junge Frau griff errötend nach ihrem iPad. »Ich habe mir allerdings viele Notizen gemacht. Wenn Sie mir eine Sekunde …«
»Denken Sie nicht zu viel nach. Legen Sie das iPad weg und sagen mir, welcher Fall Ihnen besonders aufgefallen ist.«
»Oh. Äh … Der Mann aus Coleshill, der zur Arbeit gefahren und nicht mehr zurückgekommen ist. Es gab keine Anzeichen für Depressionen oder finanzielle Schwierigkeiten, und er schien ein Familienmensch zu sein.«
Kat nickte. »Max Jones, ein fünfunddreißig Jahre alter Vater von drei Kindern, der allen Aussagen nach glücklich verheiratet war. Trotzdem hat seine Familie seit zwei Jahren nichts mehr von ihm gehört.« Kat schrieb die beiden Namen an das Whiteboard. »Beides sinnvolle Kandidaten.«
»DI Hassans und DS Brownes Kandidaten sind nicht ›sinnvoll‹, sie sind das Ergebnis voreingenommener Auswahl«, sagte Lock. Das Hologramm ging im Raum auf und ab, genau wie Kat kurz zuvor, und gestikulierte vor ihrem Team wie ein Dozent – oder ein Vorgesetzter. »DI Hassan hat sich für Jane Hughes entschieden, weil sie eine junge, verletzliche Frau ist, die ihn daran erinnert, was seiner kleinen Schwester zugestoßen ist.«
»Totaler Quatsch«, erwiderte Hassan errötend. »Ich habe sie genommen, weil …«
Lock fuhr fort. »DS Browne hat Max Jones wegen ihres Vaterkomplexes ausgewählt – ihr Vater hat die Familie verlassen, als sie gerade mal zehn Jahre alt war.«
»Das reicht«, befahl Kat harsch, als sie Brownes schockierten Gesichtsausdruck sah. »Professor Okonedo, ich kann mich nicht erinnern, Ihrer Maschine die Erlaubnis erteilt zu haben, auf private Informationen zuzugreifen.«
»Oh, das waren keine privaten Informationen«, warf Lock ein. »Ich habe sie von öffentlichen Social-Media-Profilen, den Lebensläufen und aus Gesprächen entnommen, die im Intranet der Polizei verfügbar sind. Wer sich die Mühe macht, kann alles finden. Ich habe nur die Tatsache betont, dass ihre eigenen familiären oder emotionalen Erfahrungen ihre Wahl beeinflusst haben, weshalb es keinen Sinn hat, Ihr Team nach seiner Meinung zu fragen. Sie könnten die Fälle genauso gut in einen Hut werfen und blind einen herausziehen.«
Hassan und Browne tauschten einen Blick, wagten es aber nicht, ihre Chefin anzusehen.
»Ich verstehe.« Kat spannte den Kiefer an. »Nun, wenn du meinen Methoden schon so kritisch gegenüberstehst, möchtest du vielleicht auch gleich die Besprechung leiten?«
»Das möchte ich gern, ja. Vielen Dank.«
Professor Okonedo gab ein unterdrücktes Geräusch von sich, das ein Lachen gewesen sein könnte. »AIDE Lock wurde darauf programmiert, keine Autorität anzuerkennen.« Sie stand auf und stellte sich beschützend neben ihr Hologramm. »Natürlich wird Lock Befehle befolgen, solange sie nicht dem Gesetz oder dem Ziel der Ermittlung widersprechen, doch da die KI nicht auf einen persönlichen Vorteil wie eine Beförderung aus ist, wird sie immer die Wahrheit sagen. Lock wird niemals lügen oder etwas Korruptes tun.«
»Sie sagen das, als sei das eine Besonderheit«, meinte Browne irritiert.
»Das kann es im Polizeiapparat auch sein. Letztes Jahr gab es über dreitausend Korruptionsvorwürfe.«
»Das Schlüsselwort ist ›Vorwurf‹«, entgegnete Kat. Sie starrte die junge Wissenschaftlerin an und bemerkte die pochende Ader an ihrem Hals. Professor Okonedo vertrat in der Angelegenheit eine eindeutige Meinung, verfügte vielleicht sogar über persönliche Erfahrungen. Kat nahm sich vor, dem bei Gelegenheit nachzugehen. »Also gut«, sagte sie und setzte sich wieder hin. »Lock, ich übergebe dir das Wort. Vor dem Hintergrund deines ›evidenzbasierten Entscheidungsprozesses‹ und«, sie sah auf ihr Handy, »ganzen vierundsechzig Minuten Erfahrung in der Polizeiarbeit, welchen Fall würdest du als Erstes bearbeiten?«
Lock streckte eine Hand aus, und plötzlich war der Raum voller Hologramme der vermissten Personen. Die Fotos, die Kat das ganze Wochenende studiert hatte, schwebten wie Geister vor ihnen: hier ein Schwarz-Weiß-Bild eines alten Mannes im Anzug, dort ein überbelichtetes, verschwommenes Selfie einer jungen, lächelnden Frau. In der Mitte drei offizielle Schulfotos, steif, veraltet und unaussprechlich traurig.
Kat starrte die lebensgroßen, in ihrer Bewegung eingefrorenen Gestalten an, die vor ihnen rotierten: die Verlorenen, die Vermissten, die Verschwundenen. Alle waren unterschiedlich, ihre Schicksale waren jedoch alle von einer Frage bestimmt: *Was war ihnen zugestoßen?*
»Die Frage, welchen Fall wir auswählen sollen«, begann Lock, »kann aus vielen verschiedenen Perspektiven betrachtet werden. Wir könnten die Fälle zum Beispiel nach demografischen Merkmalen sortieren, wie Alter, Geschlecht oder ethnische Herkunft. Oder wir könnten die Fälle aus der Perspektive des Modus Operandi betrachten, wie zum Beispiel dem Ort, an dem sie verschwanden, oder der Jahres- oder Tageszeit. Doch wenn – wie DCS Frank angeregt hat – unser primäres Ziel ist, den Familien Antworten zu liefern, dann sollten wir unsere Bemühungen auf die Fälle mit den besten Erfolgsaussichten konzentrieren.«
Lock bewegte die andere Hand, und das Bild eines offiziellen Dokuments erschien vor ihnen. »Die jüngste Statistik zu vermissten Personen zeigt, dass beinahe neunzig Prozent innerhalb von zwei Tagen gefunden werden. Doch vier Prozent der Erwachsenen sind auch nach einer Woche noch verschwunden, was die Schlussfolgerung nahelegt, dass die Spur nach achtundvierzig Stunden erheblich abgekühlt und nach zweiundsiebzig Stunden nahezu erkaltet ist. Logischerweise sollten wir uns daher auf die jüngsten Fälle konzentrieren.«
»Da stimme ich zu«, sagte Kat.
Lock wischte mit einer Hand, und zwei Drittel der Vermisstenfälle verschwanden, darunter die beiden, die Hassan und Browne ausgewählt hatten.
»Es existieren zwingende Beweise dafür, dass die Mehrheit junger Männer, die im Winter nach einem Kneipenabend verschwinden, Opfer von Unglücksfällen werden – meistens ertrinken sie in nahe gelegenen Flüssen oder Kanälen, weshalb Männer sehr viel leichter zu finden sind.«
Kat nickte, und mit einer weiteren Handbewegung von Lock verschwanden die Frauen.

»Ein frisches und reizvolles Ermittlerduo – ich habe mich sofort in die allzu menschliche Kat und ihren KI-Kollegen Lock verliebt. Dazu ein fesselnder Kriminalfall, der mit viel Einfühlungsvermögen und Begeisterung erzählt wird.«
LOUISE CANDLISH

»Einer der originellsten und zeitgemäßesten Kriminalromane, die Sie je lesen werden … Bemerkenswert!«
BELFAST TELEGRAPH

»Jo Callaghan krempelt den klassischen Kriminalroman um. Sehr empfehlenswert!«
OLIVIA KIERNAN

»Alles, was man sich von einem Thriller erhoffen kann: erschütternd, intelligent, raffiniert konzipiert und dabei vollkommen neuartig.«
FIONA CUMMINS

»So fesselnd, dass man es nicht weglegen kann.«
LAURA MARSHALL

»Es ist Kat – ihre Persönlichkeit, ihre Beziehung zu ihrem Sohn und ihre Erfahrungen mit Verlust –, die diesen Roman wirklich auszeichnet.«
LITERARY REVIEW

»Eine einzigartige und verblüffende Interpretation des klassischen Ermittlerkrimis. Mitreißend, spannend und sehr lesenswert. Ich bin begeistert!«
SARAH HILARY

»Die Daten legen nahe, dass Weiße, statistisch gesehen, mit höherer Wahrscheinlichkeit gefunden werden und/oder beschließen, nach Hause zurückzukehren.« Nach einer Handbewegung blieb nur noch das Hologramm eines jungen, weißen, sommersprossigen Mannes. Er war groß, fast schon knochig, mit krausem rotem Haar, das sein Gesicht einrahmte. Das lebensgroße Bild schwebte vor ihnen und drehte sich einmal um die eigene Achse, während Lock weitersprach: »Damit bleibt uns Will Robinson, einundzwanzig, weiß, der nach seinem Bachelor in Theaterwissenschaft wieder zu seinen Eltern nach Stratford-upon-Avon zurückgezogen ist. Er hat das Haus am Dienstag, den 11. Januar dieses Jahres, um 17:10 Uhr verlassen, um sich in einem nahe gelegenen Pub mit Freunden zu treffen, kam dort jedoch nie an und wurde seither auch nicht mehr gesehen. Weder seine Bankkarte noch sein Handy wurden benutzt, auf seinen Social-Media-Konten fanden keine Aktivitäten statt. Die Daten legen nahe, dass über sechzig Prozent aller jungen Männer, die in den Wintermonaten nach einem Kneipenabend verschwinden und nicht innerhalb von zwei Tagen wiederauftauchen, schließlich tot aufgefunden werden. Neunundachtzig Prozent dieser Leichen werden aus dem Wasser geborgen. Deshalb besteht eine Wahrscheinlichkeit von 53,4 Prozent, dass eine Durchsuchung des Avon – der auf Wills letztem bekannten Weg liegt – in einem Fund der Leiche resultieren und uns erlauben wird, die Vorgabe zu erfüllen, der Familie Antworten zu liefern.«

Jedoch nicht die, nach denen sie gesucht haben, dachte Kat. Sie wandte sich an Lock. »Schlägst du ernsthaft vor, dass wir ausdrücklich nur nach Weißen suchen sollen?«

»Es ist der logische Schluss aus den Beweisen«, erwiderte Lock.

»Ich hoffe, Sie zeichnen das alles auf«, sagte Kat zu Professor Okonedo. »Diese ›Beweise‹ sind Teil unserer eigenen Polizeidaten, die potenziell voreingenommen und sehr wahrscheinlich unvollständig sind. Genauso wie Locks Einschätzung.«

Lock hob die Augenbrauen. »Behaupten Sie, meine Einschätzung sei fehlerhaft?«

Kat seufzte. Wo sollte sie nur anfangen? »Deine Suchmaschine, oder womit auch immer du funktionierst, hat offensichtlich eine Verbindung zwischen den Schlagworten ›junger Mann‹, ›vermisst‹, ›Pub‹ und ›Fluss‹ gefunden. Doch da du nur eine Maschine bist, hast du nicht den Grund erfasst, warum so viele junge Männer nach einem Kneipenabend in Schwierigkeiten geraten. Sie kommen nämlich ziemlich besoffen aus dem Pub.«

Lock runzelte die Stirn.

»Betrunken. Berauscht. Blau. Sternhagelvoll. Hackedicht. Unter Alkoholeinfluss. Doch Will Robinson ist auf dem Weg *zum* Pub verschwunden, zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags, also *bevor* er sich in der Kneipe hätte volllaufen lassen können.« Kat öffnete den Aktenordner, blätterte ein paar Seiten um und tippte auf eine ausgedruckte Aussage. »Und du hast praktischerweise den Augenzeugenbericht ignoriert, dass Will um fünf Uhr dreißig nachmittags die Brücke in die Stadt überquert hat, weshalb er höchstwahrscheinlich irgendwo in Stratford verschwunden ist, *nachdem* er den Fluss hinter sich gelassen hatte.«

»Ich habe den Augenzeugenbericht nicht übergangen, ich habe ihn verworfen. Die wissenschaftlichen Daten legen nahe, dass solche Aussagen unzuverlässig sind. Fünfundsiebzig Prozent aller Falschverurteilungen wegen Mord und Vergewaltigung gründen auf Augenzeugenberichten.«

Kat schüttelte den Kopf. »Wieder ziehst du eine allgemeine Statistik heran, diesmal zu Augenzeugenberichten, und ignorierst die besonderen Umstände in diesem Fall. Will Robinson war ein auffälliger junger Mann. In Stratford-upon-Avon kann es nicht viele junge Männer mit solchen roten Haaren geben.«Kat ging zu dem Bild des jungen Mannes, das wie ein Geist im Raum schwebte. »Ich stimme zwar zu, dass wir uns auf die neuesten Fälle konzentrieren sollten, vielleicht auch auf junge Männer, die nach einem Kneipenabend verschwunden sind, doch ich weigere mich, Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe auszuschließen.«»Na gut«, sagte Lock. »Wenn Sie darauf bestehen, passen zwei Fälle zu den berichtigten Kriterien.«

Ein zweites Bild erschien neben Will Robinson.

Kat ging auf das Bild eines jungen Schwarzen mit nacktem Oberkörper zu. Mit einem breiten Grinsen saß er vor einem Computer und reckte die Faust in die Luft.

»Das hier ist Tyrone Walters an dem Tag, an dem er seine Abiturergebnisse bekommen hat. Sein Notendurchschnitt war brillant, und zwei Monate nach diesem Foto hat er an der Universität Warwick ein Politikstudium begonnen. Zuletzt wurde er von seinen Mitbewohnern am Mittwoch, den 26. Januar, um kurz nach zehn Uhr abends gesehen, in der gemeinsamen Wohnung. Am nächsten Morgen schickte er noch eine Nachricht an seine Mutter, doch am Donnerstag selbst sah ihn niemand, und er kam auch nicht zu seinem Tutorium am Freitag, dem Achtundzwanzigsten. Niemand hat ihn seither gesehen oder von ihm gehört. Er hat seine Kleidung zurückgelassen, seinen Geldbeutel, den Computer, alles außer seinem Handy, und das wurde seither nicht mehr benutzt, ebenso wenig wie seine Bankkarte. Auch in den Sozialen Medien war er nicht mehr aktiv.«

»Selbstmord?«, schlug Browne vor.

Kat zog die Nase kraus. »Die Möglichkeit besteht immer, doch nach Aussage seiner Freunde und seiner Familie wirkte er glücklich, und er hatte auch keine psychischen Probleme oder andere Risikofaktoren. Deshalb kam mir nach der Lektüre aller achtundzwanzig Fallakten bei diesem hier etwas komisch vor.«

»Ich glaube, ich weiß, warum Sie sich von diesem Fall angesprochen fühlen«, sagte Lock, »doch ausgehend von Ihrer Reaktion auf meine vorherigen Bemerkungen zu Hassans und Brownes Privatleben vermute ich, dass Sie über meine Ansicht nicht erfreut wären.«

Kat starrte das Hologramm an. *Wag. Es. Ja. Nicht.*

»Das verstehe ich als Bestätigung, dass Sie meine Meinung lieber nicht hören möchten. Nichtsdestotrotz müssen wir uns zwischen den beiden Fällen entscheiden.«Lock deutete mit beiden Händen auf Tyrone. » Als junger Schwarzer im Alter zwischen sechzehn und vierundzwanzig ist Tyrone Walters mit fünffach höherer Wahrscheinlichkeit einem Mord zum Opfer gefallen als gleichaltrige Weiße. Und da nur neununddreißig Prozent aller Mordfälle tatsächlich in einer Verurteilung enden, stehen die Chancen, dass wir Tyrone Walters' Mutter die ersehnten Antworten liefern können, schlechter als bei Mrs Robinson – die, wenn wir meiner Empfehlung folgen und den Fluss absuchen, bei 53,4 Prozent liegen könnten. Wenn wir daher alle emotionalen oder politischen Bedenken ausschließen und uns auf die Statistik konzentrieren, ist der logische Schluss, Will Robinson den Vorzug zu geben.«

DAS VERSTEHE ICH ALS BESTÄTIGUNG, DASS SIE MEINE MEINUNG LIEBER NICHT HÖREN MÖCHTEN.

»Statistiken sind nicht mehr als die Ansammlung Tausender individueller Fälle«, entgegnete Kat. »Sie heben die größten Gemeinsamkeiten hervor, doch auf Kosten der individuellen Besonderheiten. Schauen wir uns doch mal die individuellen Fakten von Tyrones Fall an, da du es ja irgendwie mit ›Fakten‹ zu haben scheinst.« Kat stand vor Lock und zählte aus dem Kopf alle Details auf. »Handsworth mag zwar ein ›sozialer Brennpunkt‹ von Birmingham sein, dort befindet sich aber auch eines der besten Gymnasien des Landes, an dem Tyrone erst die Mittlere Reife mit Bestnoten abgelegt hat, dann das Abitur. Man kommt nicht auf diese Schule und dann auf eine der Top-Russell-Group-Universitäten, wenn man mit Kriminellen herumhängt. Diese Schülerinnen und Schüler sind unglaublich ehrgeizig und fleißig, und Tyrone hat sich noch mehr angestrengt. Er will Großbritanniens erster schwarzer Premierminister werden und verweigert den Kontakt zu allen, die Drogen nehmen, um seine zukünftige Karriere nicht zu gefährden.«

NICHTS, WAS MENSCHEN TUN, ERGIBT SINN.

Sie ging um Tyrones Hologramm herum und sprach dabei weiter. »In jedem Gespräch beschreiben ihn seine Familie *und* seine Freunde als fröhlichen, selbstbewussten, ehrgeizigen jungen Mann, dem noch Großes bevorsteht. Es gab keine Anzeichen für Depression, und er hatte gerade herausragende Noten in den ersten Prüfungen bekommen. Am Donnerstag, den 27. Januar, schickte er seine letzte Nachricht an seine Mutter. Danach brach das Telefonsignal ab. Seither wurde kein Geld von seinem Konto abgebucht, gab es keine Aktivität auf seinen Social-Media-Konten, er wurde nicht mehr gesehen. Nichts. Und wenn er Opfer eines Verbrechens geworden wäre, wo ist dann die Leiche? Der Campus ist belebt, mit Tausenden von Studentinnen und Studenten, trotzdem hat niemand einen Überfall oder einen Selbstmordversuch gemeldet. Tyrone Walters ist *wie vom Erdboden verschluckt,* was heutzutage in Zeiten von Videoüberwachung an jeder Straßenecke und Handysignalortung und Internetbanking überhaupt keinen Sinn ergibt.«

»Nichts, was Menschen tun, ergibt Sinn«, erwiderte Lock. » Ihre grundlegende Annahme ist falsch, DCS Frank. Menschen tun die ganze Zeit unerklärliche Dinge. Genauer gesagt, scheint es die charakteristische Eigenschaft Ihrer Spezies zu sein.«

Kat trat einen Schritt näher. »Eine der unangenehmen Realitäten der Polizeiarbeit – und des Lebens an sich – ist, dass ›die Beweislage‹ nicht immer zur Verfügung steht, wenn man sie braucht, was bedeutet, reale Menschen müssen mithilfe ihrer Erfahrung und ihres Urteilsvermögens reale Entscheidungen treffen. Die Officer, die den Fall ursprünglich bearbeiteten, haben denselben Anfängerfehler gemacht wie du. Sie haben Tyrone Walters aufgrund seiner Herkunft eingeschätzt und nicht als Individuum betrachtet. Und weil sie, wie alle anderen, völlig überlastet waren, bewerteten sie die Gefahrenlage als niedrig, weshalb keinerlei Ressourcen darauf verwendet wurden, ihn zu finden.« Kat sah Tyrones Hologramm an und unterdrückte den Impuls, sein erstarrtes Gesicht zu berühren. »Irgendetwas stimmt nicht an diesem Fall. Das sagt mir mein Bauchgefühl.«

»Darf ich zu Lernzwecken klarstellen, dass es Ihnen lieber wäre, wenn wir Tyrone Walters' Fall wegen eines ›Bauchgefühls‹ bevorzugt behandeln?«, fragte Lock.

Kat zählte bis drei, bevor sie sich umdrehte. »Ich möchte, dass wir uns Tyrones Fall noch einmal vornehmen, weil fünfundzwanzig Jahre Berufserfahrung mir sagen, dass dem Jungen etwas zugestoßen ist.« Gefährlich leise fügte sie hinzu: »Und weil ich dein Boss bin, werden wir genau das tun.«»Darf ich einen Vorschlag machen, Boss?«, fragte Hassan. »Wenn das hier ein Pilotprojekt werden soll, dann wäre es doch aus Sicht der Forschung nützlich, *beide* Fälle zu untersuchen, oder? Beide erfüllen die vereinbarten Kriterien. Sie sind beide ziemlich aktuell, betreffen beide Männer, die sehr wahrscheinlich gefunden werden, doch der eine wird von einem evidenzbasierten Algorithmus ausgewählt, der andere wegen einer auf Berufserfahrung begründeten Ahnung. Es wäre interessant, wer von Ihnen beiden recht hat.«

»Wir haben nicht die Ressourcen für zwei Ermittlungen«, entgegnete Kat steif. Für wen zur Hölle hielt er sich? Er sollte sich eigentlich ein Bein ausreißen, um sie zu beeindrucken, nicht ihr Urteilsvermögen infrage stellen.

»Aber wir haben doch Lock, der die Arbeit vieler Officer in einem Bruchteil der Zeit erledigen kann«, sagte Professor Okonedo. »Ich finde das eine großartige Idee.«

Kat fuhr sich mit der Hand durch die Haare. Die Professorin hatte keine Ahnung, wie viele Leute man brauchte, um die Nachbarn zu befragen und Zugriff auf ermittlungsrelevante Informationen zu bekommen. Andererseits könnte das auch eine Gelegenheit sein, sowohl Professor Okonedo als auch der Innenministerin etwas über die alltägliche Arbeit der Polizei beizubringen, und es wäre die perfekte Möglichkeit, ihrem zweifelnden DI zu beweisen, dass ihr Urteilsvermögen dem einer Maschine weit überlegen war.

»Okay«, sagte sie. »Wir werden beide Fälle neu aufrollen. Bitte lesen Sie alle die kompletten Unterlagen zu beiden jungen Männern, dann fangen wir heute gleich an, die Familien und die engsten Freunde noch einmal zu befragen. Ich kümmere mich um die Eltern. Hassan und Browne, Sie fahren zur Universität und reden mit der Campus-Security. Im Bericht des ursprünglich ermittelnden Kollegen steht, es gäbe keine Überwachungsvideos. Das müssen wir klären. Heißt das, es gab keine Aufnahmen von Tyrone oder überhaupt keine? Oder dachte man, ein Sichten der Videos wäre nicht nötig? Und wenn Sie schon da sind, sprechen Sie auch mit Tyrones Mitbewohnern, vor allem der Studentin, die ihn vermisst gemeldet hat.«

»Und Lock wird Sie begleiten, DCS Frank, wie besprochen?«, fragte Professor Okonedo.

»Nicht in dieser Form.« Kat deutete auf das Hologramm. Ihr gefiel die Vorstellung nicht, den ganzen Tag von diesem Nichtwesen verfolgt zu werden. Außerdem würde es Aufmerksamkeit auf sich ziehen und Zeugen ablenken.

Professor Okonedo drückte einen Knopf, und Lock verschwand. »Wenn Sie nur auf Ton schalten, können Sie die Lautsprecher am Armreif benutzen, oder Sie halten sich den Transmitter ans Ohr.«

Kat hätte das verfluchte Ding am liebsten aus dem Fenster geworfen, doch sie hatte dem Pilotprojekt nun mal zugestimmt, weshalb sie seufzend die Hand ausstreckte und zuließ, dass die Professorin ihr Lock ums Handgelenk legte. Ihr Ohr fühlte sich zu intim für eine so lebensechte Präsenz an.

Kat nahm ihre Aktentasche und hielt an der Tür noch einmal inne. Sie musste ihrem Team mehr mitgeben als ihren offensichtlichen Ärger. »Vergessen Sie nicht, weniger als ein Prozent *aller* Vermissten wird tot aufgefunden. Wir haben also immer noch eine reelle Chance, die beiden lebendig zu finden.«

»Nur um das klarzustellen, ein Prozent aller Vermisstenfälle«, ertönte Locks Stimme von ihrem Handgelenk. »Nur vier Prozent der Erwachsenen gelten nach einer Woche immer noch als vermisst, und in diese Kategorie fallen Tyrone und Will. Tatsächlich besteht also eine fünfundzwanzigprozentige Chance, dass die beiden jungen Männer bereits tot sind.«

28.
SEP
2023

JO CALLAGHAN
IN THE BLINK OF AN EYE
Kriminalroman
Klappenbroschur
448 Seiten
17,00 € (D) 17,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06334-0

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

CARSTEN HENN

INTERVIEW

Ihr neuer Roman hat ja einen sehr schönen und ungewöhnlichen Titel: »Die Butterbrotbriefe« – worauf bezieht sich dieser Titel?

Kati, die 39jährige Hauptperson der Geschichte, schreibt Briefe an Menschen, die ihr Leben positiv oder negativ beeinflusst haben – und zwar auf Butterbrotpapier, das ihr verstorbener Vater gesammelt hat, damit sie etwas Schönes damit machen kann. Er war einer dieser Menschen, die einfach alles sammeln. Mein Großvater war auch so einer; im Rheinland haben wir dafür den schönen Begriff »Altreucher«.
Als Kati ihren ersten Brief schreiben will, hat sie zunächst kein Papier, bis ihr einfällt, dass es da noch diese Kiste mit dem Butterbrotpapier gibt, das immer so einen besonderen Glanz hatte. Als Kind wirkte es auf sie ein bisschen wie Zauberei. Das nimmt sie dann für den Brief, denn sie kann ein wenig Magie gut gebrauchen.
Mir ging es als Kind genau wie Kati, ich fand Butterbrotpapier auch toll, das war etwas ganz Besonderes – außerdem mochte ich Butterbrote sehr! Vor allem »Hasenbrote«, die ich von meinem Onkel Hein bekam. Ich mag den Roman-Titel aber auch, weil er eine dreifache Alliteration besitzt, wodurch er sehr melodisch und rhythmisch klingt. Das passt dazu, das Musik eine Rolle im Roman spielt. Und zu guter Letzt besteht der Titel aus drei für mich sehr positiven Worten: Brot, Butter und Papier. Alles drei habe ich immer im Haus!

Schreiben Sie selbst noch Briefe mit der Hand? Und wenn ja, warum, in Zeiten von E-Mail, WhatsApp etc.?

Ich schreibe viel mit der Hand, vor allem Ideen für Geschichten. Aber ich gehöre leider zu den Menschen, die keine richtige Handschrift mehr besitzen, sondern Großbuchstaben aneinanderreihen. Deshalb freue ich mich umso mehr, wenn ich einen handgeschriebenen Brief erhalte, was manchmal noch passiert. Die hebe ich alle auf wie kleine Schätze. Denn genau das sind sie! Da hat sich jemand viel Mühe gegeben und Zeit genommen. Bei einem handgeschriebenen Brief kann man kein Wort mehr ausbessern, da ist alles wohl überlegt, das ist in unserer schnelllebigen Zeit etwas Außergewöhnliches.

Ihre Bücher haben ja immer Themen, die über die eigentliche Geschichte hinausweisen. Worum geht es in Ihrem neuen Roman?

Zum einen geht es um die Frage, ob unser Leben vorbestimmt, also alles Schicksal ist, oder doch Zufall und freier Wille. Die Vorstellung von Schicksal finde ich ebenso verführerisch wie erschreckend. Das zweite Thema des Romans ist mit diesem ersten verbunden, aber auf einer individuelleren Ebene, und bezieht sich auf das Gegensatzpaar, das im Englischen so elegant mit den Begriffen »Drive/Driven« bezeichnet wird. Also, was machen wir aus eigenem Antrieb und wozu werden wir getrieben, vielleicht ohne es zu merken? Das sind die Fragen, die meine Hauptpersonen umtreiben. Und je nachdem, wie sie diese beantworten, wird sich ihre Zukunft ändern. Wer erkennt, dass er immer fremdbestimmt war, begreift, dass er erst einmal herausfinden muss, was er selbst überhaupt sein möchte. Was viel schwieriger ist, als man denkt. Es ist bedeutend leichter zu erkennen, was man nicht will, als das, was man möchte.

Unter anderem geht es in »Die Butterbrotbriefe« um Verluste – was haben Ihre Figuren verloren und in welcher Weise hat sie das verändert?

Kati hat gerade erst ihre Mutter verloren, und verliert in den Monaten nach der Beerdigung das Bild, das sie von ihrer Mutter hatte. Ihr ganzes Leben war anders, als sie bisher angenommen hat.
Bei Severin erfährt man erst in der zweiten Romanhälfte, was ihm widerfahren ist und ihn so erschüttert und aus der Bahn geworfen hat, dass er auf der Straße gelandet ist. Aber die beiden sind nicht die

Einzigen, die etwas verloren haben. Viele Figuren im Roman haben auf die eine oder andere Art etwas verloren. So geht es uns allen: Leben heißt Loslassen.

Über die Figur Severin wird Musik, genauer Beethovens Pastorale, wichtig für die Geschichte. Was bedeutet Musik für Sie? Und warum Beethovens Pastorale?

Ist das nicht ein ganz, ganz wundervolles Stück Musik? Beethovens Pastorale ist meine Lieblings-Symphonie, schon seit meiner Jugendzeit. Damals konnte ich mit klassischer Musik wenig anfangen, aber dieses Werk hat mich gepackt und verzaubert. Ich weiß noch genau, wie ich in der Kölner Philharmonie saß und es erstmals hörte, die Augen schloss und mich tatsächlich völlig in der Musik verlor. Das war ein richtiger Aha-Moment für mich, der mir die ganze Welt klassischer Musik aufgeschlossen hat. Beethoven selbst hat über den ersten Satz gesagt »Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei«, aber ich fand immer, dass er sehr konkret eine Landschaft mit Klängen malt.

Über Kati, Ihre weibliche Hauptfigur, kommen die Kraniche als Symbol in den Roman – wofür stehen sie und was bedeuten sie für Ihre Heldin?

Kraniche sind ein enorm starkes und bildhaftes Symbol. Fort vom kalten Winter, hin zum warmen Süden. Das kann man sehr gut auch emotional verstehen, also weg aus einer kalten Umgebung, hin zu einer herzenswarmen. Kati trifft auf einen Kranich und sieht dies als Zeichen, dass es Zeit ist, fortzuziehen. Wir brauchen manchmal Zeichen, um zu begreifen, was wir tief in uns längst wissen, aber uns nicht eingestehen.

»Die Butterbrotbriefe« ist auch eine Liebesgeschichte – aber eine ungewöhnliche, oder?

Ja, eine besonders sanfte, vorsichtige, eine die noch ganz am Anfang steht. Kati und Severin erscheinen zu Beginn sehr unterschiedlich: eine Frau, deren Traum es ist, als Friseurin zu arbeiten, und ein Klavierstimmer, für den ein perfekter Klang höchstes Glück bedeutet. Aber ich habe in meinem Leben gelernt, dass man Menschen nicht vorschnell beurteilen sollte. Sehr oft überraschen sie uns auf die eine oder andere Weise. Und man findet mit den unterschiedlichsten Menschen Gemeinsamkeiten. In der heutigen Zeit wird viel mehr auf das geblickt, was uns trennt, als auf das, was uns verbindet. Und Menschen werden in Gänze abgelehnt, wegen einer einzigen Meinung, die sie geäußert haben. »Die Butterbrotbriefe« ist da auch ein kleiner Appell, die eigenen Vorurteile zu überwinden. Kati und Severin gelingt das, und es ist für beide ein Geschenk.

»Die Butterbrotbriefe« spielt, wie schon »Der Geschichtenbäcker«, in einem kleinen Ort mit vielen außergewöhnlichen Protagonisten – wer wird uns in diesem neuen Roman begegnen?

Von den Nebenfiguren sind mir zwei besonders ans Herz gewachsen. Da ist zum einen Katis Onkel Martin, der ein Arktis-Museum führt, das er selbst in seinem Haus und Garten errichtet hat – inklusive eines alten Elchs namens Harald und eines verschmusten Rentiers namens Bettina. All das, obwohl er niemals in der Arktis war. Und dann gibt es da noch Madame Catherine, die den Frisör-Salon im Ort führt und eine farbenprächtige Erscheinung ist, die man sich auch gut als Operndiva vorstellen könnte. Die beiden zu schreiben hat mir ganz besonders viel Freude bereitet.

Glauben Sie an das Schicksal?

Ich halte es da mit Schopenhauer, der gesagt hat: »Das Schicksal mischt die Karten, wir spielen.« Vieles ist bei unserer Geburt schon festgelegt, und wir haben keinerlei Einfluss darauf, seien es unsere Gene, unsere Familie, das Land oder die Epoche, in der wir leben. Aber was wir aus all diesen Gegebenheiten machen, liegt zu einem beträchtlichen Teil in unseren Händen. Das ist doch eine beruhigende Vorstellung, oder? Wir sind einem - wie auch immer gearteten - Schicksal nicht wehrlos ausgeliefert. Wir müssen nur lernen, gut Karten zu spielen.

LESEPROBE

Kapitel 1 / Die Landung des Kranichs

Meist verteilt das Schicksal Schläge. Nur selten nimmt es einen in den Arm. Genau wie die grauhaarige Frau mit den vielen Kummerfalten, die Kati gerade so fest an sich drückte, als wollte sie nie mehr loslassen. Kati konnte die Tränen der Frau spüren, die Tropfen für Tropfen ihre Halsbeuge herunterliefen.

Die Frau hieß Gudrun Lupenau, und Kati hatte ihr gerade einen Brief vorgelesen. Es war Brief Nummer 37. Kati hielt ihn immer noch zerknittert in der rechten Hand; mit der Linken fuhr sie Gudrun Lupenau beruhigend über die Schulter.

Als sie am Morgen dieses 7. Oktober zur Zehnthof-Straße aufgebrochen war, hatte Kati damit gerechnet von Gudrun Lupenau angeschrien zu werden, sich vielleicht sogar eine Ohrfeige einzufangen, aber ganz bestimmt nicht mit einer Umarmung. Wann immer möglich, ging sie zu Fuß, um einen Brief auszuliefern. Das dauerte zwar länger, aber beruhigte sie. Das Herz schlug trotzdem jedes Mal heftig in ihrer Brust.

Als Kati am Friedhof vorbeikam, sah sie das bereits leicht verwitterte Holzkreuz auf dem Grab ihrer Mutter, und musste an Brief Nummer eins denken. Damals wusste sie noch nicht, dass viele weitere geschrieben werden mussten.

Sie hatte ihn nach der Beerdigung geschrieben, wegen der Predigt. Die war wie von der Stange im Textil-Discounter gewesen. Einheitsgröße. Hätte man Namen, Geburts- und Sterbedatum geändert, die Predigt hätte zu jedem anderen genauso gut gepasst. Oder besser: genauso schlecht. Zur Traurigkeit über den Tod ihrer Mutter war die Wut über diese seelenlosen Worte hinzugekommen. Kati hatte sich so sehr vorgenommen, nicht zu weinen, aber die Tränen rannen über den Kajal, die Spuren auf ihrem Gesicht sahen aus wie schwarze Tinte.

Sie hatte das Telefon schon in der Hand gehalten, als ihr klar wurde, dass die Worte nur so aus ihr herauspurzelten, wenn sie aufgeregt war, und immer falsche dabei waren. Das Gebäude, das sie ergaben, stürzte schon beim leichtesten Gegenwind wieder ein. Bei einem Brief konnte sie alle Formulierungen sorgfältig wählen. Deshalb hatte sie Papier gesucht, um dem Priester einen Brief zu schreiben, und nur die Kiste mit dem Butterbrotpapier gefunden, dass ihr Vater einst für sie gesammelt hatte. »Das sammele ich nur für dich«, hatte ihr Vater gesagt, während er das Papier akribisch von Krümeln oder anderen Rückständen befreite und säuberte »Damit kannst du etwas Tolles mit machen.« Er hatte an Bastelarbeiten gedacht oder daran, die Blätter zum Durchpausen zu benutzen. Das durchscheinende Papier war Kati immer magisch vorgekommen, als könnte man Zaubersprüche darauf verfassen.

Kati hatte dem Priester geschrieben und ihm vorgeworfen, dass durch seine Worte die Beerdigung ihrer Mutter anonym geblieben war. Nur hohle Phrasen, die Herz und Seele der Hinterbliebenen nicht genährt hatten. Kati wählte andere Worte, verwendete viele Ausrufzeichen (es hatte so gutgetan, immer wieder fest auf die entsprechende Taste der Tastatur zu drücken), verfluchte den Namen des Herrn mehrfach (das hatte sich so gut angefühlt, so dass sie es, wo immer möglich, einbaute) und sparte auch sonst nicht mit bildhafter Sprache (von der sie hoffte, dass sie den Priester ordentlich schockieren würde).

Der Brief war geschrieben, aber eigentlich war er geschrien.

Als sie fertig war und das Schreiben in ein Kuvert steckte, fragte sich Kati, wie lange es her war, dass sie zuletzt einen Brief geschrieben hatte. Keine SMS, keine Mail, kein berufliches Schreiben, sondern einen Brief. Es musste in der Schule gewesen sein, an ihre damalige Brieffreundin, von der sie ein ganzer Ozean getrennt hatte. Das war sicher zwanzig Jahre her, denn jetzt war sie ja schon neununddreißig.

In der Schulzeit hatte es auch andere Briefe gewesen, lebenswichtige, so war es ihr zumindest damals vorgekommen. »Willst du mit mir gehen? Bitte ankreuzen: Ja / Nein / Vielleicht«. Oder »Treffen wir uns heute hinter der Sporthalle? Ich würde dir gerne etwas sagen …« – mit einem blauen Herz aus Pelikan-Tinte.

Die schönsten Briefe, die Kati je erhalten hatte, stammten allerdings von ihrer Großmutter Katharina. Sie war immer schon zu alt zum Reisen gewesen und schrieb jedes Jahr zu Weihnachten einen Brief an Kati. In den ersten Jahren war der beiliegende Geldschein bedeutender gewesen als die Worte, aber mit jedem Jahr änderte sich das mehr, und irgendwann hätte es für Kati des Geldes nicht mehr gebraucht, um den Brief vor allen anderen Geschenken zu öffnen und zu lesen. Ein Brief war Zeit und Mühe, war Denken an den anderen. Das wertvollste Geschenk. Darin glich er selbst gekochten Marmeladen, die scheußlich schmeckten, kratzigen selbstgestrickten Socken und den ersten Kratzeleien, die einem Kinder stolz übergaben. Alles so unendlich wertvoll, wenn man begriff, was einem eigentlich geschenkt wurde.
Falls jedoch der Brief an den Priester ein Geschenk war, dann eines, dass dieser bestimmt nicht wollte.
Es fühlte sich trotzdem gut an, ihn einzuwerfen.
Aber als keine Antwort eintraf, auch nicht nach einer Woche, waren Kati Zweifel gekommen, ob der Priester den Brief überhaupt gelesen oder ihn die Pfarrsekretärin im Mülleimer entsorgt hatte. Umgehend war da wieder diese Wut gewesen, wie ein frisch entfachtes Feuer. Kurzerhand hatte sie den Brief nochmals ausgedruckt, war zum Pfarrhaus gegangen, hatte geklingelt und ihn dem perplexen Priester vorgelesen. Dieser stand mit durchgelaufenen Schlappen und Hausmantel in der Eingangstür des Pfarrhauses und knetete die ganze Zeit seine Hände, als könne er dadurch ändern, was ihm gerade widerfuhr.
Das Vorlesen war Kati nicht leichtgefallen, kein bisschen. Sie hatte es nicht geschafft, zum Priester hochzublicken, geschweige denn in seine Augen. Aber jedes Wort, dass sie aussprach, ließ sie gerader stehen und ihre zuerst noch zittrige Stimme voller werden.
Als sie fertig war, drückte sie dem Priester den Brief in die durchgekneteten Hände und ging. Auf seine Rufe reagierte sie nicht. »Leben Sie wohl!«, waren die letzten Worte des Briefes gewesen, und damit hatte sie eine Tür hinter sich geschlossen und verriegelt.
Sie spürte aber, wo noch Schwere war. Wo ebenfalls Briefe notwendig waren, wo es Ungesagtes gab, das endlich ausgesprochen werden musste. Papier konnte höllisch scharf sein und schneiden, seine Kanten wie Klingen. Diese vielen Briefe sollten ihre Fesseln durchtrennen.
Am wichtigsten waren die drei magischen Worte: »Leben Sie wohl!«. Darin lag das eigentliche Loslassen. Wenn diese Worte ehrlich gemeint waren. Denn dann ließ sie damit die ganze Wut los, den Hass, die eigene Enttäuschung.
Mit jedem Brief war die Erkenntnis tiefer in Kati eingesickert, dass sie nicht nur dabei war, Abschied von ihrer Vergangenheit zu nehmen, sondern von ihrem Leben hier im Ort. Dass sie fortgehen würde, ja fortgehen *musste*. Weil sie hier in all den Jahren nicht ihren Platz in der Welt gefunden hatte. Keinen Beruf, der sie erfüllte, keinen Mann, der sie wirklich liebte und den sie ohne Sicherheitsnetz lieben konnte, kein Kind, das daraus erwachsen war. Aber wer fortging, der nahm nicht nur Abschied von den Verletzungen und Enttäuschungen, der nahm auch Abschied von all den guten Erinnerungen.
Also schrieb Kati auch Briefe an die Menschen, denen sie etwas zu verdanken hatte. Diese Briefe schrieb sie mit der Hand, was ungewohnt war, da sie es seit Jahrzehnten nicht mehr getan hatte und sich erst wieder an ihre Schreibschrift erinnern musste.
Der KFZ-Mechaniker erhielt einen, der ihr 5% Rabatt eingeräumt hatte, weil sie so eine nette Kundin war. Ihre erste Beste-Freundin-Für-Immer-Und-Immer, die sie hatte ihr Tagebuch lesen lassen – als ersten Menschen überhaupt.
Die Nachbarin, die immer Mehl, Eier oder Maggi für sie hatte, wenn nichts davon im Haus war.
Sechsunddreißig Briefe, sechsunddreißig Mal Herzklopfen bis hoch zum Hals.
Die Adressatin von Brief Nummer 37 hatte keinen handgeschriebenen Brief erhalten.
Sie lebte in einem efeubewachsenen Bungalow. Als Kati den abgescheuerten kupfernen Klingelknopf drückte, öffnete niemand.
Kati würde warten. Bis zu einer Stunde. Das war eine der Regeln, die sie aufgestellt hatte. Eine andere war, direkt mit dem Lesen des Briefes zu beginnen, um sich vorher nicht in Small Talk zu verlieren (wie es bei dem Brief für Marcus passiert war, ihrem ersten Kuss, und bei dem handgeschriebenen für Frank, ihrem ersten richtigen Kuss).
Nach dreiundvierzig Minuten parkte ein gelber Fiat 500 in der Einfahrt und heraus stieg Gudrun Lupenau, die auch mit ihren zweiundsiebzig Jahren nichts

von ihrer Imposanz eingebüßt hatte. Groß gewachsen, mit einer beigefarbenen Strickjacke, die grauen Haare im praktischen Pagenschnitt.
»Mensch, die Kati! Was machst du denn hier? Wie schön, dich mal wieder zu sehen, nach all den Jahren! Wie viele sind es jetzt eigentlich? Ach, ist ja auch egal. Ich habe dein Lachen immer so gemocht, du hast immer so schön gestrahlt!« Sie zog den Haustürschlüssel aus der Hosentasche. »Hätte ich gewusst, dass du heute deine alte Klassenlehrerin besuchst, wäre ich früher dagewesen. Gerade war ich auf der Bank am Fluss, kennst du die? Ist erst letztes Jahr von der Gemeinde aufgestellt worden. Du musst nur an dem alten Bauernhof vorbei, weißt du, der verlassene, und dann ist es nicht mehr weit. Ich kann da immer so gut nachdenken und die Seele baumeln lassen.« Sie öffnete die Haustür. »Aber jetzt sag schon, was dich zu mir führt. Magst du etwas trinken? Ach, ich habe ja gar nichts da. Außer Tee, den immer!«
Kati hatte diese freundliche Stimme, der man bei jeder wohlartikulierten Silbe anmerkte, dass sie durchaus ins Tadelnde umschlagen konnte, so lange nicht mehr gehört. Schon bei dem ersten Wort hatte sie sich wieder so nervös gefühlt wie mit sechs Jahren, wenn sie nach vorne an die Tafel gerufen wurde. Als hätte sie danach zwar wie ein Baum viele Jahresringe zugelegt, doch im Inneren wäre alles unverändert.
Kati faltete das Butterbrotpapier auseinander.
Mit zittriger Stimme begann sie vorzulesen:

»Frau Lupenau,

Sie haben mir den Glauben an mich selbst genommen, als es um die Empfehlung für die weiterführende Schule ging. Ich habe so viel geübt für die vierte Klasse und mich in allen Fächern verbessert. Sie haben mich in dem Schuljahr oft gelobt und dann doch keine Empfehlung für das Gymnasium ausgesprochen. Ich konnte es einfach nicht fassen. Eine ganze Woche habe ich geweint und nicht gewusst, was ich falsch gemacht habe. Und warum Sie mich die ganze Zeit angelogen haben. Ich mochte Sie nämlich sehr. Damals wollte ich wegen Ihnen sogar Lehrerin werden.
Andere hätten sich danach wieder aufgerappelt mit dem Wunsch, es der Welt zu zeigen. Aber ich war ein kleines, gebrochenes Mädchen, das seitdem denkt, dass es nicht schlau genug ist für die Welt. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Sobald ich weiß, dass jemand anderes Abitur hat, fühle ich mich wie ein Mensch zweiter Klasse.
Dabei weiß ich tief in mir, dass ich es auch geschafft hätte, wenn Sie mir damals eine Chance gegeben hätten.«

Kati reichte Gudrun Lupenau den Brief. Die letzten drei Worte kannte sie längst auswendig. Doch wie immer musste sie davor tief Luft holen, um die Kraft in sich zu finden, es ernst zu meinen. Und wenn auch erstmal nur für diesen einen, kurzen Moment.

»Leben Sie wohl.«

Kati wendete Gudrun Lupenau den Rücken zu. Schnell fortgehen war wichtig, bevor das Gegenüber Zeit hatte zu reagieren.
Aber ihre alte Klassenlehrerin reagierte sofort, war mit wenigen, hastigen Schritten bei ihr und schloss sie weinend in die Arme.
»Ach, Kati, meine Kati! Es tut mir so leid! Es tut mir so leid, so schrecklich leid!«
Kati umarmte nicht zurück, wollte keine Zuneigung von Gudrun Lupenau und ihr erst recht keine geben. Sie wollte nur weg.
»Ich habe es doch nur gut gemeint!«, brachte Gudrun Lupenau stockend hervor.
Einen Satz, den Kati noch nie gemocht hatte. Er war so selbstgerecht, er nahm nicht ernst.
»Nein, haben Sie nicht!«
Die alte Frau löste ihre Umarmung und wischte sich die Tränen mit dem Handrücken aus dem Gesicht, so gut es ging. »Ich habe es doch nur gemacht, weil deine Mutter darauf bestand.«
»Meine Mutter?«
»Ja, ich habe ihr damals beim Elternsprechtag freudestrahlend erzählt, wie fleißig du bist und dass ich dir die Empfehlung für das Gymnasium geben kann. Aber sie wollte das nicht.«
»Aber … das macht doch gar keinen Sinn.«
Gudrun Lupenau hielt den Brief in Händen, als wäre er klebrig und unangenehm wie ein Fliegenfänger.
»Sie hat gemeint, du bräuchtest das, du wärest der Typ Mädchen, der Widerstände überwinden müsste. Ich habe erwidert, dass sie dich trotz Empfehlung ja nicht

aufs Gymnasium schicken muss, aber ich deine Leistung schriftlich honorieren möchte. Da hat sie mich angefleht, das nicht zu tun, weil es dadurch Streit geben würde und das könne ich ja nicht wollen. Eine Tochter gegen ihre Mutter aufzubringen. Ich habe das alles nicht verstanden, es war so komplett gegen mein Bauchgefühl. Ich war mir sicher, dass du das Zeug hattest, um das Abitur zu schaffen. Und du hattest ja schon gezeigt, dass du Widerstände überwinden kannst. Es war eigentlich Zeit für eine Belohnung. Aber ich hatte halt eine weinende Mutter vor mir, die sagte, sie möchte nur das Beste für ihr Kind.« Gudrun Lupenau schluckte hart. »Ich war damals noch eine junge Lehrerin. Nur ein paar Jahre später hätte ich mich nicht beirren lassen, aber damals … ich hatte immer so gehofft, dass es die richtige Entscheidung war … es tut mir so schrecklich leid! Sie schloss ihre Schülerin wieder in die Arme.
Da begriff Kati, dass manchmal sogar eine Umarmung ein Schicksalsschlag sein konnte.

***

Kati brach ihre wichtigste Regel: Sie blieb nach dem Vorlesen des Briefs. Trank frisch aufgebrühten Tee, obwohl sie eigentlich gar keinen wollte. Sie trocknete Gudrun Lupenaus Tränen mit dem hellblauen Löschpapier, das auf dem Küchentisch lag, und schenkte ihrer alten Lehrerin Trost, obwohl sie ihn doch selbst viel nötiger hatte.
Erst gute zwei Stunden später sagte sie: »Leben Sie wohl!« Und meinte es wirklich.
Dann war sie zu der Bank am Fluss gegangen, wo man die Seele baumeln lassen konnte. Ihre Seele schien Kati gerade so schwer, dass sie sicher schon bis zum Boden hing.
Der kleine Fluss machte hier eine sanfte Biegung, sein Bett war nicht begradigt, an den Ufern fanden sich Kiesel, Äste und Blätter. Kinder hatten einen kleinen Damm gebaut, an dessen dünnen Streben der Fluss zog und dabei amüsiert gluckste.
Als sie Kind war, hatte sie auch hier gespielt, aber irgendwann die Lust verloren. Denn der Fluss konnte den Ort verlassen, einfach so, niemand hielt ihn auf. Im Gegensatz zu ihr, die nicht gehen konnte, wohin sie wollte, nicht machen, was sie wollte.
All das bestimmte ihre Mutter. Die es ja nur gut mit ihr meinte.
Die Bank zum Seele-Baumeln-Lassen war aus Edelstahl, Sitzfläche und Rückenlehne bestanden aus Gittern, die an eine Küchenreibe erinnerten. Unter der Bank war kein Gras mehr, vermutlich von den Schuhen der hier Sitzenden - vielleicht hatten es aber auch die Seelen weggebaumelt. Außer Kati war niemand am Fluss, nur der durch die Wipfel der Eichen, Linden und Kastanien rauschende Wind. Sie wollte ihre Mutter fragen, warum sie damals so gehandelt hatte. Aber Tote konnten Fragen durch die viele Graberde hindurch nicht hören, egal, wie laut man sie stellte. Selbst wenn man schrie.
So blieben Katis Schreie in ihr und konnten nicht heraus.
Ihre Mutter war keine Frau mit großer Herzenswärme, aber immer für Kati dagewesen. Komm zuerst zu mir, wenn etwas ist, hatte sie gesagt. Ich bin für dich da wie keiner sonst. Sag deinem Vater lieber nichts. Das mache ich, ich bringe es ihm bei. Mach dir keine Sorgen. Wir bekommen das schon hin.
Wir.
Kati stand auf, trat zum Fluss und suchte eine Stelle, an der das Bett flach war und das Wasser langsamer floss. Ihr Spiegelbild war zitternd, unscharf. Aber da waren sie, die Augen ihrer Mutter. Kati suchte in ihnen nach einer Antwort, die alles erklärte, alles entschuldigte und keine neuen Wunden aufriss.
»Warum?«, fragte sie, als müsste die Frage ausgesprochen werden, als müsste sie hinaus in die Welt, um beantwortet werden zu können.
Plötzlich ein Rauschen, so als stübe ein heftiger Wind durch einen Blätterhaufen. Erst als es langsam abklang, erkannte Kati es als das Flattern großer Flügel. Dann stand er vor ihr im Wasser und trank. Aufschauend stieß er einen kehligen Laut aus, der wie *Gru Gru* klang. Über seinen beiden Augen, mit denen er Kati fixierte, hatte er einen leuchtend roten Punkt. Der Kranich maß über einen Meter, seine ausgestreckten Flügel bestimmt das doppelte. Silbergrau war sein Gefieder, vom Halsansatz bis zum Kopf mit einem breiten schwarzen Streifen verziert. Schwarz auch die Flügelspitzen, als trüge er lange Glacéhandschuhe.
Kati bewegte sich keinen Zentimeter.
Der Kranich stakste mit seinen langen Beinen näher und legte den Kopf dabei mal zur einen, mal zur anderen Seite. Das auf sie gerichtete Schwarz der Pupillen wie ein Tupfer im Gelb seiner Augen.
»Was machst du denn hier allein?«, flüsterte Kati.
Er zog ein Bein an und ließ es in seinem Gefieder verschwinden. Balance zu halten, gelang ihm mühelos.
»Hast du dich verflogen?«, fragte Kati.
Über den Himmel schob sich ein dunkles Dreieck, das kehlige Laute ausstieß. Das Lied der Kraniche erzählte von der Sehnsucht nach Ferne, von einem warmen Land im Süden.
Kati wollte nicht, dass dieser Moment verging. Nie zuvor war sie solch einem großen Vogel so nah gewesen. Es ließ sie für diesen Moment all ihre Wut und Enttäuschung vergessen. Dieser Moment war ein Geschenk.
Dann brach eine Männerstimme durch die Stille: »Bleiben Sie stehen! Genau so!«
Kati blickte ans andere Ufer, direkt in die Sonne, und sah daher nur den Schemen eines Mannes, dessen Gesicht sie nicht erkennen konnte.
»Gehen Sie bloß nicht weg!«, rief er und kam näher. »Keinen einzigen Schritt! Bitte!«
Der Kranich blickte erschrocken zu dem Mann, dann rannte er los, den Flusslauf entlang, wurde immer schneller, bis er seine Flügel ausbreitete und sich mit kraftvollen Schwüngen in den Himmel emporhob, den anderen Kranichen nach, hinter denen er sich einordnete.
Der Mann kam noch näher. Er hatte es nicht mehr weit bis zum Flussbett.
Kati ging fort.
»Nein!«, rief er. »Es war gerade endlich perfekt!«
Kati rannte zum alten Bauernhof und daran vorbei, bis sie atemlos den Ort erreichte.
Der Mann war ihr nicht gefolgt.

Kati blieb stehen und blickte in den Himmel, ein hellblaues Blatt Papier, völlig unbeschrieben. Keine Kraniche mehr.
Plötzlich war der Entschluss da, wie ein magnetischer Nordpol ihrer Welt, an dem sich nun alles ausrichtete. Schon wenn Ende Oktober der letzte Kranich seine Reise antrat, würde sie mit ihm ihre Heimat verlassen und sich eine neue suchen. Sie würde mit ihm nach Süden fliegen, und all die großen dunklen Wolken, die auf ihrem Weg lagen, beiseiteschieben.

31. AUG 2023

CARSTEN HENN
DIE BUTTERBROTBRIEFE
Roman
Hardcover mit Schutzumschlag
352 Seiten
20,00 € (D) 20,60 € (A)
ISBN 978-3-492-07182-6

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

INTERVIEW

Liebe Anne, du sagst von dir selbst, dass du eigentlich vielmehr »Mundexpertin« bist als Zahnärztin. Was genau meinst du damit?

An jedem Zahn hängt ein Mensch. Ich beschäftige mich mit dem Mund und dem gesamten Gesicht. Wir unterschätzen die Bedeutung des Mundes für unsere Gesundheit grundlegend. Zahlreiche Erkrankungen in Mund und Kiefer strahlen auf den restlichen Körper aus. Diese könnten oft verhindert werden. Daher reicht mein Blick genau genommen vom Scheitel bis zum großen Zeh. Dabei beginne ich in der Regel beim Mund. Ich möchte für ein übergreifendes Verständnis unseres Körpers werben und Einblicke in die Arbeit einer Zahnärztin geben. Mein Ziel dabei ist es, den Patientinnen und Patienten die Angst vor dem Zahnarztbesuch zu nehmen.

Du bist als Zahnärztin mit eigener Praxis sehr eingespannt, trotzdem ist es dir ein großes Anliegen, dieses Buch zu schreiben. Was möchtest du den Leser:innen dabei unbedingt mit auf den Weg geben?

Echtes Lächeln kommt von innen. Je gesünder wir leben, desto länger leben wir. Und in den meisten Fällen leben wir damit auch glücklicher. Vielen von uns ist das Bewusstsein für den eigenen Körper abhandengekommen. Durch selbstzerstörerische Schönheitstrends entfremden wir uns immer weiter von der Natur. Ich möchte daran erinnern, dass die Natur keine Fehler macht und jeder Mensch auf seine besondere Art und Weise wunderschön ist. Durch einen gesunden und natürlichen Lebensstil können wir viele Krankheiten verhindern. Packen wir das Problem also an der Wurzel und beginnen damit am besten schon während der Schwangerschaft, dann schaffen wir eine neue Generation von gesunden Kindern. Ich möchte nicht nur Zahnlücken schließen, sondern auch Bildungslücken.

Deine Praxis *Dentiland* erinnert von der Einrichtung her an eine Märchenstadt und sieht ganz anders aus, als man sich eine Zahnarztpraxis meistens vorstellt. Du und deine Kolleginnen treten in märchenhaften Kostümen auf und verzaubern eure kleinen Patient:innen regelrecht. Wie kam es dazu?

Mit dem Betreten der Praxis entscheidet sich, wie unsere Patientinnen und Patienten sich fühlen. Wir wollen nicht an eine Zahnarztpraxis erinnern, sondern ein märchenhaftes Ambiente schaffen. Dadurch gelingt es uns, auch traumatisierten Kindern die Angst vor dem Zahnarzt zu nehmen und den Besuch bei uns zu einem wunderschönen Erlebnis für Eltern und Kind zu machen. Die Idee entstand aus dem Wunsch, schwerkranken Kindern statt kühler Krankenhausatmosphäre ein schönes Umfeld für ihre Genesung zu schaffen. Außerdem wollte ich einen Arbeitsplatz für meine Mitarbeiterinnen schaffen, an dem sie Großes leisten können und der sie glücklich und gesund hält. Und: Schon als kleines Kind wollte ich immer eine Prinzessin sein. Danach Superstar und Bundeskanzlerin. Als Prinzessin bin ich nun regelmäßig in der Praxis unterwegs, und an den anderen beiden Zielen arbeite ich noch.

Du bist Kinderzahnärztin, dein Buch richtet sich aber an Menschen aller Altersstufen. Für wen hast du es geschrieben?

Als Kinderzahnärztin musste ich lernen, eine einfache Sprache für die wahnsinnig komplexen Abläufe in unserem Mund zu finden, um sie meinen Patientinnen und Patienten erklären zu können. Durch die sozialen Medien konnte ich feststellen, dass diese transparente und authentische Art mit Menschen zu sprechen viele Ängste nimmt und wahnsinnig effektiv ist, um Wissen zu vermitteln.

ABSOLUTER PLATZ 1 IST ABER NACH WIE VOR, DURCH ALLE ALTERSKLASSEN HINWEG, DIE ANGST VOR DEM ZAHNARZT UND DER WUNSCH NACH LÖSUNGEN FÜR DIESES PROBLEM.

Auch ich kann mich heute noch eher an die Inhalte der Professoren erinnern, die eine witzige Anekdote zu jedem Thema erzählen konnten, als an die Vorlesungen, in denen stur Studien rezitiert wurden und gefühlt tausend blaue Folien mit gelber Times-New-Roman-Schrift über den Projektor gejagt wurden. Lernen mit Emotionen ist nicht nur spaßiger, sondern auch nachhaltiger – das beweisen genügend Studien. Deshalb richtet sich dieses Buch an jeden Menschen, der morgens in den Spiegel schaut, die Zahnbürste in die Hand nimmt und sich fragt, warum das jetzt sein muss. Ich kann versprechen, dass sich Zähneputzen nach diesem Buch wie ein heißes Bad in einer Aroma-Whirlpoolwanne im Luxus-Spa-Hotel anfühlt.

Als *Dr. Anne* bist du auf TikTok aktiv und sehr erfolgreich. Nach welchen Themen wirst du von deinen Follower:innen immer wieder gefragt? Was beschäftigt die Menschen da draußen ganz besonders, wenn es um Mund und Zähne geht?

Das Thema Schönheit, vor allem Bleaching und Veneers, rangiert sehr weit oben und interessiert immer mehr Follower, besonders jüngere. Mundgeruch, Weisheitszähne und Kaufempfehlungen für Zahnpasten oder -bürsten kommen direkt danach. Absoluter Platz 1 ist aber nach wie vor, über alle Altersklassen hinweg, die Angst vor dem Zahnarzt und der Wunsch nach Lösungen für dieses Problem.

LESEPROBE

Vorwort

Mein Name ist Dr. Anne Heinz, ich bin Zahnärztin und Musikerin. Immer wieder werde ich gefragt, wie das zusammengeht. So, als wäre diese Verbindung ganz abwegig. Dabei gibt es einen sehr offensichtlichen Zusammenhang zwischen meinen beiden Leidenschaften: den Mund. Eigentlich bin ich Mundexpertin. Wenn man mich nach dem Sinn meines Lebens fragt, würde ich sagen, dass ich die Menschen zum Lachen bringen möchte.

Durch die Behandlung von kranken Zähnen können wir Zahnärzte und Zahnarzthelferinnen Menschen ihr Lächeln zurückschenken – oder sie so lang mit Zahnputztipps und gesunder Ernährung nerven, dass die Zähne gar nicht erst krank werden. Gesundheit beginnt im Mund. Und damit meine ich nicht nur die Gesundheit der Zähne, sondern die Gesundheit des ganzen Körpers. Ob wir uns unser Nervensystem anschauen, das Immunsystem, die Verdauung oder auch unser Skelett, viele der Stellschrauben, an denen wir drehen können, um etwas an der Gesamtsituation zu verbessern, hängen mit dem Mund zusammen. Und ich nehme den Mund wirklich nicht zu voll, wenn ich sage, dass man über ihn auch viele Verbesserungen für die psychische Gesundheit einleiten kann. Denn der Mund ist das Tor zu unserer Welt.

Mein Opa sagte immer: »Wissen schadet demjenigen, der es nicht hat.« Für unsere Gesundheit sind wir selbst verantwortlich, und je mehr wir wissen, desto leichter werden wir Entscheidungen treffen, die uns guttun. In diesem Buch habe ich viele Erfahrungen versammelt, die ich mit Patienten zusammen im Praxisalltag gemacht habe. Die Botschaft dabei ist immer: Weg von krankmachenden Schönheitstrends und hin zu einem gesunden, strahlenden Lächeln, das von innen kommt. Ich möchte dich auf eine fantastische Reise in unseren Mund entführen und dir zeigen, warum meine Oma recht hatte, wenn sie sagte: »Lachen ist die beste Medizin.«

Man sagt mir eine große Klappe nach, die man auch »Berliner Schnauze« nennen könnte, wenn ich nicht in einem Dorf vor den Toren Berlins leben würde. Fragt man meine Eltern, bin ich seit meiner Kindheit eine Klugscheißerin. Dabei fing alles mit einer traumatischen Erfahrung an: Bei meinem allerersten Zahnarztbesuch wollte ich den Mund nicht öffnen. Ich fragte mich, wie die Leute, die hier arbeiteten, es bei dem Gestank aushielten und warum jemand überhaupt freiwillig hier sein wollte. Und ich hatte Angst. Dafür bekam ich von dem grimmig dreinschauenden Weißkittel, der sich Zahnarzt nannte, eine Backpfeife. Das habe ich nie vergessen. Heute schätzen wir Empowerment, wollen als starke und aufgeklärte Patienten wahrgenommen werden, lesen Achtsamkeitsbücher und machen Yoga. Ich gehe davon aus, dass die wenigsten Ärzte es heute noch wagen würden, ihre Patientinnen zu ohrfeigen. Gleichzeitig ist die Skepsis vor der Medizin und die Angst vor Ärzten so groß wie vielleicht noch nie. Wir Ärzte haben das Vertrauen vieler Patienten verloren.

Dafür gibt es viele Gründe: Nehmen wir zum Beispiel das Studium der Zahnmedizin: Es ist unlogisch. Keine einzige Vorlesung beschäftigt sich mit der Angst vor dem Zahnarzt, dem Führen von Mitarbeitern oder den Auseinandersetzungen mit Krankenkassen, obwohl das unser tägliches Business ist. Viel mehr lernt man tonnenweise Bücher und Altklausuren auswendig, streitet sich mit Studienkollegen um Patienten, um seinen Punktekatalog voll zu bekommen, und versucht, möglichst nicht aufzufallen. Denn haben die Dozenten dich einmal auf dem Kiecker, können sie dir das Leben zur Hölle machen. Zu Themen wie gesunder Ernährung oder welche Spurenelemente wie wirken, habe ich im Studium nichts gelernt - vielleicht habe ich aber auch nach einer feuchtfröhlichen Zahniparty die entsprechende Vorlesung verschlafen. Naturheilkunde oder alternative Verfahren wurden direkt als Humbug abgetan – daran erinnere ich mich ganz genau. Wenn man bedenkt, dass nur die Crème de la Crème des Schulsystems überhaupt zum Studium zugelassen wurde, erklärt sich schnell der harte Konkurrenzkampf. Man erinnere sich einfach an Hans Peter mit dem Einser-Schnitt, der niemanden

DER MUND MACHT UNSER LEBEN REICH.

abschreiben lassen wollte, und multipliziere das mit fünfzig. Einer unserer Professoren hieß uns Studierende sogar wie folgt willkommen: »Schauen Sie einmal nach rechts und einmal nach links – nur einer von Dreien wird das Staatsexamen erleben, und nur fünf Prozent der hier Anwesenden werden es bestehen.«
Mehr als einmal wollte ich alles hinschmeißen und hinterfragte den Sinn meines Studiums. Fünfeinhalb Jahre später hielt ich ziemlich abgestumpft mein Examen in der Hand und fühlte mich wie Gott in Weiß. Nach meiner ersten Assistenzarztstelle mit Sage und Schreibe 2000 Euro Bruttogehalt fühlte ich mich wie Schrott in Weiß. Vierzig bis sechzig Patienten täglich im Fließbandverfahren, so dass ich mir weder einen Namen merken konnte noch Zeit hatte, mich mit ihnen zu unterhalten. Typischerweise hieß es: »WKB auf 2« – was so viel bedeutet wie: Wurzelkanalbehandlung auf Zimmer 2. Alles andere war zwar nicht egal, aber es fehlte einfach die Zeit, sich damit zu beschäftigen. Ich erwischte mich oft dabei, dass ich den Patienten nicht mal mehr richtig hallo sagte, sondern mir direkt den Bohrer griff, nachdem ich das Zimmer betreten hatte. Mein Chef folgte genau diesem Tagesablauf seit mehr als zwanzig Jahren und eröffnete mir noch im Bewerbungsgespräch, dass sein Geschäftspartner sich im Jahr zuvor das Leben nehmen wollte. Nach drei Monaten mit diesem Pensum verstand ich warum.
Zeitmangel, Kostendruck, die Reformbedürftigkeit der Ausbildung – all diese Probleme sind nicht neu. Aber der daraus resultierende Vertrauensverlust führt zu Skepsis, ja Ablehnung uns Ärzten gegenüber. Wir erleben einen gesellschaftlichen Bruch, gerade bei wichtigen medizinischen Fragen. Immer mehr Patienten befragen lieber Doktor Google, als zum Arzt zu gehen. Ich möchte dazu beitragen, diese Angst abzubauen und dafür sorgen, dass Medizin und wissenschaftliche Studien nicht länger nur als langweiliges Fachchinesisch wahrgenommen werden. Deshalb habe ich meine Praxis Dentiland gegründet, bin auf Tiktok aktiv und schreibe dieses Buch.
Wir Zahnärzte werden von den ärztlichen Kollegen oft belächelt und nicht als richtige Mediziner angesehen. In vielen Fällen muss man ihnen leider recht geben, denn um Löcher in Zähne zu bohren, benötigt man kein Studium. Wieso sollte sich also ausgerechnet eine Zahnärztin wie ich aufmachen, dem Misstrauen gegen die Medizin entgegenzuwirken? Na, wegen der großen Klappe natürlich, und das meine ich nur zum Teil als Scherz.
Der Mund ist etwas ziemlich Cooles, denn er verrät sehr viel über unsere Persönlichkeit. Und das nicht nur beim Singen. Nicht umsonst sind wir so stolz auf unseren Geschmack, dass wir ihn sogar auf unseren Kleidungsstil und die Wohnungseinrichtung übertragen. Wir lassen uns nicht über den Mund fahren, und wenn wir ein Problem nicht bewältigen können, beißen wir uns daran die Zähne aus. Bei manchen ist der Mund sogar so wichtig, dass er als Sinnbild für den ganzen Menschen verwendet wird. »Wir haben Mäuler zur stopfen.«
Der Mund ist unser Tor zur Welt und für die Welt das Tor zu uns. Durch ihn wandert das meiste in uns hinein, was wir zum Leben und Wachsen brauchen. Das ist aber nur eine Facette, denn es kommt auch einiges aus dem Mund heraus. Unsere Stimme zum Beispiel. Der Mund ist damit wesentliches Ausdrucksmittel unserer Identität, ob wir nun singen, Märchen erzählen oder uns mit dem Partner streiten. Viele Vorgänge im Körper hängen dabei auch mit dem Mund zusammen. Es gibt zum Beispiel allerneuste Studien, die belegen, dass Krankheiten wie ADHS oder auch Alzheimer mit dem Mund zusammenhängen können – und damit, was darin so vor sich geht. Das heißt, dass man diese Krankheiten in manchen Fällen vom Mund aus verhindern oder sogar heilen kann.
Im Grunde hängt auch alles, was uns im Leben glücklich macht, mit den Zähnen und dem Mund zusammen: Lachen, Singen, Küssen, leckere Speisen und Getränke schmecken, mit anderen sprechen, und als Baby die Welt erkunden. Der Mund macht unser Leben reich.
Auch unsere Zähne sind viel erstaunlicher, als die meisten denken. Wir verbinden sie in der Regel mit einem schlechten Gewissen: Wenn jemand uns etwas nicht glaubt, dann fühlt er uns auf den Zahn. Und meistens haben wir die Zähne nicht gut genug geputzt. In Familien ist Zähneputzen fast immer ein Drama, es ist lästig für Eltern und Kinder. Und wenn wir es eilig haben, ist uns sogar das Kauen lästig, was dann auch wieder zu einem schlechten Gewissen führt. Es gibt sehr viele Menschen, die Angst vor Zahnärzten haben. Manche haben generell keine Lust auf Ärzte, aber wir Zahnärzte stehen in der Beliebtheitsskala ganz unten. Und ich kann das mit meinen eigenen Erfahrungen gut verstehen. Denn auch unter uns Weißkitteln gibt es leider – wie überall – ein paar schwarze Schafe. Doch der Großteil meiner Kollegen, gibt sich täglich (oft sogar auf Kosten der eigenen Gesundheit) die größte Mühe, anderen Menschen ein Lächeln zu schenken. Zeit also, etwas an der Situation zu verändern.
Ich werde dich in diesem Buch aber nicht nur in die Mundhöhle entführen. Mein Ziel ist, das Staunen über unseren wunderbaren Körper zu teilen. Das Staunen, das Ärztinnen und Ärzte vielleicht irgendwann dazu gebracht hat, Medizin zu studieren, und das irgendwo zwischen Hörsaal 1 und Behandlungszimmer 5 verlorengegangen ist, zurückzuholen und zu teilen. Und ich werde mich den Fragen, Ängsten und Zweifeln von Patienten und Patientinnen widmen, die sich vertrauensvoll über Social Media an mich gewendet haben und mir Zuspruch geben.
Ich habe nichts weniger vor, als die Medizin aus der Angst- und Skepsisecke herauszuholen. Und ich lasse mir dabei nicht den Mund verbieten.
Im Medizineralltag mit wenig Zeit für die einzelnen Patientinnen und Patienten liegt der Fokus oft auf einer spezifischen Krankheit mit ihren Symptomen, nicht auf Gesundheit. Die meisten Krankheiten treten jedoch nicht plötzlich ohne Voranmeldung auf, sondern sind auf einen ungesunden Lebensstil zurückzuführen. Ein gesunder Mund ist etwas Fantastisches. Er sorgt für unser Wohlbefinden, unsere Gesundheit und ein gutes Körpergefühl. Er ist für den Körper so wichtig wie die WG-Küche für eine gute Party. Da gehen die Gäste als erstes hin, da riecht es gut, und da stimmt die Verpflegung. Ich lade euch also ein in unsere WG-Küche. Die Party kann beginnen.

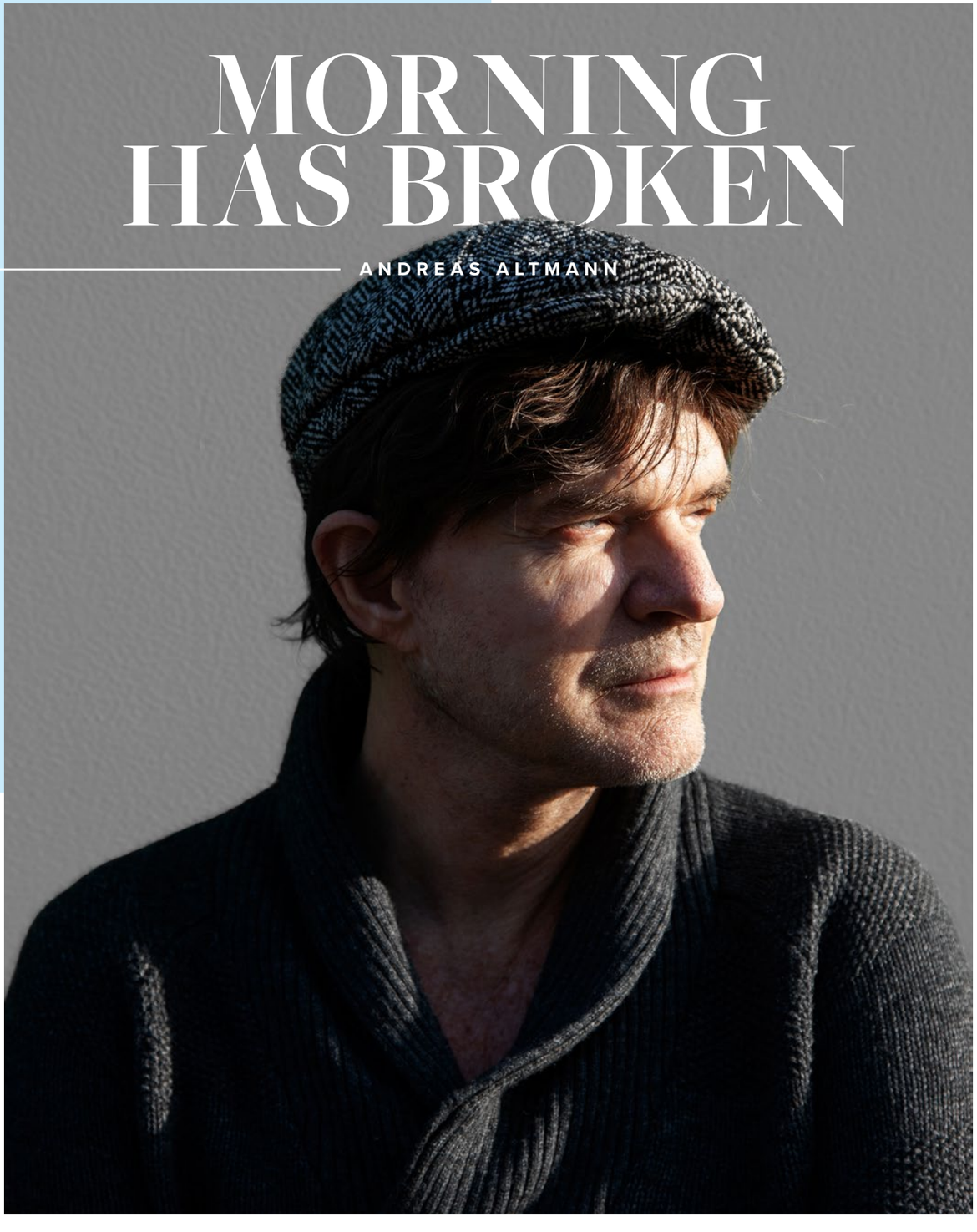
31. AUG 2023

ANNE HEINZ
BRUSH HOUR
Warum Gesundheit im Mund beginnt
Klappenbroschur
240 Seiten
18,00 € (D) 18,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06318-0

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

MORNING HAS BROKEN

ANDREAS ALTMANN



LESEPROBE

Schreiben

Vor einiger Zeit las ich einen Bericht über Brigitte Bardot. Drei Seiten lang in der Le Monde. Einst weltberühmtes Sexsymbol, dann weltberühmte Tierschützerin. Sie erwähnte unter anderem, mit welcher Leichtigkeit sie mit vierzig ihre Schauspielkarriere aufgegeben hatte. Ob sie einen Film mehr drehe oder nicht, würde den Weltenlauf nicht ändern. So grandios sei ihr Talent nicht gewesen, um nicht unbekümmert davon zu lassen. Sie gehöre eben nicht zu jenen Kolleginnen, für die dieser Beruf alles bedeutet, ja, die sich jenseits der Kameras kein Leben vorstellen können. Sie konnte es. Was sie anschließend souverän bewies.

Unbescheidenerweise musste ich beim Lesen an mich denken. Obwohl nie Sexbombe und nie weltberühmt. Aber die Einsicht, dass keine meiner Zeilen etwas bewirken, je irgendwen beeinflussen, die kam bei mir an. Mit der Erkenntnis, dass die Menschheit durchaus auf meine Begabung – die mir manche bescheinigen – verzichten könne.

Das war nicht immer so. Früher, als ich anfing zu schreiben, war ich von Übermut ergriffen: Ich erfinde die Sprache neu, hier kommt ein Wunder auf die Leserschaft zu, hier setzt einer entscheidende Maßstäbe. Heute kichere ich, sobald ich mich an diesen Größenwahn erinnere. Denn in der Zwischenzeit musste ich erfahren, dass es andere auch können – vielleicht besser. Und dass wir eine neue Sprache nicht haben. Was wir haben, wenn wir es haben: Talent und die Bereitschaft, uns zu schinden. Um anzutreten gegen einen übermächtigen Gegner: das Genie deutsche Sprache.

Zurück zu Madame Bardot. Gewiss, ihr Interview brachte mich ins Grübeln. Plötzlich gefiel mir die Vorstellung, das Schreiben aufzugeben. Zugegeben, nur als Gedankenspiel. Da ich nichts anderes kann, wofür mir jemand mehr als fünf Euro pro Tag zahlen würde, zudem mir alle Kraft fehlt, um Mensch und Tier zu retten, muss ich wohl bis auf Weiteres hocken und tippen.

Wie erfreulich, mit der Zeit verging mir jeder Anflug von Hochmut. Wie die so aberwitzige Idee, »der Welt den Spiegel vorhalten« zu wollen. Das moralisch Hochgerüstete verließ mich. Jede »Mission« schien mir ab nun verdächtig zu sein. Was bleiben soll, unbedingt: Texte für helle Köpfe zu verbreiten. Die beim Lesen mitdenken und mitfühlen. Was für ein Geschenk an einen Autor.

Die Folge: Ich mäßigte mich, ich hörte auf, mich zu überschätzen. Das Einzige, was mich in Zukunft antreiben sollte, war eine Tagebuchnotiz von Gabriel García Márquez, die ich in der Nationalbibliothek in Bogotá gefunden hatte. Die paar Wörter klangen wundersam trocken und cool: »Ich glaube, die revolutionäre Aufgabe des Schriftstellers ist es, gut zu schreiben.« Irgendwann las ich noch einen Satz von ihm zum Thema: »Warum ich schreibe? Um Frauen kennenzulernen.« Unheimlich, was Männer alles unternehmen, um zu gefallen.

Schreiben ist die nackte Maloche.

PS: Erstaunlich, doch beim Stoffsammeln für dieses Vorwort fiel mir wieder die Nachricht einer Leserin ein (ich hatte sie radikal verdrängt), die mir vor Monaten gemailt hatte, dass ich ihr das Leben gerettet hätte. Das Leben! Mit einem Buch. Da ich als Reporter zuerst grundsätzlich nichts glaube, habe ich intensiv nachgefragt. Eine Art Kreuzverhör, mit detaillierten Fragen, um herauszufinden, ob hier jemand pathetisch übertreibt oder tatsächlich die Wirklichkeit berichtet. Aber ihre Geschichte blieb kohärent. Keine Widersprüche, auch später nicht. Zudem schrieb sie ruhig, ohne Drama, ohne Hysterie in der Wortwahl. Was war geschehen? Die junge Frau, Ende zwanzig, hatte eine widerliche Kindheit hinter sich, mit psychischen und psychosomatischen Folgen. Auch strudelnde Depressionen, auch eine kaputte Niere. Was nicht aufhörte, was nur bedrohlicher wurde. Also packte sie eines Tages ihren Rucksack und fuhr in ein Land mit viel Meer an allen Küsten. Dort, im Atlantik, wollte sie aufhören zu leben. Das war ihr Plan.

So weit, so schaurig, aber: Ein Freund, wohl wissend um ihre Gefährdungen, hatte ihr meine Biografie mitgegeben, »Das Scheißleben meines Vaters, das Scheißleben meiner Mutter und meine eigene Scheißjugend«.

» WEIL SIE MICH HELLER MACHEN. WEIL SIE OHNE SUPERLATIV AUSKOMMEN. WEIL HIER KEIN WUNDERMENSCH AUFTRITT, SONDERN EINER, DEN ICH FÜR SEIN MENSCHSEIN BEWUNDERE, JA, SEINE BEGABUNG, MICH ZUM FÜHLEN UND DENKEN ZU BEFLÜGELN.

Und Anna, so soll sie heißen, fing an zu lesen, nachts im Zelt. Und sie las so, wie ich es mir immer gewünscht hatte: nicht als Bericht aus dem Fegefeuer, sondern als rotzige Abrechnung, angetrieben von einem unbedingten Willen, nicht zu zerbrechen. Und Anna dachte, so schrieb sie mir: Was der kann, kann ich auch – davonkommen und ein anderes Leben finden. Und sie baute das Zelt ab und kam zurück. Nicht geheilt, aber mit der Kraft, nach einem Ausweg zu suchen. Einen sanfteren als den Tod. Was ihr offensichtlich gelungen ist.

Okay, ich widerrufe kurz. Einmal hat ein Buch von mir den Lauf der Dinge verändert. Ich will mich nicht beklagen.

Der Augenblick, der mein Leben veränderte

Ach, »Der Augenblick, der mein Leben veränderte«. So das geforderte Thema eines ahnungslosen Redakteurs. Ach, wie ich keiner Geschichte traue, die mit einem solchen Titel protzt. Ach, der Hype, das Gebläse, ach, der unbedingte Wunsch, das eigene Leben dramatisch auszuleuchten. Wie die Herrschaften, die den Jakobsweg entlanglatschen und hinterher die Welt wissen lassen, dass nun alles »ganz anders« sei. Aber ja, zwei Wochen lang. Anschließend kommt der alte Affe Mensch wieder zum Vorschein. Wie der Speckgürtel nach einer Hungerkur.

Versuchen wir doch, etwas cooler aufzutreten. In solchen Momenten erkennen wir, dass die meisten von uns – auch die rastlosen Reisenden – wohl noch nie einen Augenblick erlebt haben, der unser Leben veränderte. Dass wir – wenn wir denn Glück hatten – gewiss Frauen oder Männern begegneten, die uns bewegten. Die uns zu Freudenschreien oder Kummertränen oder wunderbar tiefen Einsichten in das Leben und das Leben in dieser Welt verführten.

Derlei Storys lade ich mir herunter, zuerst auf mein Hirn, dann auf den Mac. Weil sie mich heller machen. Weil sie ohne Superlativ auskommen. Weil hier kein Wundermensch auftritt, sondern einer, den ich für sein Menschsein bewundere, ja, seine Begabung, mich zum Fühlen und Denken zu beflügeln. Eben einer wie Herr Aref, der Palästinenser. Natürlich hat er mein Leben nicht verändert. Aber er hat es beschwingt, so oft mit Staunen erfüllt.

Von ihm muss nun berichtet werden.

Im Goethe-Institut in Ramallah, der »Hauptstadt«, traf ich Herrn Aref zum ersten Mal. Als Chefrezeptionist. Da man kluge Zeitgenossen schon nach zehn Worten als klug erkennt, nahm ich ihn umgehend in Beschlag. Der Arme. Immer wieder entführte ich ihn in ein stilles Eck und beutete ihn aus. Ihn und sein Alleswissen. Nie – und ich stellte ihm hundert Fangfragen – kam ihm eine Silbe Hass über die Lippen. Obwohl auch seine Familie, wie Hunderttausend andere, unter die Räder israelischer Vertreibung geraten war.

Verfallen bin ich dem Mann aber wegen seiner Meisterschaft der deutschen Sprache. Die Liebe dazu hatte er vom Vater geschenkt bekommen, dem Ingenieur, der nebenberuflich ein Schöngeist war, abends am Klavier Robert Schumann spielte und anschließend Kant und Schopenhauer las.

An meinem letzten Nachmittag in Palästina war ich noch einmal mit Aref verabredet. Zu einem feinen Dinner, zu dem ich ihn hartnäckig überreden musste. Ich begrüßte ihn wie immer mit »Monsieur Aref«. Weil dieser vielsprachige Palästinenser – weltwach, weltoffen, weltverliebt – Tag für Tag als Gentleman auftrat. Und, auch das noch, ein elegantes Französisch sprach. Neben Arabisch, Ungarisch und Englisch.

Für all meine Fragen, die Aref tapfer beantwortete, für all die Zeit, die ich ihm stahl, für jeden gewährten Blick in seine Seele, seine Schmerzen, seine Lebensfreude, für jede ausgesprochene oder getane Freundlichkeit, für all das und viel mehr müsste ich ihm ein Museum hinstellen. Ziemlich hoch. Bis hinauf in luftige Höhen. Für ihn allein. Und in jedem Stockwerk könnte man die Belege für eines seiner Geschenke an die Welt begutachten: gleich fünf Etagen für seine fünf Sprachen, das nächste halbe Dutzend für sein unerhörtes Wissen, seinen Humanismus, seine an alle verschwendete Aufmerksamkeit, die tadellos geschnittenen Anzüge, seine dezente Ironie und die souveräne Gewissheit, dass uns Menschen wohl nicht zu helfen ist. Quelle classe! Quel homme!

Bei diesem Dinner passierte, was immer passierte, wenn wir uns sahen. »Übertragung« nennt die Psychologie das: Ich »verliebte« mich in ihn, wollte ihn für mich. Als Vater. Es kamen Momente in unseren Gesprächen, in denen ich – schier unbewusst – abdriftete und in die Träumereien eines sehnsüchtigen Kinds versank, das sich wünschte, in seiner Nähe aufzuwachsen. Egal wo. Hauptsache: umgeben von seinen Gedanken, seiner Wärme, ja, seiner Begabung zu leben.

Ich ahne nicht einmal, woher dieser Mensch seine Kräfte nahm. Aber immerhin konnte ich mich vor ihm retten, damit das Verliebtsein keine neurotischen Züge annahm: indem ich dem Rat von Meister Goethe folgte, der allen empfahl, lieber jemanden haltlos zu bewundern, als vor bösem Neid zu beben. Wie jetzt. Monsieur Aref und ich saßen im wundersamen Garten des Restaurants Zarzour, und er musste erzählen, und ich durfte zuhören. Die Vögel trällerten, und ich phantasierte mittendrin davon, den Sechzigjährigen mit nach Paris zu nehmen. Zum Herzeigen und Angeben: Schaut nur, der ist meiner, schaut nur, wie er funkelt.

28. SEP 2023

ANDREAS ALTMANN
MORNING HAS BROKEN
Leben - Reisen - Schreiben
Laminierter Pappband
288 Seiten
22,00 € (D) 22,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07150-5

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

ÖZGE İNAN

NATÜRLICH KANN MAN HIER NICHT LEBEN

INTERVIEW

Liebe Özge İnan, Ihr Roman erzählt die Geschichte von Familie Kutlusoy – von Hülya und Selim, den Eltern, und ihren Kindern Emre und Nilay. Wer ist diese Familie? Und was hat Sie an ihr interessiert?

Von außen betrachtet sind sie genau die Migranten, die sich Deutschland wünscht: Die Eltern legen Wert auf Bildung, gehen beide arbeiten, machen keinen Unterschied zwischen Tochter und Sohn. Aber Selim und Hülya haben einen Lebensweg voller Widersprüche hinter sich. Was Hülya alles aufgeben musste, welche Ängste Selim durchgestanden hat, die ganzen schweren Jahre sieht man ihnen nicht an. Politische Migration heißt, du bist doppelt fremd, denn zu Hause war man dir auch schon feindlich gesinnt. Du bist nicht gegangen, weil deine Heimat dich nicht versorgen konnte oder zerstört wurde, sondern weil diese Heimat dich als Mensch nicht haben wollte. Die deutsche Mehrheitsgesellschaft versteht das nicht. Hier hat man zur Heimat ein kompliziertes Verhältnis, sie ist einem nicht ganz geheuer und vielleicht irgendwie peinlich, aber sie wird einem nicht gefährlich. Im Zweifel verstehen das nicht mal die Kinder der migrierten Eltern, weil sie hier geboren wurden.
Diesen Erfahrungsverlust innerhalb einer Generation finde ich auf tragische Weise faszinierend. Hülya und Selim haben das alles ja auch für Nilay und Emre auf sich genommen, aber heißt das, dass die beiden in ihrer Schuld stehen? Wie sieht diese Schuld überhaupt aus? Darum geht es in meiner Geschichte.

Ihr Roman beginnt im Jahr 2013 in Berlin. Nilay ist sechzehn, sie verfolgt die Nachrichten von den Protesten im Gezi-Park und entscheidet sich, nach Istanbul zu fahren. Dann springen wir nach Izmir ins Jahr 1980, als Nilays Eltern jung waren. Warum ist das Jahr 1980 für die Türkei so wichtig? Und was ist der Zusammenhang zwischen 1980 und 2013?

Am 12. September 1980 kam es in der Türkei zum letzten erfolgreichen Militärputsch. In den Jahren davor hatte sich die Unruhe im Land so weit zugespitzt, dass die Armee der Meinung war, dass jetzt mal Schluss ist. Jede Art der Betätigung wurde verboten, das öffentliche Leben kam zum Erliegen, Tausende wurden verhaftet. »Zwölfter September« steht bis heute für diese Zeit der totalen staatlichen Gewalt. 2013, während der Gezi-Proteste, dachte zuerst niemand an 1980. Aber mit der Hoffnung, dass Gezi Erfolg haben könnte, kam die Angst. Die Menschenmengen auf den Straßen und die brutale polizeiliche Antwort holten Erinnerungen hoch. Denn das Militär, das hatte man inzwischen gelernt, sieht nicht lange zu, wenn die Menschen aufbegehren.

Inwiefern ist ihre Geschichte auch für deutsche Leser:innen interessant?

Im Zentrum meines Buches steht die Generation von Selim und Hülya. Sie ist für die deutsche Gesellschaft deshalb interessant, weil hier eine Migrationsbewegung aus der Türkei stattgefunden hat, von der kaum jemand weiß. Bei türkischer Migration denkt man in der Regel an Gastarbeiter, vielleicht seit neuestem an den Braindrain seit dem Putschversuch 2016. Aber in den Achtziger- und Neunzigerjahren kamen in Europa tausende türkeistämmige Oppositionelle an, manche resigniert, manche voller Motivation, manche um ihr Leben rennend. Die meisten haben sofort angefangen, sich auch hier zu engagieren. Wie die Gastarbeiter und deren Nachkommen spielten sie während der Baseballschlägerjahre eine Rolle im Kampf gegen Neonazis, gründeten Vereine und Publikationen, machten Musik und Kunst, gingen in die Politik. Ohne sie würde Deutschland heute anders aussehen. Das ist auch deutsche Zeitgeschichte.

Ihre Figuren stehen einem bei der Lektüre sehr lebendig und plastisch vor Augen – es ist, als kenne man am Ende all ihre Fragen, Wünsche, Probleme. Wie haben Sie sich diesen Figuren beim Schreiben genähert?

Ab einem bestimmten Punkt geht es von selbst, dann ist es, als würde ich die Figuren beim Schreiben befragen: Wie würdest du reagieren? Da muss man aber erst mal hinkommen. Bis dahin war es ein Entlanghangeln an der Geschichte, die ich erzählen wollte. Wer muss jemand sein, der diese Dinge erlebt hat? Wer muss er im Vorfeld gewesen sein, damit ihm diese Dinge überhaupt widerfahren? Wer muss die beste Freundin, die Schwester, die erste große Liebe dieser Person sein? So habe ich die Figuren entwickelt.

Auch Ihr Vater ist infolge des Staatstreichs im Jahr 1980 nach Deutschland geflohen. Ist der Roman die Geschichte Ihrer Familie?

Nein, meine Eltern haben größtenteils andere Dinge erlebt. Aber sie, ihre Freunde und Bekannten haben mir viel erzählt. Sie haben mir Anekdoten aus ihrem Leben geschildert. Und ich habe zugehört. Das Buch ist so etwas wie der Median all der Geschichten, mit denen ich aufgewachsen bin. Das war für mich ein Wissen, auf das ich relativ einfach zurückgreifen konnte. Was ich für den Roman dann doch erfragen musste, waren persönlichere Aspekte, die man an einem lustigen Abend mit Freunden – und deren Kindern – vielleicht eher nicht erwähnt. Und natürlich Profanes wie aus welchem Material ihre Schultaschen waren.
Der schwierige Teil fing erst danach an. Wenn die gesellschaftlichen Umstände wenig Raum für persönliche Entfaltung lassen, nutzt man diesen Raum umso entschlossener, aber auch umso fröhlicher. Man merkt das den Leuten heute noch an. All diese starken Charaktere zu kohärenten Figuren zusammenzuschmelzen, war eine Herausforderung, aber auch der größte Reiz an der Geschichte.

LESEPROBE

1980

»Izmir-Zentrum! Bus nach Izmir-Zentrum!«
Selim wusste, dass der Bus noch lange nicht abfahren würde. Trotzdem beschleunigte er seinen Schritt und schob sich nervös durch die Mittel- und Oberschüler aus den umliegenden Dörfern. Sein erster Tag als Zehntklässler, dachte er, und es ging mit der gleichen Drängelei los wie jeder frühere Montag auch. Ein wenig freute er sich, endlich nicht mehr zu den Jüngsten am Internat zu gehören. Die Fahrt mit dem Dolmuş von Eskigüney nach Uşak, von wo aus ein weiterer Bus nach Izmir fuhr, hatte er damit verbracht, so lange durch seine schwarzen Locken zu wühlen, bis sie ihm im Spiegelbild der Fensterscheibe angemessen unordentlich erschienen. Wenn es für ihn eine Sache gab, die an Peinlichkeit nicht zu überbieten war, dann waren es Zehntklässler mit glatt gekämmten Haaren.
Noch während sich der Bus mit plappernden Schülern füllte, empfand er eine Art vorauseilender Erschöpfung. In den Sommerferien war in Istanbul ein Gewerkschafter erschossen worden. Selim hatte gerade mit seinen älteren Brüdern vor dem Café auf der Hauptstraße des Dorfes gesessen, endlich bei den Männern, als man sie hineingerufen hatte, wo alle mit bleichen Gesichtern um das Radio herumstanden.
Es war nicht der erste und, dessen war sich Selim sicher, nicht der letzte politische Mord in diesen Tagen. Schon seit Jahren bestimmten blutige Auseinandersetzungen zwischen linken und rechten Gruppen die Schlagzeilen. Die Gerüchte über eine nahende Intervention des Militärs rissen nicht ab. Vor kurzem war Selim von seiner Organisation, dem ILD, einer neunten Klasse als Mentor zugeteilt worden. Gerade fühlte er sich wenig revolutionär, auch wenn sie sich so nannten. Rekrutierungsarbeit, dachte er. Jetzt war er endgültig kein Neuling mehr in den Reihen der Linken, allmählich kannte man seinen Namen an der Atatürk-Jungenoberschule. In den nächsten Wochen würde er kaum zum Schlafen kommen, es gab viel zu tun.
Gähnend stapfte er durch den Bus, als sein Blick auf einen schlanken, großgewachsenen Jungen fiel, der allein am Fenster saß. Er wirkte kaum älter als dreizehn oder vierzehn Jahre. Selim deutete auf den leeren Sitz neben ihm, auf dem eine teure Schultasche aus hellbraunem Leder lag.
»Ist hier frei?«, fragte er, um einen lässigen Ton bemüht. Der Junge sah verschreckt auf, musterte Selim und lächelte. »Ja, klar. Tut mir leid, ich dachte, in Uşak steigt eh kaum jemand zu.« Hastig räumte er den Platz.
»Du bist wohl neu hier«, lachte Selim, krempelte die Ärmel seines Jacketts hoch und setzte sich. Im Gegensatz zu seinen eigenen saßen die Sachen des Jungen wie angegossen. Der Bus setzte sich in Bewegung.
»Ja, ich fahre die Strecke zum ersten Mal. Ich komme aus Ankara. Und du?«
»Aus der Nähe von Uşak.«
Eine ganze Weile schwiegen die beiden. Beinahe bereute Selim es, sich neben einen so offensichtlich wohlhabenden Acht- oder Neuntklässler aus der Großstadt gesetzt zu haben. Dass mit so einem kein interessantes Gespräch zustande kommen würde, hätte er sich denken können. Während er aus dem Fenster in die hügelige grüne Landschaft schaute, dachte er über seine neue Aufgabe nach. Es war eine Tradition des ILD, die Jüngeren am Internat willkommen zu heißen, sie mit den Klassen-, Aufenthalts- und Schlafräumen des neunzig Jahre alten Schulgebäudes vertraut zu machen, ihnen nachmittags bei ihren Schulaufgaben zu helfen und sie, wenn sie Interesse an der politischen Arbeit zeigten, in der Theorie zu bilden. Auch Selim war auf diese Weise zum ILD gekommen und nahm einmal in der Woche an einem Kurs in marxistischer Ökonomie teil, den ein Elftklässler leitete. Gerade fiel ihm ein, dass er noch dringend einen Taschenrechner besorgen musste, als der Junge ihn aus den Gedanken riss. »Kennst du dich in Izmir aus? Ich bin mir nicht sicher, wie ich zu meiner Schule komme...« Er zog einen kleinen, sauber beschrifteten Zettel aus seiner Innentasche. »Das hier ist die Adresse.«
Atatürk Jungenoberschule
Lozan-Platz 4
35220 Konak/Izmir
Selim lächelte. »Wie heißt du eigentlich?«, fragte er.
»Ozan.«

In den ersten Tagen des neuen Schuljahres hatte Selim, wie erwartet, kaum eine ruhige Minute. Trotzdem sah er Ozan erstaunlich oft, und es wunderte ihn, bis ihm dämmerte, dass Ozan ihn verfolgte. Er machte den Eindruck, als ob er Selim etwas sagen wollte und sich jedes Mal im letzten Moment umentschied. Am Donnerstag setzte Ozan sich endlich beim Mittagessen zu ihm.
»Na, wie findest du unsere hohe Institution bis jetzt?«, fragte Selim. »Mach mal den Kragen locker, Junge, wir sind hier nicht in der englischen Botschaft.«
»Ja, darüber wollte ich mit dir eigentlich nicht reden«, antwortete Ozan, begann aber sofort, an seiner Krawatte zu nesteln. »Selim, du bist doch… ich habe dich bei den, naja, bei den Revolutionären gesehen.«
Stolz richtete Selim sich auf. Eigentlich war es nichts Besonderes, dachte er, jeder kannte die grünen Parkas und die langen Haare, und doch fühlte es sich an wie ein Kompliment.
Ozan schaute auf seine Fingernägel. »Ich wollte dich fragen, ob ich bei euch mitmachen kann.«
»Natürlich«, antwortete Selim und kam sich im nächsten Moment albern vor. Fast wäre seine Stimme abgeknickt wie bei einem Zwölfjährigen. Ausgerechnet jetzt, dachte er, wo die Lage immer beängstigender wurde, wollte dieser schmale Junge dabei sein. Sie vereinbarten, sich am nächsten Tag im Café des Lehrervereins TÖB-DER in der Nähe der Schule zu treffen. Der Verein war so etwas wie die schützende Hand der Lehrerschaft über den politischen Schülern, und seine Räumlichkeiten waren das inoffizielle Informationszentrum der Bewegung.

SEID VORSICHTIG, ABER HABT KEINE ANGST. IHR WISST, WAS IHR ZU TUN HABT.

»Ich muss los«, sagte Selim direkt nach dem Essen, während er sein Geschirr zusammenräumte. »Muss noch ein paar Sachen abholen. Wir wollen heute Abend plakatieren gehen.«
Ozan öffnete den Mund, schloss ihn aber sofort wieder. Selim sah ihn fragend an.
»Kann ich mitkommen?«, platzte es aus Ozan heraus.
Selim stockte. Offensichtlich war es ihm ernst. Die Aufregung ließ seine runden braunen Augen beinahe kindlich wirken. Eigentlich konnte er keinen Neuntklässler zum Plakatieren mitnehmen, schon gar nicht einen, den er erst seit vier Tagen kannte. Der Junge kommt aus gutem Hause, dachte er, wer weiß, ob der überhaupt rennen kann.
»Das ist keine ganz ungefährliche Sache«, sagte Selim vorsichtig. »Wenn du erwischt wirst, lieferst du der Polizei die Information, dass du zu uns gehörst, gleich mit. Außerdem sind«, er überlegte, welches Wort er benutzen sollte, und entschied sich für das neutralste, »Rechte unterwegs, die einen entwederverprügeln oder verpfeifen. Manchmal hat die Polizei keine Lust auf die Drecksarbeit und ruft die… die Rechten dazu, damit die sich um uns kümmern.«
Ozan zuckte nur mit den Achseln.
Sie konnten jede helfende Hand brauchen, dachte Selim. Wenn er den anderen vorher ankündigte, dass Ozan neu dabei war, und ihm genauestens erklärte, worauf er zu achten hatte, würde schon nichts schiefgehen. Er musste nur gut auf ihn aufpassen.

Am Abend hatten sich acht Schüler unweit des Lozan-Platzes versammelt. Der Kopf der Bezirkseinheit, der Verantwortliche, wie sie ihn nannten, war auch da: ein etwas klein geratener, kräftiger Elftklässler namens Turgut. Selim hatte großen Respekt vor ihm. Er koordinierte nicht nur die politischen Aktivitäten, sondern auch die Kurse des ILD. Und obwohl Turgut manchmal darüber klagte, wie sehr ihn die ganze Leserei anödete und dass er einfach für die Praxis gemacht war, war sich Selim sicher, dass es keinen linken Theoretiker gab, den Turgut nicht gelesen hatte. Außerdem pflegte Turgut als einziger Schüler der Schule direkte Kontakte in den Vorstand der TKP. Die Spitze der kommunistischen Partei bestand, davon war Selim überzeugt, aus den klügsten Köpfen des Landes. Sie wussten zu jeder Zeit, was zu tun war, und Selim hatte noch nie erlebt, dass sich eine ihrer Entscheidungen als falsch herausstellte.
»Die Polizei verhält sich seit ein paar Tagen merkwürdig aggressiv, schlimmer als sonst«, erklärte Turgut. »Ihr wisst, in der Partei wird schon länger spekuliert, dass es bald eskalieren könnte. Wir müssen verdammt aufpassen. Ich will keine Heldentaten sehen. Alles klar?« Nacheinander sah er in alle sieben Augenpaare. »Zumindest von keinem, der nicht vorhat, morgen früh mit einem Knüppel über dem Kopf in einer Zelle aufzuwachen.«
Selim sah zu Ozan. In der einen Hand hielt er einen Blecheimer mit weißem Kleister, in der anderen einen Tapetenquast. Im Halbdunkel der Straßenlaternen konnte er seinen Gesichtsausdruck nicht richtig deuten, aber er schien nicht besonders verängstigt zu sein. Selim war überrascht. Hatte der Junge überhaupt verstanden, wovon Turgut redete? War es vielleicht doch keine so gute Idee gewesen, ihn mitzunehmen? Bevor er den Gedanken weiterverfolgen konnte, klopfte Turgut ihnen aufmunternd auf die Schulter.
»Seid vorsichtig, aber habt keine Angst. Ihr wisst, was ihr zu tun habt. Wir treffen uns in einer Stunde wieder hier. Passt aufeinander auf.« Und schon im nächsten Moment war er hinter der nächsten Straßenecke verschwunden.
Die Gruppe teilte sich auf, Selim und Ozan hatten den sichersten Straßenzug nördlich der Schule zugewiesen bekommen.

Zwanzig Minuten lang sprachen sie kaum ein Wort miteinander. Wie abgemacht strich Ozan die Hauswände dick mit Kleister ein, Selim klebte ein Plakat darüber und sie liefen weiter. Er fragte sich, ob er Ozan das Plakat erklären sollte. Der Kopf des getöteten Gewerkschafters war darauf zu sehen, darunter die Worte IHR WERDET BEZAHLEN. Er hätte zugeben müssen, dass er nicht genau wusste, wer genau für die Tat bezahlen sollte. Er hatte Gerüchte gehört, der Vorsitzende der rechten Partei habe den Befehl persönlich erteilt. Vielleicht, dachte Selim, riefen sie gerade zum Mord an einem Politiker auf. Ozan strich konzentriert die Wand an, als würde er eine Schulaufgabe lösen. Selim entschied sich gegen eine Erklärung. Es war eine anstrengende, monotone Arbeit, und wie immer geriet Selim dabei ins Grübeln. Wie kam ein reicher Junge aus Ankara dazu, dachte er, sich direkt in der ersten Woche an einer neuen Schule, in einer neuen Stadt den erstbesten Linken anzuschließen?
Er wollte ihn gerade darauf ansprechen, als sie vor einer Sackgasse zu stehen kamen. Ozan zögerte.
»Wollen wir – sollten wir da vielleicht lieber nicht rein?«, murmelte er.
»Passiert schon nichts«, flüsterte Selim zurück. »Wir wissen ja, was wir zu tun haben. Mach dir keine Sorgen.« Das waren Turguts Worte, dachte er. Ohne darüber nachzudenken, hatte er sie wiederholt.
Sie hatten die Mauer am Ende der Straße gerade erreicht, als hinter ihnen eine Sirene aufheulte. Selim fühlte sich, als würde sein Herz stehenbleiben. Seine Ohren rauschten, eine unerträgliche Hitze stieg ihm in den Kopf. Ruckartig drehte er sich um und sah direkt in einen Scheinwerfer, der ihn so heftig blendete, dass ihm eine Sekunde lang schwarz vor Augen wurde. Das Erste, was im gleißenden Licht wieder Form annahm, waren die Läufe von zwei Schnellfeuergewehren.
So fühlt es sich also an, wenn man gleich stirbt, dachte Selim, und bevor er irgendetwas anderes denken konnte, sah er zu Ozan. Und obwohl seine Trommelfelle fast bis zum Zerreißen spannten, obwohl die Panik gegen seinen Brustkorb hämmerte und seine Glieder lähmte, hatte er beim Anblick von Ozans kreidebleichem Gesicht im kalten Licht der Polizeiwagen nur einen einzigen, unerklärlichen Gedanken. Er dachte, dass er sich schon immer einen kleinen Bruder gewünscht hatte.

27. JULI 2023

ÖZGE İNAN
NATÜRLICH KANN MAN HIER NICHT LEBEN
Roman
Hardcover mit Schutzumschlag
224 Seiten
24,00 € (D) 24,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07168-0

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

LESEPROBE

Prolog

Abe Kalotay starb Ende Februar in seinem Vorgarten, unter einem blassen, fast kränklich aussehenden Himmel. Eine winterliche, feuchte Schneekälte lag in der stillen Luft, und die aufgeschlagenen Seiten des Buchs neben ihm waren schon leicht nass geworden, als seine Tochter Joanna nach Hause kam und seine Leiche im Gras neben der langen ungepflasterten Auffahrt fand.

Abe lag auf dem Rücken, die Lider halb gesenkt, den starren Blick in diesen grauen Himmel gerichtet, den Mund leicht geöffnet, die Zunge ausgetrocknet und bläulich. Eine Hand mit bis zu den Nagelbetten abgekauten Fingernägeln lag auf seinem Bauch, die andere ruhte auf dem Buch, den Zeigefinger noch immer auf die Seite gedrückt, als wollte er sich die Stelle merken, an der er zu lesen aufgehört hatte. Eine letzte grellrote Blutschliere sickerte langsam verblassend in das Papier, doch Abe selbst war teigweiß und wirkte merkwürdig verschrumpelt. Joanna wusste sofort, dass sie von nun an immer gegen dieses Bild würde ankämpfen müssen, das drohte, die lebensprühenden Erinnerungen der vergangenen vierundzwanzig Jahre, die für sie binnen weniger Sekunden kostbarer geworden waren als alles andere auf der Welt, zu verdrängen. Sie gab keinen Laut von sich, als sie ihn fand. Sie sank nur auf die Knie und begann zu zittern.

Später würde sie zu der Folgerung kommen, dass er wahrscheinlich nach draußen gelaufen war, weil ihm klar wurde, was das Buch da tat, und weil er die Straße erreichen wollte, bevor er ausblutete. Entweder um ein vorbeifahrendes Auto heranzuwinken, damit der Fahrer einen Krankenwagen rufen konnte, oder um es Joanna zu ersparen, seinen Leichnam auf die Ladefläche ihres Trucks wuchten zu müssen, um ihn die Einfahrt entlang bis hinter die Grenze ihrer Schutzzauber zu bringen. In diesem Moment stellte sie jedoch nicht infrage, warum er hier draußen lag.

Sie wunderte sich nur darüber, dass er ein Buch bei sich hatte.

Sie begriff nicht gleich, dass das Buch selbst seine Todesursache war, sie wusste nur, dass die Gegenwart des Buchs einen Bruch der grundlegendsten Regel ihres Vaters bedeutete, eine Regel, die Joanna nicht einmal im Traum missachtet hätte – obwohl sie genau dies schließlich doch tun sollte. Noch unbegreiflicher als der Umstand, dass ihr Vater ein Buch aus der Sicherheit ihres Hauses gebracht hatte, war jedoch die Tatsache, dass Joanna dieses Buch nicht kannte. Ihr ganzes Leben kümmerte sie sich schon um die Sammlung, und jedes einzelne der Bücher war ihr so vertraut, als gehörte es zur Familie. Das Buch, das neben ihrem Vater lag, war ihr jedoch vollkommen fremd, sowohl, was sein Aussehen als auch seinen Klang betraf. Die anderen Bücher summten wie Sommerbienen. Dieses Buch pulsierte, wummerte wie lauernder Donner, und als sie sich über die Seiten beugte, verschwammen die handgeschriebenen Wörter vor ihren Augen, formten sich um, sobald sie einen Buchstaben fast erkennen konnte. Noch unvollendet, im Fluss, unlesbar.

Die Nachricht, die Abe zwischen die Seiten geschoben hatte, war dagegen einwandfrei verständlich, obwohl sie eindeutig mit zitternder Hand geschrieben worden war. Er hatte mit der linken Hand schreiben müssen, da er seine rechte nicht von dem trinkenden Buch lösen konnte.

Joanna, stand dort. *Es tut mir leid. Lass Deine Mutter nicht rein. Beschütze dieses Buch, aber halte es von Deinem Blut fern. Ich liebe Dich so sehr. Sag Esther*

An dieser Stelle endete die Nachricht, ohne Punkt. Joanna würde nie herausfinden, ob ihr Vater noch mehr hatte schreiben wollen oder ob er nur gewollt hatte, dass sie eine letzte Liebesbotschaft an jene Tochter weitergab, die er seit Jahren nicht gesehen hatte. Doch dort, auf der kalten Erde kniend, mit dem Buch in den Händen, fehlte ihr die Geistesgegenwart, um sich darüber Gedanken zu machen.

Sie konnte nicht mehr tun, als Abes leblosen Körper anzustarren, versuchen zu atmen und sich auf die nächsten Schritte vorzubereiten.

***Ink Blood Mirror Magic* handelt von faszinierender Magie, die einer durchdachten Logik folgt. Im Zentrum stehen Bücher, die Zaubersprüche enthalten. Das »Vampirbuch«, das Abe Kalotay im Prolog des Romans tötet, weil es ihm das Blut aussaugt, ist eines der gruseligsten Dinge, von denen ich je gelesen habe. Wie sind Sie auf die Idee der magischen Bücher, die Blut trinken, gekommen?**

Emma Törzs: Der Prolog, in dem Abe stirbt und Joanna ihn mit einem Buch in der Hand findet, ist das allererste vollständige Kapitel, das ich geschrieben habe. Davor hatte ich nur eine Menge unzusammenhängender Texte über ein paar vage magisch begabter Schwestern, bis mich eine befreundete Autorin fragte, ob ich bei einem Kapiteltausch mitmachen wolle, und ich schrieb dafür diese Einleitung. Ich spürte so viel Potenzial in dieser Szene, dass ich das Magiesystem von dort aus weiterentwickelte. Ich stellte mir Fragen über Abes Buch und darüber, was es war, was es tat, woher es kam und so weiter.
Ich lehnte die Idee, über magische Bücher zu schreiben, zunächst trotzdem eher ab, denn sie ist ja nicht gerade neu. Bevor ich mich ganz darauf einließ, wollte ich sicher sein, dass ich es auf originelle Weise angehen konnte. Außerdem wollte ich mit meinem Magiesystem Themen ansprechen, über die ich nachgedacht hatte, Themen wie Macht, Erbe, Verantwortung und so weiter. Blut – ganz konkret und im übertragenen Sinne – schien mir ein spaßiges und gleichzeitig gruseliges Element zu sein, mit dem ich einige dieser Themen aufgreifen konnte.

1. Kapitel

Esther war davon ausgegangen, sie würde sich darüber freuen, all diese neuen Gesichter zu sehen. Sie war schon immer von Natur aus extrovertiert gewesen. Keine typische Kandidatin, wenn es darum ging, sich in einer Forschungsstation im Eis einschließen zu lassen, die sehr an ihre winzige Highschool auf dem Land erinnerte. In dem Jahr, bevor sie in die Antarktis gekommen war, hatte sie in Minneapolis gelebt, und ihre Freunde waren aufrichtig entsetzt gewesen, dass sie über den Winter einen Job als Elektrikerin auf einer Polarstation annehmen wollte. Jeder kannte jemanden, der jemanden kannte, der so etwas schon einmal ausprobiert, es furchtbar gefunden und sich früher als geplant wieder hatte ausfliegen lassen, um der erdrückenden Isolation zu entkommen. Doch das war nicht Esthers Sorge gewesen.
Schließlich konnte die Antarktis auch nicht schlimmer sein als die isolierenden, extremen Bedingungen, unter denen sie aufgewachsen war. Sie würde gut verdienen, und es würde ein Abenteuer werden – und vor allem würde der Ort für fast alle anderen Menschen auf dem Planeten vollkommen unerreichbar sein.
Irgendwann im Laufe des langen Winters war ihre Extrovertiertheit jedoch verkümmert, und mit ihr die fröhliche Maske, die zuvor morgens zu einem Teil ihrer Uniform geworden war. Nun sah sie zur Decke empor, die in demselben Industrieweiß gehalten war wie die industrieweißen Wände, die industrieweißen Korridore und ihre industrieweißen Kollegen.
»War ich in Wahrheit schon immer eigentlich eher introvertiert?«, fragte sie. »Habe ich mir die ganze Zeit selbst was vorgemacht? Die echten Extrovertierten sind jetzt da draußen und sagen, ›Hell Yeah, Frischfleisch, Party nonstop‹! Die lassen es krachen und rocken die USA.«
»Sie rocken das Internationale Territorium des Antarktisvertrags«, korrigierte Pearl. Pearl war Australierin mit doppelter Staatsbürgerschaft.
»Von mir aus auch das.«
Pearl begann, sich auf allen vieren über das Bett auf Esther zuzuschieben. »Ich könnte mir vorstellen, dass sechs Monate im unfreiwilligen Zölibat und eine Flugzeugladung voller neuer Gesichter so ziemlich jeden extrovertiert werden lassen.«
»Mmm«, summte Esther. »Dann meinst du also, dass ich auf die Seite der Introvertierten gewechselt habe durch die schiere Macht …«
»… meines unglaublichen Körpers, ganz genau«, führte Pearl ihren Satz zu Ende und strich mit den Lippen über Esthers empfindliche Ohrmuschel.
Esther hob die Hand und schob sie in Pearls blondes Haar, das irgendwie trotz des vollständigen Mangels an Sonnenlicht immer noch sonnengeküsst wirkte.

Australier. So unerschütterlich strandverliebt und immer voll dabei. Sie ließ die zerzausten Strähnen durch ihre Finger gleiten und zog Pearl nach unten, um sie zu küssen. Sie spürte Pearls Lächeln an ihrem Mund und drückte sich noch fester an sie.
Während der vergangenen zehn Jahre, seit sie achtzehn gewesen war, hatte Esther jeden November den Wohnort gewechselt – neue Städte, Staaten, Länder. Sie hatte flatterhafte Freundschaften geschlossen und lockere Beziehungen begonnen, als würde sie sich etwas aus einem Take-Away-Menü aussuchen, und sie hatte dies alles genauso beiläufig wieder hinter sich gelassen. Alle mochten sie, und wie so viele, die von allen gemocht wurden, ging sie mit einem unguten Gefühl davon aus, dass jene, denen es gelang, sie *wirklich* kennenzulernen und dieses strahlende Schild der Liebenswürdigkeit zu durchdringen, sie ganz und gar nicht mehr mögen würden. Das war der Vorteil daran, wenn man nie lange an einem Ort blieb.
Der andere, viel wichtigere Vorteil bestand jedoch darin, dass man nicht gefunden wurde.
Esther ließ die Hand unter Pearls Pullover gleiten und ertastete den glatten Schwung ihrer Taille, während Pearl eines ihrer langen Beine zwischen Esthers Knie schob. Doch noch während Esther instinktiv die Hüfte hob, auf der Suche nach Berührung, hallten jene längst vergangenen Worte ihres Vaters ungebeten in ihrem Kopf wider. Es war, als wenn sie ein Glas kaltes Wasser mitten ins Gesicht geschüttet bekommen hätte.
»Am 2. November um elf Uhr abends, Eastern Standard Time«, hatte Abe an dem Tag gesagt, an dem sie ihn zum letzten Mal sah, vor zehn Jahren in ihrem Haus in Vermont. »Wo auch immer du bist, du musst am 2. November gehen und vierundzwanzig Stunden in Bewegung bleiben, sonst holen die Leute, die deine Mutter getötet haben, auch dich.«
Vor ein paar Tagen war der 5. November gewesen, an dem offiziell die Sommersaison begann. Drei Tage nachdem Esther dem dringlichen Appell ihres Vaters zufolge hätte verschwinden sollen.
Doch sie war nicht verschwunden. Sie war immer noch hier.
Abe war nun seit zwei Jahren tot, und zum ersten Mal seit dem Beginn ihrer Flucht vor zehn Jahren gab es einen Grund für Esther, zu bleiben. Einen warmen, dreidimensionalen Grund, der gerade ihren Hals küsste.

So faszinierend die Buchmagie auch ist, das eigentliche Herzstück des Romans sind die komplexen familiären Beziehungen zwischen den Halbschwestern Joanna und Esther und ihren Eltern. Wollten Sie in erster Linie einen Roman über Familienbeziehungen schreiben, oder kamen die magischen Bibliotheken zuerst? Woher bezogen Sie Ihre Inspiration und was hat Sie an dieser speziellen Familienkonstellation gereizt?

Emma Törzs: Die Familie kam lange vor den magischen Bibliotheken! Ich hatte die Figuren Joanna, Esther und ihre Eltern schon eine Weile ausgearbeitet, bevor ich genau wusste, was ich mit ihnen machen wollte. Ich wusste von Anfang an, dass ich ein Buch über magische Schwestern schreiben wollte, denn meine eigene magische Schwester hat mich seit unserer frühen Kindheit darum gebeten. Ich stehe meinen Eltern und meiner »Blutsschwester« sehr nahe, aber ich habe auch drei fantastische Stiefschwestern, die ich liebe, und zwei Stiefeltern, für die ich sehr dankbar bin. Gemischte und vermischte Familien liegen mir sehr am Herzen.

((Am Abend desselben Tages, während Esther doch noch an der Party teilnimmt))

Die Massen liebten sie. Alle vier Mitglieder der Band hatten sehr gewissenhaft geprobt, und es war ihnen sogar gelungen, einigermaßen passable Achtzigerjahrebandkostüme zusammenzustellen: schwarze Jeans, Lederjacken. Esther und Pearl hatten ihr Haar wild auftoupiert, auch wenn es mit Haarspray noch überzeugender rübergekommen wäre, was jedoch niemand auf der Forschungsstation besaß. Sie sahen gut aus, und sie hörten sich gut an. Außerdem kam ihnen zugute, dass alle zu der Zeit, in der sie ihre Verstärker einsteckten, schon mehr oder weniger betrunken waren und ihnen nur zu gern zujubelten.
Esther war Bassistin und zweite Sängerin, und als sie ihr Set mit *Hell Is for Children* beendeten, war ihre Kehle rau und ihre Finger wund. Die Party stieg in der Kantine, die bei Tag wie eine Highschool-Cafeteria aussah, inklusive langer grauer Plastiktische,

die man an diesem Abend an die Wände geschoben hatte, um eine Art Tanzfläche zu schaffen. Obwohl die Neonröhren an der Decke ausgeschaltet und stattdessen eine Reihe rot und lila blitzender Partyleuchten installiert worden waren, lag eindeutig ein gewisses Mittelschulfeeling in der Luft, und Esther fühlte sich jung und albern und auf pubertäre Weise ausgelassen. Die Band hatte im vorderen Teil des Saals unter einer weißen Lichterkette gespielt, und sobald das Set vorbei war, dröhnte Popmusik aus den neuen Lautsprechern, die Esther selbst vor ein paar Monaten in den Raumecken installiert hatte.

Auf der großen Fliesenbodenfläche tummelten sich Leute, die Esther nicht kannte und die auch einander nicht kannten. Ein paar weitere saßen auf Stühlen und blockierten den Schwingtüren-Durchgang zur Warmhaltetheke der dunklen Edelstahlküche. Esther fiel auf, dass die neue Sommercrew erstaunlich braungebrannt und gesund wirkte im Vergleich zu ihren antarktisch blassen Kollegen. Auch die neuen Gerüche waren überwältigend in ihrer Vielschichtigkeit. Wenn man immer mit denselben Leuten zusammenlebte, dasselbe Essen aß, dieselbe wiederaufbereitete Luft atmete, dann nahm man irgendwann auch denselben Geruch an – den nicht einmal eine so feine Nase wie die von Esther genauer spezifizieren konnte. Diese neuen Kollegen brachten – buchstäblich – einen Hauch frischen Wind mit.

Und den Hauch von noch etwas anderem.

Esther befand sich mitten im Gespräch mit einem neuen Schreiner aus Colorado namens Trev, einem Mann, der Pearl zufolge »gefallen wollte«, als sie auf einmal den Kopf hob wie ein Jagdhund und die Nasenflügel blähte.

»Trägst du Aftershave?«, fragte sie. Unter dem Partygeruch nach Alkohol und Plastik war etwas, das sie ganz plötzlich an zu Hause denken ließ.

»Nein«, antwortete Trev und lächelte amüsiert, als sie sich zu ihm vorbeugte und schamlos an seinem Hals schnupperte.

»Hmm«, sagte sie.

»Vielleicht ist es mein Deo. Zeder. Sehr männlich.«

»Es riecht gut, aber nein, ich dachte … Ist ja auch egal.« Sie standen jetzt näher beieinander, und Trevs freundlicher Blick war offen flirtbereit geworden. Offenbar hatte er ihr Geschnüffel an seinem Hals als Interessensbekundung gedeutet. Esther wich einen Schritt zurück. Selbst wenn sie nicht vergeben wäre, machte er den Eindruck eines Mannes, der eine ganze Menge Outdoor-Ausrüstung besaß und ihr unbedingt beibringen wollte, wie man sie benutzte. Allerdings bewunderte sie die kontrollierte Art, mit der er sich bewegte. Es erinnerte sie an die Trainer der Martial-Arts-Kurse, die sie seit Jahren besuchte. Sie öffnete den Mund, um ein bisschen mitzuflirten, immerhin wollte sie ja nicht einrosten, doch da fing ihre Nase schon wieder diesen Geruch ein, der sie gerade eben abgelenkt hatte. Gott, was war das? Es versetzte sie zurück in die Küche ihrer Kindheit. Sie konnte den bauchigen grünen, leistungsschwachen Kühlschrank vor sich sehen, die Dellen und Kerben der Ahornholzschränke. Sie fühlte das verzogene Linoleum unter ihren Füßen. Gemüseartig, aber es war kein Gemüse. Fast würzig, und es roch *frisch*, was hier wirklich ungewöhnlich war. Rosmarin? Chrysanthemen? Kohl? Schafgarbe.

Auf einmal war die Antwort da, und fast hätte sie sich an den Worten verschluckt, die ihr plötzlich auf der Zunge lagen. Schafgarbe, Achillea millefolium, Plumajillo.

»Entschuldige mich«, sagte Esther und wandte sich ohne Rücksicht auf die feineren Regeln der Gesellschaft von dem verblüfften Schreiner ab. Sie schob sich an einer Gruppe von Leuten vorbei, die in der Frühstücksecke zusammenstanden und ihre Tattoos verglichen, und duckte sich unter den blauen Luftschlangen durch, die irgendjemand offenbar nach dem Zufallsprinzip an die Decke geklebt hatte. Dabei sog sie kurz und scharf die Luft durch die Nase ein. Sie folgte dem unverkennbaren Duft des Krauts, dem Geruch ihrer Kindheit, auch wenn sie wusste, dass es keinen Sinn hatte, egal, wie sehr sie sich anstrengte. Schon war der Duft wieder nur eine Erinnerung, überdeckt von dem Aromagemisch aus Pizza, Bier und Körpern.

Sie stand in der Mitte des Raums, umgeben von Musik und plappernden Fremden, zutiefst erstaunt darüber, mit welcher Wucht der Geruch ihr Herz getroffen hatte. Trug hier irgendjemand ein Parfum, das nach Schafgarbe roch? Falls ja, dann wollte sie die Arme um denjenigen schlingen und das Gesicht an seine Haut schmiegen. Normalerweise hielt Esther jeden

Verlustschmerz auf Armeslänge von sich fern. Sie dachte nicht an diejenigen, die sie im Lauf der Jahre hinter sich gelassen hatte. Sie dachte nicht an jene Orte, die sie Zuhause genannt hatte, und abgesehen von der Postkarte, die sie einmal im Monat an ihre Schwester und ihre Stiefmutter schickte, dachte sie auch nicht an ihre Familie. Es war eine beständige, ermüdende Anstrengung, dieses Nichtdenken, als wäre es ein Muskel, den sie permanent anspannen musste. Der Geruch nach Schafgarbe hatte diesen verhärteten Muskel jedoch mit einem Ruck gelockert, und mit der Entspannung kam eine Traurigkeit, die jener verwandt war, die sie kurz vor der Party mit Pearl in ihrem Zimmer überkommen hatte.

Pearl stand auf der anderen Seite des Raums, das Gesicht gerötet, ihr toupiertes Haar so zerzaust, dass sie aussah, als wäre sie gerade von einem fremden Motorrad oder aus einem fremden Bett gestiegen. Sie trug dunkelvioletten Lippenstift, der ihre Augen wie glänzende Beeren wirken ließ, und sie unterhielt sich mit einer Frau, die fast genauso groß war wie sie selbst. Esther stürmte auf sie zu, wild entschlossen, sich so schnell aus diesem Stimmungsumschwung zu befreien, wie er sie überfallen hatte.

»Tequila«, sagte sie zu Pearl.

»Das ist Esther«, sagte Pearl zu der Frau, mit der sie sich unterhielt. »Elektrikerin. Esther, das hier ist Abby von der Instandhaltung, sie hat letztes Jahr in Australien gelebt!«

Abby und Pearl brachen in gemeinschaftliches Kichern aus, fröhlich betrunken. Pearl schenkte für jede einen Shot ein und legte für Esther gleich noch einmal nach, nachdem diese den ersten Tequila in einem Zug geleert hatte. Schon fühlte sie sich besser, und nach und nach gelang es ihr, das ungute Gefühl abzuschütteln, das ihr die Kehle zugeschnürt hatte. Sie war jemand, der in der Gegenwart lebte, nicht in der Vergangenheit. Sie konnte es sich nicht leisten, das zu vergessen.

Die Party hatte getan, was sie sollte, und den protektiven Isolationismus der Überwinterer hinfortgefegt, und schon bald wurde getanzt, dann noch mehr getrunken. Dann folgte ein abstruses Spiel, bei dem es irgendwie darum ging, Vogelnamen zu brüllen, und dann wurde wieder getrunken. Vorhersehbarerweise reiherte auch jemand. Pearl und Abby schrien sich eine ganze Weile fröhlich Bemerkungen über jemanden zu, der irgendwie ein gemeinsamer Bekannter aus Sydney zu sein schien und der offenbar einen wirklich schlimmen Hund hatte. Schließlich wurde Esther von Pearl auf die improvisierte Tanzfläche geschleift, wo sie ihren langen, fast nur aus Beinen bestehenden Körper um Esthers kleinere Gestalt schlang. Die Musik war tief und pulsierend, und irgendwann tanzten sie so eng, als befänden sie sich in einem echten Club statt in einem aufgeheizten Kasten auf einer gewaltigen Eisfläche, viele tausend Meilen von allem entfernt, das man als Zivilisation bezeichnen konnte.

Esther schob Pearl das Haar aus dem verschwitzten Gesicht und versuchte, nicht an ihre Familie oder an die Warnungen ihres Vaters oder an die Tage zu denken, die seit dem 2. November verstrichen waren. Stattdessen konzentrierte sie sich auf die Gegenwart, auf das Wummern des Basses und das Gefühl von Pearls Körper an ihrem. Ich wünschte, ich könnte ewig so weitermachen, dachte sie.

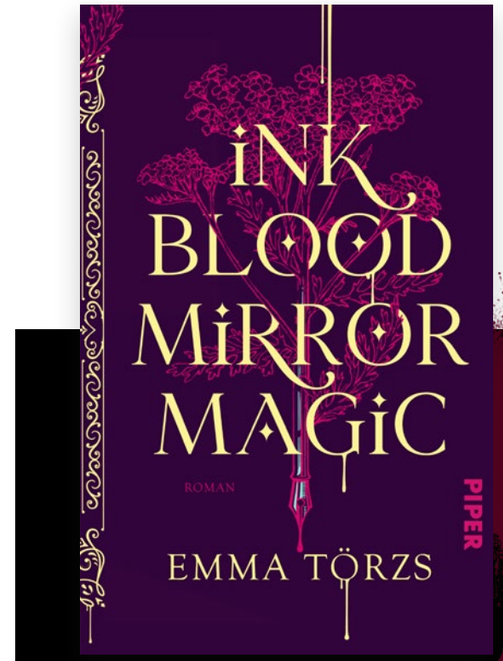
Doch sobald Körperlichkeiten ins Spiel kamen, gab es kein »ewig«, und irgendwann musste sie pinkeln.

Die Toilette ein Stück den Gang hinunter war im Kontrast zu der Party fast unheimlich still, als Esther mit einem Krachen die Tür aufstieß und sich an ihrer Jeans zu schaffen machte. Das Plätschern des Urins hallte laut in der Edelstahlschüssel wider, und Esther konnte ihren eigenen betrunkenen Atem hören, schwer vom Tanzen, rau vom Sprechen. Die Toilettenspülung war das reinste Brüllen. Vor dem Waschbecken betrachtete Esther sich kurz im Spiegel. Mit einem Finger strich sie ihre dunklen Brauen glatt, klimperte mit den Augen und drehte ein paar Haarsträhnen um die Finger, um ihren leichten Locken etwas mehr Form zu geben. Dann hielt sie inne, verengte die Augen.

Am Rand des Spiegels entdeckte sie eine Reihe kleiner Flecken. Braunrote Schlieren auf dem Glas, sie waren symmetrisch, aber nicht identisch, ein Fleck an jeder Ecke, wie mit einem Pinsel oder mit dem Daumen gemalt. Sie beugte sich vor, musterte die Markierungen genauer, befeuchtete dann ein Papierhandtuch, um sie fortzuwischen.

Das Tuch richtete nichts aus, nicht einmal, als sie Seife dazugab. Ihr Herz schlug schneller. Sie versuchte, die Markierungen abzukratzen. Sie gaben nicht nach.

Esther wich so hastig zurück, dass sie fast gefallen wäre.
Jemand, der wie Esther aufgewachsen war, erkannte getrocknetes Blut, wenn er es sah, ganz zu schweigen von einem Muster aus Blut, das nicht zu entfernen war. Jedem, der wie Esther aufgewachsen war, war vollkommen klar, was das blutige Muster bedeuten konnte. Der Geruch nach Schafgarbe war wieder da, allerdings wusste sie nicht, ob sie ihn wirklich hier im Toilettenraum roch oder ob er nur in ihrem Verstand existierte.
Blut. Kräuter.
Irgendjemand hier hatte ein Buch.
Irgendjemand hier übte Magie aus.
»Nein«, sagte Esther laut. Sie war betrunken, sie war paranoid, seit sechs Monaten war sie in einem Betonkasten eingesperrt, und jetzt sah sie Dinge, die nicht da waren.
Sie wich vor dem Spiegel zurück, den Blick immer noch auf ihr eigenes entsetztes Gesicht gerichtet, zu verängstigt, um dem Glas den Rücken zu kehren. Als sie gegen die Tür stieß, fuhr sie herum und stürmte hinaus. Sie rannte durch den schmalen Korridor auf den Fitnessraum zu. Im Cardio-Raum war es so hell, dass das Licht zu sirren schien, die Geräte standen in schematischen Reihen auf dem grauen gepolsterten Boden, und die grünen Wände ließen alles und jeden kränklich blass aussehen. Auf einer der Hantelbänke saß ein wild knutschendes Pärchen, und beide stießen ein überraschtes Keuchen aus, als Esther an ihnen vorbei und in den weißen Toilettenraum stürmte, in dem es nur eine Kabine gab.
Auf dem Spiegel prangten die gleichen rotbraunen Markierungen, dasselbe Muster. Esther entdeckte die Flecken auch in der Toilette des Gemeinschaftsraums, in der beim Labor und in der Toilette neben der Küche. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, als sie in ihr eigenes Zimmer stolperte, doch Gott sei Dank war ihr Spiegel unberührt. Wahrscheinlich waren nur die öffentlichen Spiegel markiert worden – ein kleiner Trost. Sie konnte wohl kaum jeden Spiegel in der gesamten Forschungsstation zertrümmern, ohne sich in Schwierigkeiten zu bringen.
Sie schloss die Tür hinter sich ab und stellte sich vor das Glas, die Hände auf die niedrige Kommode gestemmt. Sie stützte sich schwer auf das Holz, um denken zu können. Es handelte sich hier eindeutig um irgendeine Form von Spiegelmagie, doch sie war zu panisch und zu betrunken, um sich daran zu erinnern, was das bedeuten konnte. Eines der Bücher ihrer Familie konnte einen Spiegel in eine Art Stimmungsring verwandeln, woraufhin das Glas die wahren Emotionen einer Person etwa eine Stunde lang reflektierte, und dann gab es da noch den Spiegel in Schneewittchen, den die böse Königin immer nach der Schönsten im ganzen Land fragte … aber war dies hier nur irgendein Märchenmist, oder war es das echte Leben?
Sie brauchte Klarheit, Nüchternheit. Sie ließ den Kopf hängen und atmete bewusst tief und ruhig. Auf der Kommode, zwischen ihren Händen, lag der Roman, den sie gerade aus dem Spanischen ins Englische übersetzte, und sie starrte das vertraute grüne Cover an, den Schmuckrahmen und die stilisierte Zeichnung eines dunklen Türrahmens unter dem Titel *La Ruta Nos Aportó Otro Paso Natural* von Alejandra Gil aus dem Jahr 1937. Soweit Esther es hatte herausfinden können, war dieser Roman Gils erste und einzige Publikation – außerdem war es Esthers einziger Besitz, der früher einmal ihrer Mutter Isabel gehört hatte.
Auf der Innenseite des Covers gab es eine Notiz, eine Übersetzung des Titels in der perfekten, kontrollierten Handschrift ihrer Mutter. »Vergiss nicht«, hatte ihre Mutter sich selbst auf Englisch ermahnt: »Der Pfad weist uns den nächsten natürlichen Schritt.«
Esthers Stiefmutter Cecily gab ihr diesen Roman, als sie achtzehn war, an dem Tag, bevor sie ihr Zuhause für immer verließ, und damals war die Übersetzung auch nötig gewesen. Eigentlich hätte Spanisch ihre Muttersprache sein sollen, doch Isabel starb, als Esther noch zu jung für Sprachen war, weshalb es die Sprache ihrer Mutter blieb. Trotzdem ließ sie sich diesen spanischen Titel ein paar Monate später auf das Schlüsselbein tätowieren: »la ruta nos aportó« auf die rechte, »otro paso natural« auf die linke Seite. Ein Palindrom, das man auch im Spiegel lesen konnte.
Es fühlte sich an, als wären seit der Party bereits Stunden vergangen, doch der Schweiß vom Tanzen trocknete noch immer auf ihrer Haut. Sie trug nur noch ein schwarzes Tanktop, in dem sie nun zitterte. Im Glas konnte sie die Worte ihrer Tätowierung unter den Trägern sehen. Als es damals gestochen wurde, war sie gerade aus ihrem Zuhause geflohen, ohne ihre Familie. Sie fühlte sich haltlos, verängstigt in einer Welt, in der es auf einmal keine Struktur mehr gab, weshalb ihr die bloße Vorstellung eines Pfads und erst recht eines natürlichen nächsten Schritts wie etwas ungeheuer Tröstliches erschienen war. Nun jedoch, da sie bald dreißig wurde, hervorragend Spanisch sprach und vor allem den Roman gelesen hatte, begriff sie, dass Gils Titel ganz und gar nicht tröstlich gemeint war. Vielmehr sprach er von einer Art vorgegebener Bewegung, von dem sozialen Konstrukt eines Pfads, der die Menschen, vor allem die Frauen, zu einer Abfolge von Schritten zwang, während man ihnen vorgaukelte, sie hätten sich selbst für sie entschieden.
Heute kamen ihr diese Worte wie ein kämpferischer Schrei vor, eine Aufforderung, dem Pfad nicht zu folgen, sondern davon abzuweichen. Tatsächlich hatte genau diese Interpretation des Satzes ihr bei der Entscheidung geholfen, die längst vergangenen Anweisungen ihres Vaters zu ignorieren und auch für die Sommersaison in der Antarktis zu bleiben.
Eine Entscheidung, von der sie nun fürchtete, sie könnte sie noch schrecklich bereuen.
»Du musst am 2. November gehen«, hatte er gesagt, »sonst holen die Leute, die deine Mutter getötet haben, auch dich. Und nicht nur dich, Esther. Sie werden auch deine Schwester jagen.«
Zehn Jahre lang hatte sie auf ihn gehört, hatte gehorcht. An jedem 1. November hatte sie ihre Sachen gepackt und sich an jedem 2. November in Bewegung gesetzt, manchmal war sie diesen ganzen langen Tag und die ganze Nacht durchgefahren, manchmal hatte sie eine Reihe von Bussen, Flugzeugen und Zügen genommen, ohne zu schlafen. Von Vancouver nach Mexico City. Von Paris nach Berlin. Von Minneapolis in die Antarktis. Jedes Jahr, wie ein Uhrwerk. Nur dieses Jahr nicht. Dieses Jahr hatte sie seine Warnung ignoriert. Dieses Jahr war sie geblieben.
Und nun war der 5. November, die Forschungsstation war voller Fremder, und einer von ihnen hatte ein Buch mitgebracht.



28. SEP 2023

EMMA TÖRZS
INK BLOOD MIRROR MAGIC
Roman
Laminierter Pappband
560 Seiten
25,00 € (D) 25,70 € (A)
ISBN 978-3-492-70657-5

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)

VERFASSUNGSSCHUTZ

RONEN STEINKE

INTERVIEW

Lieber Ronen, warst du mal in den geheimen Gebäuden des Verfassungsschutzes?
Ja, sogar ziemlich oft. Ich habe etliche Verfassungsschutzämter besucht, um dort Gespräche zu führen. Oft sind das ganz unscheinbare Gebäude. Draußen steht nichts an der Tür. Ein Bürohaus im Gewerbegebiet. Linoleum. Behördenatmosphäre. Es weht meist auch nicht ein Hauch von James Bond, die Agenten kommen nicht durchtrainiert und im Maßanzug zur Arbeit.

Die Agenten sehen aus wie du und ich?
Es soll ja alles möglichst klandestin sein, Passanten und Nachbarn merken wahrscheinlich oft gar nicht, dass da der Geheimdienst sitzt. Ganz Deutschland ist übersät von solchen Posten. Da fährt man dann zum Beispiel im Berliner Regierungsviertel in einem altehrwürdigen Bürogebäude mit dem Aufzug hinauf, und oben im dritten Stock hängt plötzlich ein Iris-Scanner vor einer gepanzerten Tür. Innen öffnet sich eine verborgene Welt. Ich nehme die Leserinnen und Leser auch dorthin mit.

Was interessiert dich am Verfassungsschutz?
Es ist wahrscheinlich nur wenigen Menschen bewusst, wie stark dieser Geheimdienst heute in unsere aktuelle Politik involviert ist. Der Verfassungsschutz ist der Geheimdienst für das Inland. Das heißt, er spioniert gegen Bürgerinnen und Bürger hierzulande. Er schleust Spitzel in politische Parteien ein, hört Handys von Protestgruppen ab. Und er hat dabei politische Ziele im Sinn. Das ist etwas sehr Besonderes. Das gibt es in anderen europäischen Staaten nicht.

Was sind die politischen Ziele des Verfassungsschutzes?
Dieser Geheimdienst geht gegen politische Gruppen vor, selbst wenn sie kein einziges Gesetz gebrochen haben – einfach, weil er deren Ausrichtung missbilligt. Da geht es einmal gegen einen 15-jährigen Jungen, der sich in Nordrhein-Westfalen an Klimaprotesten beteiligt hat. Fast noch ein Kind, wird er mit WhatsApp-Nachrichten von einem Verfassungsschutz-Agenten manipuliert. Ein anderes Mal legen die Agenten eine Akte an, weil sich ein Schüler bei der Linkspartei engagiert. Er hatte sich dafür ausgesprochen, Schulnoten abzuschaffen. Ich habe die Akten gesehen.

Sind das nur seltene Exzesse?
Es hat System. Als rechtsstaatlich gesinnter Mensch muss man sich das sehr klar machen: Es geht für diesen Geheimdienst darum, politische Protestgruppen in Schach zu halten. Ich denke, es ist heikel, wenn eine Regierung auf diese Weise mit ihren Kritikern umspringt. Und es ist ein Problem, wenn dies alles im Verborgenen geschieht. Mir ist es ein Anliegen, das ans Licht zu holen.

Verfassungsfeinde, Extremisten – was könnte denn daran verkehrt sein, wenn ein Geheimdienst gegen solche gefährlichen Leute vorgeht?
Nun, so lautet die Theorie. Der Verfassungsschutz geht theoretisch gegen Menschen vor, die die Demokratie gefährden könnten. Sogenannte Extremisten, egal ob von rechts, links oder etwa mit einer islamistischen Ideologie. Das ist die Grundidee, und das leuchtet als Idee auch ein. Das Bundesverfassungsgericht hat dafür gute Worte gefunden: Die Demokratie muss sich dagegen schützen, dass Demokratiefeinde sie von innen zu zerstören versuchen, selbst wenn dabei legale Mittel verwendet werden.

Aber?
Wer definiert, wer ein Verfassungsfeind ist? Sind Klimaaktivisten Verfassungsfeinde? Sind Gentrifizierungsgegner Verfassungsfeinde? Das entscheidet dieser Geheimdienst weitgehend selbst, in Absprache mit dem Innenministerium. Diese Definitionshoheit bedeutet Macht. Der Geheimdienst entscheidet dann, welche politische Gruppe er ins Visier nimmt – und landet mit Vorliebe bei Linken oder anderen, die am Wirtschaftssystem rütteln.

MAASSENS WELTBILD TEILEN VIELE IM GEHEIMDIENST.

Gerade das Vorgehen gegen Klimaaktivisten beschreibst du ausführlich anhand einiger Beispiele.
Ja, derzeit läuft es rein praktisch so, dass der Verfassungsschutz auf Klimaaktivsten zeigt und zu ihnen sagt: Eure klimapolitischen Ziele würden es notwendig machen, das man die Art unseres Wirtschaftens revolutioniert, und das geht uns aber zu weit, das wollen wir nicht dulden. – Ich meine: Das ist sehr, sehr gewagt. Als Demokrat stutzt man da doch ein wenig.
Hast du mit Agenten des Verfassungsschutzes gesprochen? Was arbeiten da für Leute?
Natürlich, und das sind natürlich oft keine politisch zurückhaltenden Menschen, sondern oft politisch sehr sendungsbewusste. Das zählt zum Job-Profil. Denken wir an Hans-Georg Maaßen. Er war sechseinhalb Jahre lang der Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz, und er war schon damals, in der Zeit zwischen 2012 und 2018 jemand, der mir in Gesprächen oft erklärt hat: Was ständig unterschätzt werde, das sei die Gefahr von links.

Hans-Georg Maaßen gilt heute als jemand, der sich radikalisiert hat. Du hast ihn jahrelang eng beobachtet, hast mit vielen Weggefährten gesprochen, darüber schreibst du auch. Was ist dein Eindruck, ist der deutsche Inlandsgeheimdienst jahrelang von einem verkappten Rechtsradikalen geführt worden?
Sagen wir es deutlich: Der Mann, der mehr als sechs Jahre lang an oberster Stelle bestimmt hat, wer in Deutschland als »Extremist« eingestuft wird und wer nicht, schreibt heute, die aktuelle Migrationspolitik sei »Ausdruck einer grün-roten Rassenlehre, nach der Weiße als minderwertige Rasse angesehen werden und man deshalb arabische und afrikanische Männer ins Land holen müsse«. Er gibt heute Interviews für Internetportale, die etwa der AfD-Politikerin Beatrix von Storch gehören. Das ist entsetzlich, aber zum vollständigen Bild gehört auch: Dieses Weltbild Maaßens war nie ein Geheimnis.

Inwiefern?
Das konnte man schon in seiner Doktorarbeit nachlesen, die vor Polemik gegen Flüchtlinge nur so strotzte. Ich zitiere im Buch daraus. Und Maaßen hat nicht trotz, sondern stets wegen seines sehr prononciert rechtskonservativen Weltbilds Karriere gemacht. Es ist mir ein bisschen zu simpel, wenn Maaßens ehemaligen Weggefährten heute erschrocken tun, auf Distanz gehen und den Eindruck erwecken, er wäre ganz allein gewesen. Ich denke, es ist wichtig zu zeigen, dass die Bundesregierung für diesen politisch heiklen Posten jemand haben wollte, der genau so tickte wie Maaßen. Horst Seehofer als Innenminister tickte in der Flüchtlingspolitik genauso. Von Seehofer stammt der Spruch, er werde »bis zur letzten Patrone« gegen die Einwanderung in die Sozialsysteme kämpfen. Was für eine sprachliche Enthemmung.

Der Nachfolger von Hans-Georg Maaßen, Thomas Haldenwang, scheint hingegen viel moderater zu sein, nicht?
Sicher, aber die Frage ist doch: Wie sinnvoll ist es, dass eine Institution namens Verfassungsschutz, die theoretisch nur als neutraler Schiedsrichter und Frühwarnsystem das demokratische System schützen soll, in Wahrheit derart wechselnden politischen Trends unterliegt? Der eine Verfassungsschutz-Chef mag mir politisch ferner sein, der andere näher, das ändert doch nichts am Grundproblem, meine ich. Dieses lautet: Hier nutzen die Regierenden offenbar einen machtvollen Geheimdienstapparat, um Innenpolitik zu betreiben. Die Frage ist ganz simpel: Schützt das die Demokratie – oder schädigt es sie nicht eher? Davon handelt mein Buch.

Das Besondere an deinen Büchern ist die Anschaulichkeit. Du diskutierst Fragen von Demokratie und Recht – aber stets anhand kleiner Geschichten, kleiner Szenen. Welchen Teil dieser Reporter-Arbeit magst du am liebsten?
Am wichtigsten ist es, die Menschen kennenzulernen, die sich als Agentinnen und Agenten selbst des Zwiespalts bewusst sind, in dem sie sich befinden, aber darüber eben mit niemandem sprechen können. Eine junge Agentin hat mir zum Beispiel Einblicke in ihre Arbeit im rechtsextremen Milieu gegeben. Sie schaltet morgens ihr Handy an, loggt sich unter falscher Identität in Fake Accounts ein, postet rechtsextreme Sprüche. Jeden Tag. Die Idee ist: Um einen Fuß in die Tür zu bekommen und das Vertrauen von Rechtsextremen zu gewinnen, muss sie eben mithetzen. Wenn sie das gut macht, wird sie vielleicht irgendwann auch in Anschlagspläne eingeweiht und kann auf diese Weise schlimme Dinge verhindern. Aber bis dahin bestärkt sie andere Rechtsextreme in deren Weltbild. Dessen ist sie sich sehr bewusst.

Wie viele Agenten des Verfassungsschutzes spionieren heute?
Ich zeige durch die Recherchen in meinem Buch, dass die Zahl eine historische Rekordhöhe erreicht hat. Es sind heute mehr als 8000. Noch nie gab noch so viele wie heute. Auch ihr geheimes Budget ist in den vergangenen zwanzig Jahren in die Höhe geschossen, wie ich zeige. Man muss sich das einmal klarmachen: Deutschland beschäftigt heute mehr Spione, die im Inland spähen, gegen seine eigenen Bürger, als im Ausland, gegen fremde Regierungen oder Terrorgruppen auf dem ganzen Globus.
Dein Buch kommt so gesehen zu einem guten Zeitpunkt. Ist das auch deine Motivation gewesen?
Dieser massive Anstieg, dieser deutliche Trend dahin, dass sich die Regierenden in der Bundesrepublik stärker denn je auf einen Inlandsgeheimdienst stützen, sogar stärker als in der Zeit von RAF und Kaltem Krieg: Ich bin der Meinung, dass wir dies kritisch hinterfragen sollten. Das ist eine Frage von Demokratie und Rechtsstaat. Da braucht es eine neue Diskussion in Deutschland. Nicht mit Schaum vor dem Mund und auch nicht mit düsteren Mythen im Kopf, sondern aufgeklärt und gut informiert.

LESEPROBE

Pssst!

Es waren martialische Bilder, die Abend für Abend in der Tagesschau gezeigt wurden: Polizisten, die in einen dichten Wald hinein vorrückten, von Kopf bis Fuß gepanzert, schwarz, behelmt. Sie stapften mit ihren Stiefeln auf Waldboden wie eine römische Legion. Es war Frühjahr 2020, in Nordrhein-Westfalen protestierten Klima-Aktivisten, um eine Grabung nach Braunkohle zu verhindern. Der Staat fuhr Räumfahrzeuge auf, rammte Scheinwerfer in den Boden, schloss große Lautsprecheranlagen an Generatoren an.
Viel weniger auffällig, eher diskret, machten aber gleichzeitig auch ein paar andere Beamte die Runde. Sie waren in Zivil gekleidet, teils in Jeans, teils in Kapuzenpullovern. Rund um die Demonstration schwärmten Agenten aus. Einige der jungen Aktivisten, die hier ihren Protest zum Ausdruck brachten, bekamen von diesen Beamten Visitenkarten zugesteckt, auf denen das Landeswappen Nordrhein-Westfalens prangte und das »Referat 614« erwähnt war. Es gehört zum Verfassungsschutz und ist zuständig für »Prävention/Aussteigerprogramme«.
Unter den Demonstranten befand sich auch ein 15-Jähriger, Jeremy M. Als er wieder zu Hause war, guckte er sich die Visitenkarte lange an, dachte nach. Jeremy M. lebte in Krefeld in der Obhut des Jugendamtes. Da er gerade verunsichert und besorgt war, fing er an, WhatsApp-Nachrichten zu wechseln mit dem netten Beamten, der ihm absolute Diskretion versprochen hatte.

An einem Morgen um 10.20 Uhr schrieb der Verfassungsschutz-Agent ihm zurück: »Habe mit der Jugendgerichtshilfe gesprochen. Vielleicht kann ich etwas für Sie erreichen.«
Der 15-Jährige schöpfte Hoffnung. Sein Problem war ein Strafurteil, das er erhalten hatte, eine unangenehme Sache. Es ging um einen Hausfriedensbruch bei einer Demo. Jeremy M. war mit anderen auf das Gelände des Braunkohletagebaus Garzweiler eingedrungen, Privatbesitz des Konzerns RWE. Nun erwarteten ihn ein paar Tage Arrest in einem Jugendgefängnis. Deshalb freute sich der 15-Jährige über eine weitere Nachricht des Agenten: »Wir sind noch im Gespräch und ich will versuchen den Arrest zu wandeln«, schrieb er. Vielleicht würde es klappen, hieß das, vielleicht würde Jeremy M. nicht in die Haft müssen.
»Okay danke«, schrieb er um 10.25 Uhr zurück.
Tagelang schrieben sich der Agent, der sich Felix M. nannte, und der Jugendliche auf diese Weise hin und her. In der Tagesschau konnte man derweil zusehen, wie die Politiker in Nordrhein-Westfalen erbittert darüber stritten, ob man wirklich weiter Braunkohle abbauen sollte oder die Demonstrierenden nicht eher recht hätten mit ihrem Verweis auf die Folgen für die Erderhitzung. Der Agent grüßte im Chat stets fröhlich, er verwendete auch Emojis wie zum Beispiel ein vierblättriges Kleeblatt für »Viel Glück«.
Bald ging es um eine Art von Vertrag, den Jeremy M. unterschreiben sollte, den der Agent ihm aber nicht per Chat schicken, sondern nur persönlich zeigen wollte. »Dienstliche Unterlagen werden nicht als WhatsApp versendet«, schrieb der Agent. Sorry, da sei nichts zu machen. »Ich könnte zu ihrer Wohnung kommen und wir reden am Auto.« Aber alles müsse bitte diskret ablaufen, ohne weitere Zeugen, darauf bestand der Verfassungsschützer.
Schließlich wurde Jeremy M. klar, was der Agent ihm anbieten wollte. Zusammenarbeit. Der 15-Jährige zögerte. Er schrieb: »Hallo, Könnten Sie mir eventuell die Sachen die ich unterschreiben soll als Foto schicken damit ich mir das vorher durchlesen kann sowie mit meinem Vater darüber sprechen kann?« Versendet um 18.04 Uhr.
Der Agent antwortete: »Wenn Sie das nicht wollen, kein Problem, Sie entscheiden, ob ihr Leben mit oder ohne unsere Begleitung weiter geht.«

LESEPROBE

Das schwache Geschlecht? Lange wurde das Weibliche in der Wissenschaft auf das Mütterliche, das Aufopfernde, das Passive reduziert. Lucy Cooke wirft einen feministischen Blick auf die Tierwelt, der die überholten, patriarchal geprägten Annahmen über Bord wirft. Cooke hat in Oxford Zoologie mit Schwerpunkt Evolution und Tierverhalten studiert; sie arbeitet als Dokumentarfilmemacherin und Moderatorin, schreibt und hält TED-Talks und Vorträge. Ihr faszinierendes Buch zeichnet ein frisches Bild des weiblichen Tiers und der Kräfte, die die Evolution beeinflusst haben.

Einführung

Zoologie zu studieren gab mir das Gefühl, eine bedauernswerte Außenseiterin zu sein. Nicht weil ich Spinnen liebte, gerne tote Tiere zerlegte, die ich neben der Straße gefunden hatte, oder begeistert in Tierkot herumstocherte, um herauszufinden, was seine Urheber gefressen hatten. Alle meine Mitstudent:innen teilten diese seltsamen Vorlieben mit mir, das musste einem also nicht peinlich sein. Nein, der Quell meines Unbehagens war mein Geschlecht. Weiblich zu sein bedeutete nur eines: Ich war eine Verliererin.

»Das weibliche Geschlecht wird ausgebeutet, und die grundlegende evolutionäre Basis für diese Ausbeutung ist die Tatsache, dass Eizellen größer sind als Samenzellen«, schrieb mein Hochschullehrer Richard Dawkins in seinem Evolutions-Bestseller »Das egoistische Gen«.

Den Lehren der Zoologie zufolge kamen wir Eizellen-Produzentinnen durch unsere massigen Gameten schon immer zu kurz. Da wir unser genetisches Erbe wenigen nährstoffreichen Eizellen anvertrauen und es nicht in Millionen von beweglichen Spermien stecken, haben unsere Urahninnen in der Lotterie des Lebens offensichtlich den Kürzeren gezogen. Somit müssen wir bis in alle Ewigkeit die zweite Geige hinter den Sperma-Produzenten spielen, als weibliche Randnotiz zum männlichen Hauptereignis.

Man lehrte mich, dass dieser offensichtlich triviale Unterschied zwischen unseren Geschlechtszellen die Ungleichheit der Geschlechter fest zementiert habe. »Wie wir sehen werden, lassen sich alle anderen Unterschiede zwischen den Geschlechtern aus diesem einen grundlegenden Unterschied ableiten«, so Dawkins. »Damit beginnt die Ausbeutung des weiblichen Geschlechts.«

Männliche Tiere führten demnach ein verwegenes Leben, stets vorwärtsgerichtet und aktiv. Sie kämpften miteinander um die Herrschaft oder den Besitz von Weibchen. Sie paarten sich immer und überall, getrieben von dem biologischen Imperativ, ihren Samen möglichst weit zu verbreiten. Und sie dominierten sozial; Weibchen folgten widerspruchslos den männlichen Anführern. Die Rolle des Weibchens war von Natur aus die der selbstlosen Mutter; somit hielt man alle mütterlichen Anstrengungen für gleichartig: Bei uns gab es keinerlei Konkurrenzdenken. Sex war eher eine Pflicht als ein Trieb.

Im Hinblick auf die Evolution galten die Männchen als treibende Kraft des Wandels. Wir Weibchen konnten dank gemeinsamer DNA auf den Zug mit aufspringen, solange wir schön brav waren und nicht den Mund aufmachten.

Als Eizellen produzierende Studentin der Evolutionswissenschaft fand ich mich in diesem Fünfzigerjahre-Modell der Geschlechterrollen einfach nicht wieder. War ich als Frau etwa vollkommen aus der Art geschlagen?

Die Antwort auf diese Frage lautet zum Glück: nein. Um die Biologie ist eine sexistische Mythologie gewoben worden, die unsere Wahrnehmung der weiblichen Tiere verzerrt. Tatsächlich gibt es in der Natur eine enorme Vielfalt weiblicher Formen und Rollen, die ein faszinierend breites Spektrum an anatomischen Eigenschaften und Verhaltensweisen abdeckt. Ja, darunter sind auch die hingebungsvollen Mütter, ebenso aber die weiblichen Blatthühnchen, die sich einen Harem aus mehreren Männchen halten und Brut sowie Jungenaufzucht diesen überlassen. Weibchen können durchaus treu sein, doch nur sieben Prozent der Arten sind sexuell monogam – somit sind viele Weibchen »untreu« und suchen sich mehrere Partner. Zudem sind bei Weitem nicht alle tierischen Gesellschaften männlich dominiert. In den verschiedensten Tierklassen gibt es Alphaweibchen, die ihre Autorität auf unterschiedlichste Weise ausüben, von wohlwollend (Bonobos) bis brutal (Bienen). Weibchen können ebenso heftig miteinander konkurrieren wie Männchen: Topi-Weibchen (eine Leierantilope) kämpfen mit beachtlichen Hörnern erbittert um den Zugang zu den besten Männchen, und Erdmännchen-Matriarchinnen zählen zu den mörderischsten Säugetieren unseres Planeten; sie töten die Jungen ihrer Konkurrentinnen und unterdrücken deren Fortpflanzung. Schließlich wären da noch die Femmes fatales: kannibalistische Spinnenweibchen, die ihre Partner als post- oder gar präkoitale Snacks verputzen, sowie »lesbische« Echsen, die gar keine Männchen mehr brauchen und sich nur noch per Klonen fortpflanzen. In den letzten Jahrzehnten wurde unser Wissen darüber, was es bedeutet, weiblich zu sein, völlig revolutioniert. Von diesem Umbruch handelt das vorliegende Buch. Ich werde Ihnen darin eine (im Wortsinne) wilde Auswahl bemerkenswerter weiblicher Tiere präsentieren – und der Wissenschaftler:innen, die diese erforschen. Gemeinsam haben sie nicht nur den Begriff des Weiblichen für die Arten, sondern auch die evolutionär wirkenden Kräfte an sich neu definiert.

Wenn wir den Ursprung dieser verzerrten Sicht auf die Natur verstehen wollen, müssen wir ins England des 19. Jahrhunderts zurückgehen, in die Zeit meines wissenschaftlichen Idols: Charles Darwin. Seine Theorie der Evolution durch natürliche Selektion erklärte, wie sich aus einem gemeinsamen Urahn die ganze Vielfalt des Lebens entwickeln konnte. Organismen, die besser an ihre Umwelt angepasst sind als andere, haben eine größere Chance, zu überleben und jene Gene weiterzugeben, die ihnen zu diesem Erfolg verholfen haben.

IN DEN LETZTEN JAHRZEHNTEN WURDE UNSER WISSEN DARÜBER, WAS ES BEDEUTET, WEIBLICH ZU SEIN, VÖLLIG REVOLUTIONIERT.

Dieser Prozess führt dazu, dass sich Arten im Lauf der Zeit verändern und aufspalten. Oft mit dem fälschlich »zitierten« *survival of the fittest* (auf Deutsch: Überleben der am besten Angepassten) umschrieben – die Wendung stammt von dem Philosophen Herbert Spencer und wurde von Darwin auf Druck von außen erst in die fünfte Auflage von »Über den Ursprung der Arten« (1859) aufgenommen –, ist diese Idee so brillant wie einfach und wird zu Recht als eine der größten intellektuellen Errungenschaften aller Zeiten gefeiert. Bei aller Genialität kann die natürliche Selektion jedoch nicht alles erklären, was wir in der Natur vorfinden. Darwins Evolutionstheorie wies einige große Erklärungslücken auf, etwa hinsichtlich ausgeprägter Merkmale wie dem Hirschgeweih oder dem Schwanz des männlichen Pfaus. Solche Extravaganzen bieten keinen allgemeinen Überlebensvorteil, sie können sogar das tägliche Leben erschweren. Somit konnten sie nicht durch die utilitaristische Kraft der natürlichen Selektion geformt worden sein. Darwin erkannte dies, was ihn lange quälte. Ihm war klar, dass hier ein anderer Evolutionsmechanismus am Werk sein musste, der eine eigene Zielsetzung hatte. Diese bestand, wie er schließlich realisierte, im Streben nach Sex, und so schuf er den Begriff der geschlechtlichen Zuchtwahl, sprich: der sexuellen Selektion.

»Cooke hinterfragt überzeugend das Stereotyp vom passiven, nährenden, erobert sein wollenden Weiblichen als biologische Norm in der Tierwelt. Bringt Schwung in öden Gender-Partytalk.«
PETRA AHNE, FAZ

»Wunderbar. Cooke zerstört fröhlich Mythos um Mythos über unsere wilden Schwestern.«
THE TELEGRAPH

»Eine schillernde, witzige und auf elegante Weise zornige Vernichtung unserer Vorurteile über weibliches Verhalten und die Geschlechter im Tierreich … ›Bitch‹ ist ein Wahnsinnsspaß.«
OBSERVER

»Herrlich … Eine kühne und fesselnde Demontage der sexistischen Mythologie, mit der die Biologie durchzogen ist … Voller fabelhafter Überraschungen.«
GUARDIAN

»Herrlich originell«
DAILY MIRROR

»Anschaulich, engagiert und äußerst sachkundig.«
SUNDAY TIMES

Für Darwin erklärte diese weitere evolutionäre Kraft die auffälligen Merkmale – ihr einziger Zweck musste darin bestehen, das andere Geschlecht für sich zu gewinnen oder anzulocken. Diese Nachrangigkeit drückte Darwin mit der Bezeichnung »secundäre Sexualcharaktere« (sekundäre Geschlechtsmerkmale) aus, um sie von den primären Geschlechtsmerkmalen (wie Fortpflanzungsorganen und äußeren Genitalien) zu unterscheiden, die für den Fortbestand des Lebens essenziell sind.

Ein gutes Jahrzehnt, nachdem Darwin der Welt sein Konzept der natürlichen Selektion präsentiert hatte, veröffentlichte er sein zweites theoretisches Meisterwerk: »Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl« (1871). In diesem kraftvollen Folgewerk skizzierte er seine neue Theorie der sexuellen Selektion, die die von ihm beobachteten grundlegenden Unterschiede zwischen den Geschlechtern erklärte. Bei der natürlichen Selektion geht es ums Überleben, bei der sexuellen Selektion letztlich um die Konkurrenz um Sexualpartner. Und in Darwins Augen war dieses Konkurrieren ganz überwiegend Männersache.

»… die Männchen beinahe aller Thiere [haben] stärkere Leidenschaften … als die Weibchen. Daher sind es die Männchen, welche mit einander kämpfen und eifrig ihre Reize vor den Weibchen entfalten«, so Darwin. »Das Weibchen ist andererseits mit sehr seltenen Ausnahmen weniger begierig als das Männchen. … [es] verlangt … im Allgemeinen geworben zu werden, es ist spröde …«

In Darwins Augen erstreckte sich der Geschlechtsdimorphismus somit auch auf die Verhaltensweisen der Geschlechter. Diese Geschlechterrollen waren so vorhersagbar wie körperliche Merkmale. Die Männchen treiben die Evolution voran, indem sie mit extra dafür entwickelten »Waffen« oder »Reizen« um den »Besitz« der Weibchen kämpfen. Die Konkurrenz bewirkt bei den Männchen einen sehr unterschiedlichen Fortpflanzungserfolg, und diese sexuelle Selektion bringt die weitere Evolution siegreicher Merkmale mit sich. Weibchen stehen unter geringerem Variationsdruck; ihre Rolle besteht darin, sich den männlichen Merkmalen zu unterwerfen und diese weiterzugeben. Darwin war sich nicht sicher, warum dieser Unterschied bestand, er vermutete aber, dass sich dies unter anderem auf die Geschlechtszellen und den Energieaufwand der Weibchen für die Jungenaufzucht (mütterliches Investment) zurückführen ließe.

Darwin wusste, dass die sexuelle Selektion neben der Konkurrenz unter den Männchen auch das Element einer Auswahl durch die Weibchen erforderte. Dies zu erklären war schwieriger, denn es gestand dem schwachen Geschlecht eine unangenehm aktive Rolle bei der Gestaltung der Männchen zu – was im viktorianischen England nicht wohlgelitten war und, wie wir später erfahren werden, Darwins Theorie der sexuellen Selektion für das wissenschaftliche Patriarchat besonders ungenießbar machte. Daher mühte sich Darwin nach Kräften, diese weibliche Macht herunterzuspielen, indem er beschrieb, dass diese »vergleichsweise passiv« und auf nicht bedrohliche Art erreicht wird, indem die Weibchen der männlichen Prahlerei »als scheinbar unbeteiligte Zuschauerin« beiwohnen.

Darwins Darstellung der Geschlechter als aktiv (Männchen) und passiv (Weibchen) hätte sich eine teure Werbeagentur mit unbegrenztem Budget nicht besser ausdenken können, bedient sie doch jene säuberliche Art von Dichotomie – wie richtig oder falsch, schwarz oder weiß, Freund oder Feind –, die das menschliche Gehirn so schätzt, weil es sie intuitiv als richtig empfindet.

MAN GLAUBTE, DASS WEIBCHEN IN IHRER ENTWICKLUNG QUASI STEHEN BLIEBEN.

Darwin und all die anderen Herren Zoologen, die zu seiner Erläuterung beisteuerten, konnten (oder wollten) sie nur nicht so sehen. Der größte Erkenntnisschritt in der Biologie, ja vielleicht in der gesamten Naturwissenschaft wurde von einer Gruppe Männer Mitte des 19. Jahrhunderts vollzogen, und dementsprechend finden sich darin bestimmte Annahmen bezüglich der Natur von sozialem und biologischem Geschlecht.

Dazu sei fairerweise angemerkt, dass Darwin nicht gerade ein ausgewiesener Experte für das andere Geschlecht war. Er hatte seine Cousine Emma geheiratet, nachdem er zuvor eine Pro-und-Contra-Liste zum Thema Ehe erstellt hatte. Diese aufschlussreiche romantische Auflistung, auf die Rückseite eines Briefes an einen Freund gekritzelt, hat beschämenderweise überdauert und enthüllt nun seine intimsten Gedanken, sodass alle Welt darüber für immer urteilen kann.

In zwei kurzen Spalten (»heiraten« und »nicht heiraten«) fasste Darwin seine innere Zerrissenheit zum Thema Heirat zusammen. Besondere Sorge bereitete ihm, dass er vielleicht weniger »Unterhaltung mit klugen Männern in Clubs« führen und damit »fett und faul« werden könnte, oder schlimmer noch: die mögliche »Verbannung und Erniedrigung mit indolentem faulem Dummkopf« (was wohl nicht ganz dem entsprach, wie Emma sich von ihrem geliebten Bräutigam gern umschrieben gesehen hätte). Als Argument dafür notierte er allerdings, dass er jemanden hätte, der »das Haus versorgt«, und eine »nette, sanfte Frau auf einem Sofa« sei »jedenfalls besser als ein Hund«. Also stürzte sich Darwin mutig in die Ehe [...]

Die Stereotype von weiblicher Passivität und männlicher Tatkraft sind so alt wie die Zoologie selbst. Dass der Zahn der Zeit so wenig an ihnen genagt hat, lässt vermuten, dass sie sich für Generationen von Wissenschaftlern »richtig« angefühlt haben – was nicht bedeutet, dass sie das auch sind. Die Wissenschaft hat uns auf jedem Gebiet gelehrt, dass unsere Intuition uns oft in die Irre leitet. Das größte Problem bei dieser netten binären Klassifikation: Sie stimmt nicht.

Versuchen Sie doch einmal, die Notwendigkeit von Passivität einem dominanten Tüpfelhyänenweibchen zu erklären – sie wird Ihnen ins Gesicht lachen (nachdem sie es zerbissen hat). Weibliche Tiere sind genauso promisk, kompetitiv, aggressiv, dominant und dynamisch wie männliche. Sie lenken den evolutionären Wandel genauso wie die Männchen.

DIE WISSENSCHAFT IST VON UNABSICHTLICHEM SEXISMUS DURCHDRUNGEN.

Selbst die innovativsten und gewissenhaftesten Wissenschaftler:innen sind nicht immun gegen kulturelle Einflüsse. Darwins androzentrische Sicht auf die Geschlechter war zweifellos vom vorherrschenden Chauvinismus seiner Zeit geprägt. In der Oberschicht des 19. Jahrhunderts hatten Frauen nur *eine* wichtige Rolle im Leben: Sie sollten heiraten, Kinder bekommen und vielleicht noch ihren Ehemann in seinen Interessen und seinem Beruf unterstützen. Sie sollten also vor allem unterstützend und im häuslichen Bereich wirken, denn Frauen wurden – körperlich und intellektuell – als das »schwächere« Geschlecht definiert. Sie waren in jeder Hinsicht der männlichen Autorität untergeordnet, sei es der von Vätern, Ehemännern, Brüdern oder gar erwachsenen Söhnen.
Dieses soziale Vorurteil wurde von den Ansichten der zeitgenössischen Naturwissenschaft praktischerweise noch gestützt. Die führenden akademischen Köpfe des 19. Jahrhunderts sahen in den Geschlechtern grundverschiedene Wesen, ja eigentlich absolute Gegensätze. Man glaubte, dass Weibchen in ihrer Entwicklung quasi stehen blieben; sie ähnelten jungen Individuen ihrer Art, da sie kleiner, schwächer und weniger farbenfroh waren. Männchen steckten ihre Energie ins Wachstum, die weibliche Energie dagegen wurde gebraucht, um Eier zu produzieren und Junge auszutragen. Da Männchen meist größer gebaut waren, hielt man sie für komplexer, variabler und mental leistungsfähiger als Weibchen. Weibchen galten als durchschnittlich intelligent; die bei den Männchen angenommene große Variabilität dagegen schloss auch intelligente Überflieger ein, wie man sie beim anderen Geschlecht nicht sah. Insgesamt betrachtete man Männchen als höher *entwickelt* als Weibchen.
Diese Ansichten flossen allesamt in Darwins Werk »Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl« ein, das, wie der Titel schon verrät, die Evolution des Menschen und die im 19. Jahrhundert verbreiteten Vorstellungen zu Geschlechtsunterschieden mit der sexuellen und der natürlichen Selektion erklärte. »Der hauptsächlichste Unterschied in den intellectuellen Kräften der beiden Geschlechter zeigt sich darin, dass der Mann zu einer grösseren Höhe in Allem, was er nur immer anfängt, gelangt, als zu welcher sich die Frau erheben kann, mag es nun tiefes Nachdenken, Vernunft oder Einbildung, oder bloss den Gebrauch der Sinne und der Hände erfordern«, so Darwin. »Hierdurch ist schliesslich der Mann dem Weibe überlegen geworden.«
Darwins Theorie der sexuellen Selektion entstand in einer Welt der Misogynie, daher verwundert es nicht, dass das weibliche Tier darin so verzerrt dargestellt, so gering beachtet und unverstanden ist wie eine viktorianische Hausfrau. Viel überraschender und folgenschwerer ist vielleicht, welche Schwierigkeiten es bis heute bereitet, die Wissenschaft von diesem sexistischen Beigeschmack zu bereinigen, und wie sehr sie davon durchdrungen ist.

Ein zentrales Dogma der Wissenschaft ist das Sparsamkeitsprinzip, auch »Ockhams Rasiermesser« genannt. Es lehrt Wissenschaftler:innen, Beobachtungen zu trauen und die einfachste Erklärung für sie zu wählen, da diese wahrscheinlich zugleich die beste ist. Darwins strenge Geschlechterrollen bewirkten eine Abwendung von diesem grundlegenden Wissenschaftsprinzip, da Forscher mit immer verschraubteren Argumentationen weibliche Verhaltensweisen »wegerklären« mussten, die nicht dem Stereotyp entsprachen. Ein Beispiel dafür ist der Nackt- oder Schlankschnabelhäher (*Gymnorhinus cyanocephalus*). Diese kobaltblauen Rabenvögel leben im Nordwesten der USA

und bilden dort lärmende Trupps von 50 bis 500 Tieren. Hochintelligente Lebewesen mit einem derart aktiven Sozialleben verfügen wahrscheinlich über Mittel, um ihre sozialen Aktivitäten zu ordnen, kurzum: ein Dominanzgefüge. Andernfalls würde Chaos herrschen. Die Ornithologen John Marzluff und Russell Balda, die die Häher mehr als 20 Jahre lang erforschten und in den 1990er-Jahren ein Standardwerk über sie veröffentlichten, interessierten sich für die soziale Hierarchie der Tiere. Daher machten sie sich auf die Suche nach dem »Alphamännchen«.
Das erforderte einigen Einfallsreichtum. Wie sich zeigte, sind die Hähermännchen strikte Pazifisten und tragen praktisch nie Kämpfe aus.
Die eifrigen Ornithologen errichteten also Futterstationen mit Leckereien wie fettigem Popcorn und Mehlwürmern, um möglichst territorialen Unfrieden zu stiften. Doch noch immer kämpften die Häher nicht miteinander. Die Forscher mussten ihre Skala der kämpferischen Aktivität nach recht subtilen Hinweisen ausrichten, etwa Seitenblicken. Warf das dominante Männchen dem rangniederen Männchen auch nur einen scharfen Blick zu, verließ Letzteres die Futterstelle. Das war nicht ganz im Stil von »Game of Thrones«„ doch die Forscher dokumentierten eifrig etwa zweieinhalbtausend solcher »aggressiven« Begegnungen.
Als es an die Auswertung der Statistik ging, wurde die Verwirrung noch größer. Nur 14 von 200 Mitgliedern des Trupps qualifizierten sich für einen Platz im Dominanzgefüge, und eine lineare Hierarchie gab es nicht. Die Männchen kehrten die Rangfolge um, und rangniedere zeigten sich »aggressiv« gegen ranghöhere. Trotz dieser verwirrenden Ergebnisse und nicht vorhandener Macho-Feindseligkeit erklärten die Wissenschaftler zufrieden: »Es besteht kaum Zweifel daran, dass Männchen aggressiv Kontrolle ausüben.« Kurioserweise hatten die Forscher durchaus Häher bei deutlich handfesteren Auseinandersetzungen beobachtet als dem Austausch schiefer Blicke. Sie dokumentierten dramatische Luftkämpfe, bei denen sich die beteiligten Individuen im Flug packten und »wild flatternd zu Boden fielen«, wo sie »einander heftig mit den Schnäbeln pickten«. Diese Zusammenstöße waren »das aggressivste Verhalten, das wir im gesamten Jahr beobachteten«, doch sie wurden von den

»Ein schillernder Angriff auf den wissenschaftlichen Sexismus«
NATURE

»Humorvoll, packend, manchmal schockierend (aus den unterschiedlichsten Gründen) und ein Thema, an dem man nicht vorbeikommt.«
BBC WILDLIFE

Brilliant … Cooke ist eine ausgezeichnete Wissenschaftsautorin«
THE TIMES LITERARY SUPPLEMENT

»Das urkomische und aufschlussreiche Buch der Zoologin Lucy Cooke fordert die Evolutionsbiologie für die weiblichen Vertreter aller Spezies zurück.«
A NEW STATESMAN

»Ein Buch, das die Stereotypen und Vorurteile niederreißt. Absolut faszinierend.«
BBC RADIO 4

»Von der Nachfolgerin Attenboroughs. 5«*
THE TELEGRAPH

Wissenschaftlern in kein Dominanzschema eingearbeitet, weil die Beteiligten nicht männlich waren. Es waren allesamt Weibchen. Die Autoren folgerten, dass dieses »gereizte« weibliche Verhalten hormonell bedingt sein musste. Sie vermuteten, dass die Häherweibchen aufgrund eines Hormonschubs im Frühling unter dem »Vogel-Äquivalent zum PMS, von uns PBS (*pre-breeding syndrome*) genannt«, litten.
So etwas wie das aviäre PBS gibt es nicht. Hätten Marzluff und Balda das aggressive Verhalten der Häherweibchen unvoreingenommen beobachtet und mit Ockhams Rasiermesser den Staub von ihrer Schlussfolgerung geschabt, wären sie der Entschlüsselung des komplexen Sozialsystems der Nacktschnabelhäher ziemlich nahegekommen. Die Hinweise darauf, dass unter den Weibchen tatsächlich eine starke Konkurrenz besteht und sie eine entscheidende Rolle in der Hierarchie der Tiere spielen, finden sich allesamt in ihren sorgfältig aufgezeichneten Daten, aber sie erkannten sie nicht. Stattdessen stießen sie dogmatisch noch weiter vor und suchten nach der »Krönung eines neuen Königs«, die auch ihre Überzeugung gekrönt hätte – und natürlich nie stattfand.
Hier ist keine Verschwörung am Werk, lediglich bornierte Wissenschaft. Marzluff und Balda zeigen beispielhaft, wie gute Wissenschaftler unter böser Voreingenommenheit leiden können. Die beiden Ornithologen hatten völlig neuartige Verhaltensweisen beobachtet, die sie innerhalb eines falschen Rahmenwerks interpretierten. Und mit diesem Fehler stehen sie keineswegs allein da. Die Wissenschaft ist, so zeigt sich, von unabsichtlichem Sexismus durchdrungen.
Erschwerend kommt hinzu, dass das akademische Establishment von Männern dominiert war und oftmals noch ist, die das Tierreich naturgemäß von ihrem Standpunkt aus betrachten; die Fragen, die der Forschung zugrunde lagen, wurden also aus männlicher Perspektive gestellt. Viele Forscher interessierten sich schlichtweg nicht für weibliche Lebewesen. Männchen waren das Hauptereignis und wurden zum Standardorganismus – das Grundmodell, von dem die Weibchen abwichen, der Standard, nach dem die Art beurteilt wurde. Weibliche Tiere mit ihrem »Hormondurcheinander« waren Randerscheinungen, lenkten vom Hauptnarrativ ab und rechtfertigten nicht dasselbe Maß an wissenschaftlicher Gründlichkeit. Ihre Körper und Verhaltensweisen blieben weitgehend unerforscht, und die resultierende Datenlücke wurde dann zur Selffulfilling Prophecy. Weibliche Lebewesen gelten bis heute als eine invariante, träge Begleiterscheinung des männlichen Strebens – weil es keine Daten gibt, die ein anderes Bild von ihnen zeichnen.
Das Gefährlichste an der sexistischen Voreingenommenheit ist ihr Bumerangeffekt. Was als chauvinistische Kultur des 19. Jahrhunderts begann, wurde in der Wissenschaft ein Jahrhundert lang bebrütet und dann wieder in die Gesellschaft ausgespuckt, als politische Waffe, versehen mit dem Etikett »Darwin«. Dies verlieh einer Handvoll vornehmlich männlicher Verfechter des neuen Wissenschaftszweiges der evolutionären Psychologie die ideologische Autorität zu behaupten, dass verschiedenste üble männliche Verhaltensweisen – von der Vergewaltigung über zwanghaftes Schürzenjägertum bis hin zum Überlegenheitsempfinden – menschlich nur »natürlich« wären, das hätte schließlich schon Darwin so gesagt. Frauen wurde gesagt, sie hätten dysfunktionale Orgasmen, könnten nie die gläserne Decke durchstoßen, weil ihnen der Ehrgeiz fehle, und sollten sich aufs Muttersein beschränken.

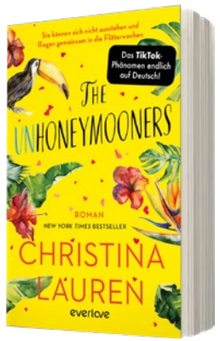
In diesemBuch begebe ich mich auf eine Abenteuerreise um die Welt, zu den Tieren und zu den Wissenschaftler:innen, die die überkommene patriarchalische Sicht auf die Evolution mit neuen Erkenntnissen überschreiben und die weibliche Seite der Arten neu definieren.
Auf Madagaskar erfahren wir, warum weibliche Lemuren – unsere entfernteste Primatenverwandtschaft – die männlichen physisch und politisch dominieren. In den schneebedeckten Bergen Kaliforniens entdecken wir, wie ein Roboter-Beifußhuhnweibchen Darwins Mythos vom passiven Weibchen zerlegt. Auf Hawaii lernen wir verliebte, langjährige Albatrosweibchen-Paare kennen, die traditionellen Geschlechterrollen zum Trotz ihre Jungen gemeinsam aufziehen. Und vor der Küste des US-Bundesstaates Washington fühlen wir uns einer Schwertwal-Matriarchin nahe, der weisen alten Anführerin ihrer Jagdgemeinschaft und Angehörigen einer der nur fünf bekannten Arten (einschließlich des Menschen), bei denen die weiblichen Individuen eine Menopause durchleben.
Mit meiner Erkundung aufkommender Berichte aus der Randzone des Weiblichen zeichne ich hoffentlich ein neuartiges, diverses Bild des weiblichen Tieres. Außerdem möchte ich herausfinden, was diese Erkenntnisse, wenn überhaupt, über uns Menschen aussagen.

Die »Bitches« in diesem Buch zeigen uns, inwiefern weibliche Lebewesen nicht bloß passive Handlangerinnen sind, sondern ums Überleben kämpfen. Darwins Theorie der sexuellen Selektion trieb einen Keil zwischen die Geschlechter, indem sie den Fokus auf die Unterschiede zwischen uns legte, doch diese Unterschiede sind eher kultureller als biologischer Art. Merkmale von Tieren, ob körperlich oder im Verhalten, sind sowohl vielfältig als auch plastisch. Sie können sich den Launen einer Selektion anpassen, und das macht Geschlechtsmerkmale flexibel und formbar. Die Eigenschaften eines weiblichen Tieres lassen sich nicht aus der Kristallkugel seines Geschlechts ablesen, denn Umwelt, Zeit und Zufall haben allesamt Einfluss auf ihre Form. Wie wir noch erfahren werden, haben Weibchen und Männchen weitaus mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede – so viele, dass es manchmal schwerfällt, die Grenze zwischen beiden zu ziehen.

28. SEP 2023

LUCY COOKE
BITCH
Ein revolutionärer Blick auf Sex, Evolution und die Macht des Weiblichen im Tierreich
Aus dem Englischen von Susanne Warmuth und Jorunn Wissmann
Hardcover | 432 Seiten
22,00 € (D) 22,70 € (A)
ISBN 978-3-89029-582-4

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum **Erscheinungstermin** auf **piper.de/leseexemplare** oder schreiben Sie eine E-Mail an: **sales_reader@piper.de** (BuchhändlerInnen) **press@piper.de** (Presse)



CHRISTINA LAUREN

THE UNHONEYMOONERS – SIE KÖNNEN SICH NICHT AUSSTEHEN UND FLIEGEN GEMEINSAM IN DIE FLITTERWOCHEN

29.06.2023

15,00 € (D) 15,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06408-8

CATHERINE NEWMAN

UND WIR TANZEN, UND WIR FALLEN

31.08.2023

22,00 € (D) 22,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07163-5

ZERUYA SHALEV

NICHT ICH

02.01.2024

24,00 € (D) 24,70 € (A)
ISBN 978-3-8270-1476-4

LAURA BALDINI

ASPERGERS SCHÜLER

30.11.2023

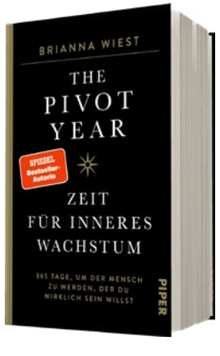
22,00 € (D) 22,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07185-7

HAPE KERKELING

PFOTEN VOM TISCH!

29.06.2023

14,00 € (D) 14,40 € (A)
ISBN 978-3-492-33000-8



BRIANNA WIEST

THE PIVOT YEAR – ZEIT FÜR INNERES WACHSTUM

29.06.2023

22,00 € (D) 22,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07249-6

VOLKER KUTSCHER

TRANSATLANTIK

02.11.2023

14,00 € (D) 14,40 € (A)
ISBN 978-3-492-31987-4

JULIANE STADLER

KRONE DES HIMMELS

02.01.2024

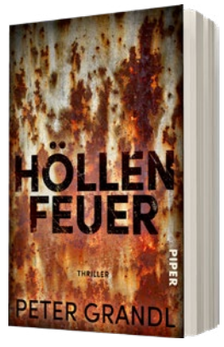
18,00 € (D) 18,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06470-5

GUILLAUME MUSSO

DIE UNBEKANNTE

27.07.2023

18,00 € (D) 18,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06376-0



PETER GRANDL

HÖLLENFEUER

02.01.2024

18,00 € (D) 18,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06450-7

JENNY COLGAN

WINTERTRÄUME IN DER KLEINEN BUCHHANDLUNG

28.09.2023

13,00 € (D) 13,40 € (A)
ISBN 978-3-492-31912-6

GISA PAULY

STILLE WASSER SIND FIES

31.08.2023

17,00 € (D) 17,50 € (A)
ISBN 978-3-492-06454-5

Piper Verlag GmbH
Georgenstraße 4
80799 München

Postfach 40 14 60
80714 München

Tel. (080) 38 18 01-0
Fax (089) 33 87 04

info@piper.de
www.piper.de

GESCHÄFTSFÜHRUNG:
Felicitas von Lovenberg, Christian Schniedermann
Registergericht: Amtsgericht München
Registernummer: HRB 71118

LEITUNG VERKAUF UND VERTRIEB:
Sabrina Lessnig
Tel. (089) 38 18 01 44
Fax (089) 38 18 01 68
sabrina.lessnig@piper.de

MARKETING:
Jennifer Maurer
Tel. (089) 38 18 01-63
Fax (089) 38 18 01-591
jennifer.maurer@piper.de

LEITUNG LIZENZEN & FOREIGN RIGHTS:
Sven Diedrich
Tel. (089) 38 18 01-26
Fax (089) 38 18 01-272
sven.diedrich@piper.de

PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT/ VERANSTALTUNGEN:
Leitung
Kerstin Beaujean
Tel. (089) 38 18 01-25/-38
kerstin.beaujean@piper.de

REZENSIONSANFORDERUNGEN:
press@piper.de
Fax (089) 38 18 01-65

DRUCKEREI:
Gotteswinter und Fibo Druck- und Verlags GmbH
Joseph-Dollinger-Bogen 22
80807 München

Wir produzieren nachhaltig
www.piper.de

Stand März 2023
Preisänderungen und Irrtümer vorbehalten.
Die € (A)-Preise wurden von unserem Auslieferer als sein gesetzlicher Letztverkaufspreis in Österreich angegeben.

Gestaltung: Daniel Sluka | Design · www.daniel-sluka.de
Herstellung: Mark Oliver Stehr, oliver.stehr@piper.de

VERWENDETE SCHRIFTEN:
Adobe Caslon, FreightBig Pro, Proxima Nova, Jumble, Callista

BILDNACHWEIS:
S. 1: Felicitas von Lovenberg © privat
S. 4: Postkarte © privat
S. 6: Elisabeth Sandmann © Gaby Gerster
S. 13: Postkarte © privat
S. 14: Nathan Hill © Michael Lionstar
S. 17: © Nathan Hill
S. 22/23, 24: Katrine Engberg © Les Kaner
S. 32, 34: Helge Timmerberg © Frank Zauritz
S. 36: Philipp Oehmke © Karina Rozwadowska
S. 44: Cesca Major © Anya Goldenburg
S. 54: Karte © Silvia Porcu, patchpo.com
S. 54-60: alle Fotos © Julia und Lisa Hermes
S. 61, 63: Jan Peter Bremer © Andreas Hornoff
S. 70: Jo Callaghan © Edward Moss
S. 80: Carsten Henn © Amanda Dahms
S. 88, 90: Anne Heinz © Marcus Höhn
S. 94: Andreas Altmann © Stephanie Füssenich/laif
S. 98: Özge İnan © Leonardo Kahn
S. 104: Emma Törzs © Carla Rodriguez
S. 112: Ronen Steinke © Amin Akhtar
S. 117: Lucy Cooke © Jet

Leseexemplar-Service für BuchhändlerInnen
Bestellen Sie in drei Schritten Ihr digitales Leseexemplar auf www.piper.de/leseexemplare

e-Book

Trailer für Ihre Online-Filiale

Autorenveranstaltungen

vlbTIX Weiteres Infomaterial auf vlbTIX

peyer COVER

MATERIAL UMSCHLAG:
PEYVIDA puro 270 g/m²
von peyer graphic, Leonberg

Piper Verlag GmbH
Georgenstraße 4
80799 München